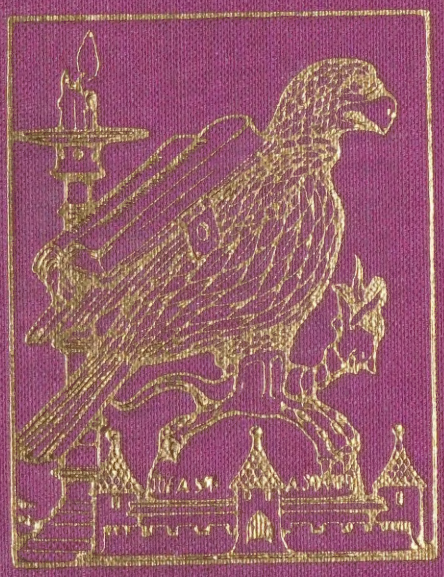
FESTSCHRIFT
BIBLIOTHEKARTAG



1927

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
q 804
F429

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

FESTSCHRIFT
ZUR 23. VERSAMMLUNG DEUTSCHER BIBLIOTHEKARE IN DORTMUND

HERAUSGEGEBEN VON ERICH SCHULZ

VERLAG KARL W. HIERSEMANN, LEIPZIG
1927

KLISCHEES UND DRUCK: C. L. KRÜGER, G. M. B. H., DORTMUND

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

COPYRIGHT BY VERLAG KARL W. HIERSEMANN
IN LEIPZIG

9804
F429

27 Feb 29 Can

HERRN DR. ERNST EICHHOFF
OBERBÜRGERMEISTER DER STADT
DORTMUND / EHRENBÜRGER DER
UNIVERSITÄT MÜNSTER

Agmund 24 Sept. 28 Harv.

667398

Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/festschriftzum2300schu

I N H A L T

GERHARD KNÖRICH, Studienrat am Bismarck-Realgymnasium in Dortmund: Detmar Mülhers römische Inschriften vom Kaisberg. 1

DR. WOLFGANG VAN DER BRIELE, Direktor der Stadtbücherei in Elberfeld: Eine Bibelhandschrift des 13. Jahrhunderts in der Dortmunder Stadtbibliothek. Mit 2 Faksimiles in Vierfarbendruck. 7

DR. OTTO SCHNETTLER, Studienrat am Staatlichen Gymnasium in Dortmund: Vemefragen. 13

DR. LUISE VON WINTERFELD, Direktorin des Stadtarchivs in Dortmund: Vier Leibrentenquittungen von 1456—1478 aus dem Dortmunder Stadtarchiv. Mit 4 Faksimiles. 27

DR. ALBERT WAND, Volontär an der Stadtbibliothek in Dortmund: Zur Geschichte der Dortmunder Bibliotheken. 29

DR. EWALD REINHARD, Studienrat am Staatlichen Gymnasium Paulinum in Münster: I. H. von Wessenberg als Freund der schönen Künste. 59

DR. WALTER BLASE, Bibliothekar an der Stadtbibliothek in Dortmund: Kunstfragen bei Grillparzer und den Romantikern. 65

DR. JOSEPH RISSE, Studienrat an der realgymnasialen Studienanstalt mit Schillerlyzeum in Dortmund: Ein neuer Immermann-Fund, die Urhandschrift des „Alexis". Mit 12 Seiten Faksimile. 89

DR. ERICH SCHULZ, Direktor der Stadtbibliothek in Dortmund: Immermanns Briefe an Ferdinand Gessert. Ein Vorbericht. Mit 6 Seiten Faksimile. . . 119

DR. WILHELM DEIMANN, Studienassessor in Werne an der Lippe: Der Werdegang der Lönsschen Tiererzählungen. (Ein Beitrag zur Geschichte der neueren Tierdichtung.) Mit unveröffentlichten Lönsbriefen. Mit 3 Seiten Faksimile 135

DR. ROLF IPPEN, Syndikus des Niederrheinisch-Westfälischen Zeitungsverlegervereins in Bochum: Das Prinzip der Volkssouveränität und die Tagespresse. 155

DR. HANS WOELBING, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Westfälisch-Niederrheinischen Institut für Zeitungsforschung in Dortmund: Die Zeitschriften Pestalozzis. 165

DETMAR MÜLHERS RÖMISCHE INSCHRIFTEN VOM KAISBERG

GERHARD KNÖRICH

Bekanntlich besitzen wir bisher keine lateinischen Inschriften der Römerzeit aus dem rechtsrheinischen freien Germanien, abgesehen von den kleinen Inschriften auf Münzen und Geräten. Weder in Haltern noch in Oberaden ist auch nur eine Steininschrift zu Tage gekommen. Daher war ich sehr erstaunt, als ich durch Fräulein von Winterfeld erfuhr von römischen Inschriften, die am Kaisberg bei Herdecke vorhanden gewesen sein sollen.

Über diese Inschriften berichtet J. D. von Steinen,[1]) der bekannte westfälische Geschichtsschreiber: Eine halbe Stunde von Volmestein liegt der berühmte Kaysersberg. . . D. Mülher hat an diesem Berge folgende Schriften in Stein gehauen angetroffen:

a. ABVTE. MATRI. LENISSIME.
ARTAVR. FIL. P. VNA. ET. VIT.
CESIMANE. LEGIONIS Ep.
B. M. P.

b. JOCIAVMO. MEDICO. F. F. ET.
NANNE. MATRI. FIDELISSIMAE.
P.

Großes Aufsehen scheint Mülhers merkwürdiger Fund nicht gemacht zu haben, nur Troß erwähnt ihn noch[2]) und bemerkt dazu: Die erste ist besonders wichtig, da darin der 21. Legion erwähnt wird, deren Zahlmeister Artaur war . . . Daß übrigens Mülher zuverlässig ist, bedarf keines weiteren Beweises.

Die erste Bemerkung ist richtig. Daß die 21. Legion bei dem Zuge des Germanicus gegen die Marser i. J. 14 n. Chr. in die Gegend von Herdecke gelangt ist, kann angenommen werden,[3]) aber diese Inschriften würden eine jahrelange Anwesenheit der römischen Legionen, das Bestehen eines Standlagers, voraussetzen. Leider können wir jedoch in dem zweiten Punkt Troß heute nicht mehr recht geben.

Detmar Mülher (geb. 1567, gest. 1633)[4]) war zunächst Wandschneider in Dortmund, gab aber um 1605 den Tuchhandel auf und widmete sich

---

1) Westphäl. Gesch. III S. 1635.

2) Troß, Westphalia 1826, S. 48.

3) Knoke, Die Kriegszüge des Germanikus 2 1922, S. 36.

4) S. über ihn v. Winterfeld, Beitr. Gesch. Dortmunds 29/30 (1922) S. 286. Das Todesdatum 1633 Febr 26 im Kirchenbuch der Marienkirche in Dortmund S. 220b. Daß er Notar war, ergibt sich aus Urkunden, die er ausgestellt hat. (Diese Angaben verdanke ich der Freundlichkeit von Fräulein Dr. von Winterfeld.) Er hatte offenbar einen gleichnamigen Sohn, der Notar und Richter in Bodelschwingh war, nachweislich bis 1676. Daher von Steinens Irrtum Quell. d. westph. Hist. 92.

gelehrten, besonders geschichtlichen Studien. Er lebte dann als Notar in Dortmund. Angeblich war er auch Stadtschreiber.[5])

Er hat mit eisernem Fleiß über die Dortmunder Geschichte geschrieben, Chroniken jeden Formats vom dickleibigen Folianten bis zum dürren Auszug auf einem Bogen.[6]) Dazu hat er fast alle älteren Dortmunder Chroniken für seine Zwecke eigenhändig abgeschrieben. Das Schreiben war allerdings seine Hauptleistung auch bei den eigenen Werken, er gibt getreulich weiter, was er in seinen Quellen vorgefunden hat, Wertvolles und Wertloses ohne Unterschied. Nur selten zeigt er bescheidene Ansätze von Kritik. So ist er im allgemeinen tatsächlich recht zuverlässig.

Aber so löblich sein glühendes Interesse für die Geschichte seiner geliebten Vaterstadt ist, leider hat es ihn auch auf Abwege geführt, es hat ihn zum Fälscher gemacht. Über die älteste Geschichte der Stadt mangeln infolge der verheerenden Stadtbrände des 13. Jahrhunderts die Urkunden ganz. Mülher fühlte sich berufen, diese Lücke auszufüllen. Es ist erwiesen, daß er zwischen 1611 und 1616 eine Urkunde Karls des Großen für einen angeblichen Grafen Trutmannus, nach dem dann die Stadt Dortmund genannt wäre, gefälscht hat,[7]) und daher werden mehrere andere Fälschungen der gleichen Art ihm ebenfalls mit großer Wahrscheinlichkeit zugeschrieben. So erklärt Hansen[8]) ihn für den Verfasser des Schreibens des Papstes Gregor IV. an Ludwig den Frommen bei Übersendung einer Reliquie der heiligen Barbara für die Pantaleonskirche in Dortmund. Die ganz gleichartige Urkunde für die Kirche in Syburg,[9]) die danach im Jahre 700 begründet sein soll, muß ihm dann auch zur Last gelegt werden. Er hat hier die Kupfertafel aus der Kirche von Syburg[10]) übersetzt oder vielleicht auch einen ihr zu Grunde liegenden lateinischen Ablaßbrief abgeschrieben. Es ist nur die Stelle eingefügt, die besagt, daß die Kirche im Jahre 700 erbaut und erst später von Papst Leo geweiht sei. Auch die Gründungsurkunde der angeblichen Pantaleonskirche in Dortmund, des Inhalts, daß diese Kirche von Karl dem Großen am 5. Oktober 811 gestiftet und von Ludwig dem Frommen 818 vollendet und mit allen Zehnten zwischen den fließenden Wassern, der Ruhr und der Lippe, versehen und begabet sei,[11]) ist nicht nur sicher gefälscht,[12]) sondern jedenfalls auch als Mülhers Machwerk anzusehen. Alle diese Fälschungen zeigen das Gemeinsame, daß sie nicht zur Erringung äußerer Vorteile begangen sind, sondern sie sind lediglich dem theoretischen antiquarischen Interesse entsprungen. Der Fälscher

---

5) Becker, in Beitr. Gesch. Dortmunds 2/3 (1878) S. 316.

6) Die erhaltenen s. b. Seibertz, Quellen d. westph. Gesch. I, 1857, 283 f. u. Döring, Johann Lambach u. d. Gymn. z. Dortmund 1875, S. 5.

7) Rübel. Dortm. Urk.-Buch, Erg. I, nr. 1.

8) Chroniken d. deutschen Städte 20, (1887) S. 1821.

9) Ueberliefert: Münster Staatsarch. mscr. 136, f. 56 v. und Dortmund städt. Arch. Hdschr. B XIII 15 zum J. 780, gedruckt: v. Steinen Westph.. Gesch. I, 1602 f.

10) v. Steinen I 1591, wo auch d. Ablaßbrief erwähnt wird, u. 1597.

11) D. Mülher, Kurze Beschreibung der Stadt Dortmund (Hdschr. d. städt. Gymn. VI, 1832) S. 7 u. 8. Auch schon im Summarischen Begriff (Hdschr. d. städt. Arch.) führt Mülher diese Urkunde unter seinen Quellen auf.

12) Döring in Beitr. z. Gesch. Dortmunds I, 1875, 78.

macht einfach von der Taciteischen licentia vetustatis einen recht freien Gebrauch zur Ausfüllung und Ausschmückung der Geschichte seiner Vaterstadt. Mag man darüber nun urteilen, wie man will, jedenfalls kann ein solcher Mann nicht mehr als zuverlässige Quelle für anderweitig nicht überlieferte Urkunden gelten.

Trotz aller dieser Verdachtsgründe fuhr ich eines Sonntags nach Herdecke und durchforschte den Kaisberg nach allen Richtungen und fragte alle Leute nach Steininschriften aus, fand aber nichts außer einem zerbrochenen Grabstein des 16. oder 17. Jahrhunderts.

Es hieß nun also, die Inschriften selbst genau zu prüfen. Schnell ließ sich feststellen, daß Mülhers Inschriften eine auffällige Ähnlichkeit zeigten mit zwei rheinischen Steinen, Corp. Inscr. Lat. XIII 7964[13]):

D. M. Abutae matri pientissimae Appianius Severus

und 7965[14]):

D. M. Joctauno . . . medico peq. et Inanna.

Der Name Abuta der ersten Inschrift und des Tierarztes Joctaunus der zweiten kommen nur in diesen Inschriften vor, sonst nirgends. Die hieraus sich ergebende Vermutung, daß Mülhers Inschriften von diesen beiden des Corpus abstammen, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit erweisen. Sehen wir uns nämlich die Inschriften in der älteren Sammlung von Gruter an,[15]) so sehen wir, daß sie da den Mülherschen noch ähnlicher sind. Die erste lautet dort:

D. M. Abutae matri lenissime Appianus Severus,

die zweite:

M. -- Jociauno --- medico f. f. q. et - Nanna

In der ersten Inschrift hat Mülher mit Gruter gemeinsam das fehlerhafte lenissime. Das Adjektiv lenis kommt als Beiwort der Mutter in den Grabschriften niemals vor, pientissima hingegen außerordentlich häufig. Gruters Gewährsmann hat die Ligaturen auf dem Stein übersehen,[16]) die diesen Irrtum allerdings leicht machten. In der zweiten Inschrift lautet der Name auf dem Stein Joctauno, Mülher und Gruter haben übereinstimmend i statt t. Auch das falsche f. f. statt pe(q.) haben beide gemeinsam. Dies genügt wohl, um zu beweisen, daß Mülher seine Inschriften entweder aus Gruter oder aus einer gemeinsamen Quelle mit ihm hat. Was Mülher über Gruter hinaus hat, scheint seine eigene Arbeit zu sein, er hat wohl nicht mehrere überlieferte Inschriften verschmolzen. Den Namen Artaur der ersten Inschrift habe ich wenigstens nirgends sonst feststellen können. Mit una. et. vit. cesimane. legionis soll

13) Riese, Rheinisch. Germanien in d. ant. Inschr. 1914, 3741. Brambach, Corp. Inscr. Rhenan. 1867, nr. 1986.
14) Riese nr. 2377, Brambach 1985.
15) Gruter, Corpus Inscriptionum ex rec. Graevii, Amsterdam 1707, p 718, 6 u. 635, 8, auf die erste verweist schon Troß.
16) Die Einzelheiten der Überlieferung bei Brambach, a. a O.

wohl wirklich, wie Troß annimmt, trotz der trennenden Punkte die 21. Legion bezeichnet werden. Aber erstens werden in den Inschriften die Legionsnummern immer in Ziffern angegeben, zweitens ist die Schreibung vitcesimane mit tc für den Anfang des ersten nachchristlichen Jahrhunderts ganz unmöglich, drittens kann vicesimanus nicht so gebraucht werden. Die Soldaten der 21. Legion heißen bei Tacitus, wo er über des Germanicus Zug gegen die Marser berichtet, allerdings unetvicesimani,[17]) aber die Legion kann nur unetvicesima heißen. Die Schlußformel b(ene) m(erenti) p(osuit) paßt auch nicht in diese frühe Zeit. In der zweiten Inschrift ist das Attribut der Mutter, fidelissimae, ganz ungewöhnlich. Das Beiwort fidelis erhalten in den Grabschriften außer Sklaven, Freigelassenen und Freunden besonders häufig die Gattinnen, niemals Bruder, Schwester, Vater, Mutter. Mülhers Zusätze zu dem überlieferten Text sind also nicht sehr glücklich und legen kein besonders günstiges Zeugnis über sein Wissen auf diesem Gebiet ab.

Die größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Mülher die Inschriften aus Gruters Sammelwerk entnommen hat. Die beiden Inschriften befanden sich zu Blankenheim in der Eifel, wo Graf Herrmann von Neuenahr und Manderscheid eine umfangreiche Sammlung römischer Steininschriften zusammengebracht hatte.[18]) Sie wurden durch Jakob Kamp,[19]) den Dekan des Bonner Cassiusstifts und späteren Protonotar des Erzbischofs von Mainz, abgeschrieben für Marquard Freher, den Geschichtsschreiber der Pfalz.[20]) Von Freher erhielt Gruter sie.[21]) Vor Gruter sind sie noch nicht gedruckt. Gruters Sammlung erschien zum ersten Male zu Heidelberg 1603. Detmar Mülher, der antiquitalis studiosus, war mit dem Dortmunder Humanisten Caspar Schwarz wohlbekannt, und in dessen vielgerühmter herrlicher Bibliothek fand er jedenfalls den Gruter vor. Möglich ist es allerdings auch, daß Mülher die Inschriften ohne Gruters Vermittelung kennen gelernt hat. Dafür könnte sprechen, daß er gerade diese zwei aus Blankenheim stammenden und beide von Kamp abgeschriebenen benutzt hat, die bei Gruter doch weit voneinander getrennt sind. Kamp war mit dem Kölner Georg Braun bekannt und hat ihm einige Beiträge zu seinem Städtebuch geliefert,[23]) und in der Vorrede des 5. Bandes[24]) druckt Braun eine Bonner Inschrift ab, die er von Kamp erhalten hat. Braun seinerseits war Dekan des Stiftes Maria ad gradus

17) Tacitus, Ann. I, 51, man möchte vermuten, daß Mülher hier unetvicesimana las.

18) Es ist wohl der ältere, der 1492—1530 lebte (s. Allg. Dtsch. Biogr. 23, 485) der Humanist, der Herausgeber des Einhard. Aber seine Nachfolger sammelten weiter. 1590 kommt noch der Stein Brambach nr. 464 von Bonn nach Blankenhein. Ueber die Sammlung s. Brambach p. XVI.

19) S. über ihn Freudenberg, Bonner Jahrbücher, 29/30 (1860) p. 94 ff. 105 ff.

20) Vielleicht befanden sich die Steine also damals in Bonn und sind erst später nach Blankenheim gekommen. Denn Kamp hat sonst nur die Bonner und Mainzer Steine abgeschrieben. Die von Blankenheim hat Joh. Vivianus für Gruter abgeschrieben, s. Brambach Corp. Inscr. Rhen. p. XV.

21) Bonn. Jahrb. 29/30, S. 110 a. 34.

22) S. über ihn v. Winterfeld in Zweite Buchgabe des Dortmunder Immermann-Bundes Dortmund 1924, 13 ff.

23) Bonn. Jahrb. 29/30, 1860, S. 109 u. 230 ff.

24) Der Deutschen Ausgabe: Bruin u. Hogenberg, Contrafactu und Beschreibung von den vornembsten Stätten der Welt. Bd. V. o. J. (zw. 1590 u. 1618) S. 11.

in Köln und als solcher Archidiakon von Dortmund. So kann er, da ja der Religionsunterschied bei den Humanisten keine trennende Schranke bildete, wohl Beziehungen gehabt haben zu den Dortmunder Humanisten, zu denen auch Mülher zu rechnen ist. Das Interesse für die Inschriften ist in jener Zeit außerordentlich rege, die Gelehrten teilen sich brieflich ihre Abschriften mit. Fast jedes geschichtliche Werk aus den rheinischen Landen bringt irgendwie einige Inschriften an, wie ja z. B. Braun sein Städtebuch damit ausschmückt. Da erschien es wohl Mülher notwendig, diesem Mangel, an dem die Ruhr im Vergleich mit dem Rhein krankte, in etwa abzuhelfen.

Wissen möchte man gerne noch, in welchem Werke Mülhers von Steinen die Inschriften fand. In seinen erhaltenen Werken stehen sie nicht. Es scheint, daß die reichhaltigste von Mülhers Chroniken, die mit vielen Urkunden und ähnlichen Beilagen ausgestattet gewesen sein muß, verloren gegangen ist. Denn ebenso wie die beiden Inschriften finden wir nicht mehr bei ihm das wichtige Stück aus der im 13. Jahrhundert im Auftrage des Dortmunder Rates angefertigten Schrift de jure patronatus, das Beurhaus noch aus ihm abgeschrieben hat.[25]) Ebenso steht es mit dem großen Spottlied gegen die Dortmunder, das Troß veröffentlicht hat.[26]) Troß gibt zwar als Quelle nur an: „Aus den Dortmunder Annalen", aber der einleitende Text stimmt mit Mülhers Summarischem Begriff[27]) überein, wo das Spottlied auch erwähnt, aber nicht wiedergegeben wird. Es ist also wohl anzunehmen, daß auch das Lied aus Mülhers großer Chronik stammt. Nicht anders liegt es mit dem, was Troß über die Aufführung des Schauspiels von Joh. Rasser in Dortmund im Jahre 1582, sowie über die durch den Franziskaner Pilking im Jahre 1605 in Dortmund verursachten Unruhen mitteilt.[28]) Troß hat also offenbar, ebenso wie Mallinckrodt,[29]) Mülhers große Chronik noch benutzt. Ja selbst 1835 und 1853 scheint sie noch vorhanden gewesen zu sein.[30]) Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es das bei von Steinen[31]) als Chronicon Westhoffio-Mulherrianum bezeichnete Werk sein. Denn von Steinen hebt hervor, daß dies die reichhaltigste Chronik sei, und wer diese besitze, könne die andern entbehren.[32])

Die beiden Inschriften können allerdings auch aus einem anderen Werke als der Dortmunder Chronik stammen, nämlich aus dem Werk über die

---

25) s. Beitr. z Gesch. Dortmunds, 34, 172 ff.

26) Troß, Westphalia, 1825 III, 58 ff.

27) Hdschr. städt. Arch. Dortmund, S. 713 t.

28) Troß, Westphalia 1825, II 97, III 65 ff.

29) Dortmundisches Magazin 1796, 188 ff.

30) 1835 im Besitz des Justiz-Kommissarius Zimmermann; (s. Eintragung auf dem 1. Blatt von Mülhers Kurzer Beschreibg. der Stadt Dortm. Hdschr. d. städt. Gymn.); 1853 im Besitz der Justizrätin Zimmermann in Dortmund. Fahne Dortmund I (1854) 233 a. 108.

31) Quellen d. westph. Hist. 99.

32) Allerdings müßte man dann annehmen, daß von Steinen diesem Werk den Titel zu Unrecht gegeben hat. Die von Mülher ergänzte und fortgeführte Westhoffsche Chronik ist anscheinend — nach der Beschreibung, die Döring, Johann Lambach u. d. Gymnasium z. Dortmund 1875, S. 6. nr. 16 gibt — in der Paderborner Westhoff-Handschrift erhalten: s. Hansen in Chroniken Deutscher Städte 20, S. 150.

Grafschaft Mark, dessen Plan bei von Steinen abgedruckt ist[33]) und für das auch die von Mülher gezeichnete und in Köln 1608 gedruckte Karte der Grafschaft Mark offenbar bestimmt war.[34])

Der Geist, der Detmar Mülher bei seinen Fälschungen beseelte, war nicht nur überhaupt unter den Humanisten verbreitet, — so veröffentlichte z. B. der Wittenberger Philologe Kaspar Barth 1613 Gedichte des Vestricius Spurinna angeblich aus einer Merseburger Handschrift[35]) — sondern auch in Dortmund scheint Mülher nicht der einzige gewesen zu sein, der davon ergriffen war. Wenigstens habe ich den Eindruck, daß auch Caspar Schwarz auf ähnlichen Pfaden wandelte. Mülher berichtet von ihm, daß er behauptete, Berthold Schwarz, der Erfinder des Schießpulvers, sei sein Vorfahr.[36]) Und wenn Ferdinand von Fürstenberg berichtet, daß manche behaupteten, de Plinius 20 Bücher Bella Germaniae wären in Schwarzens Bibliothek vorhanden gewesen,[37]) so wird diese Fama wohl nicht ohne sein Zutun aufgekommen sein. Es läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit sagen, ob mehr als leere Prahlerei dahinter steckt, aber ich kann mich des Verdachts nicht erwehren, daß da auch eine, nur nicht zur Ausführung gediehene, Fälschung, die ja zu Mülhers Inschriften trefflich passen würde, im Hintergrunde steht. Da nun Mülher nach seiner eigenen Angabe des Caspar Schwarz geschichtliche Arbeiten stark benutzt hat,[38]) könnte man sogar fragen, ob nicht Schwarz irgendwie an Mülhers Fälschungen mitschuldig ist.

---

33) Quellen westph. Hist. 104 ff.

34) Die Karte ist wieder abgedruckt in der Zeitschrift Die Heimat 4, Dortmund 1922, S. 206, nach dem einzigen erhaltenen Exemplar, daß sich im Besitz des Realgymnasiums zu Schwelm befindet. Sie war ursprünglich in Mülhers Kurzer Beschr. d. Stadt Dortmund, wurde aber von P. H. Holthaus, der die Handschrift 1831 besaß, herausgenommen und der damaligen höheren Bürgerschule zu Schwelm geschenkt, an der er als Lehrer gewirkt hatte. Die Chronik selbt vermachte er dem Dortmunder Gymnasium.

35) S. Schanz, Gesch. d. röm. Lit. II 2 (1913) S. 196.

36) Seibertz Qu. d. Westph. Gesch. I, 375.

37) Monumenta Paderbornensia 4, 1714 S. 76, die 1. Aufl. erschien 1669.

38) Seibertz, Qu. d. westph. Gesch. I, 374.

EINE BIBELHANDSCHRIFT DES 13. JAHRHUNDERTS IN DER DORTMUNDER STADTBIBLIOTHEK

WOLFGANG VAN DER BRIELE

Zu den kostbarsten Erwerbungen aus den letzten Jahren zählt die Handschriftenabteilung der Dortmunder Stadtbibliothek einen kleinen Pergament-Codex des 13. Jahrhunderts. Es handelt sich um eine Bibelhandschrift der Vulgata-Ausgabe des Hieronymus, die in ungemein zierlicher, gotischer Minuskel auf sehr dünnem und glattem, sogenanntem Jungfernpergament geschrieben ist. Der Band konnte aus Privatbesitz in der Osnabrücker Gegend erworben werden und trägt auf dem ersten Blatt den Besitzvermerk eines früheren Eigentümers, des bekannten Büchersammlers Grafen Christoph von Kesselstadt. Dieser war in den Jahren 1802—1814 Domdechant in Paderborn und hatte, als die Säkularisation nach dem Jahre 1803 viele Klostergüter verstreute, kostbare Bücherschätze aus der Hildesheimer, Magdeburger und namentlich der Paderborner Diözese an sich bringen können. Die wertvollsten illuminierten Handschriften seiner Sammlung sind in die Dombibliothek zu Trier gelangt und von A. Haseloff u. a. wiederholt in der kunstgeschichtlichen Literatur genannt worden. Der Besitzvermerk Kesselstadts läßt es recht wahrscheinlich erscheinen, daß unsere Handschrift aus einem westfälischen Kloster stammt. Für ihre künstlerische Herkunft ist freilich damit kein Anhaltspunkt gewonnen, im Gegenteil lassen Miniaturen, Initialen und Schrift auf französische Provenienz schließen. Die schon öfters aufgestellte Vermutung, daß deutsche Kleriker, die in Paris studierten, solche Werke mit in die Heimat brachten, trifft möglicherweise hier zu. Vielleicht ist aber auch das kunstreiche Buch als Geschenk eines Fürsten oder Klosters (Citeaux?) nach Westfalen gelangt.

Wichtiger als der Schicksalsweg der Dortmunder Bibel wird für die Handschriftenkunde die Frage nach ihrer Heimat und Schule innerhalb der französischen Buchmalerei sein. Mangels grundlegender Vorarbeiten kann solche Frage hier allerdings ebenfalls nur andeutungsweise und hypothetisch beantwortet werden, nachdem zuvor die Handschrift der Stadtbibliothek Dortmund beschrieben ist:

BESCHREIBUNG DER HANDSCHRIFT

Biblia sacra latina editio vulgata cum prologis S. Hieronymi

Hs. 77. Perg. 131×100 mm (oben stark beschnitten). Schriftspiegel: 105×70 mm. 487 Bll. zweisp. mit je 48 Zeilen. Gotische Minuskel. Lateinisch.

Französische Hs. aus der zweiten Hälfte des XIII. Jhs.

Einband: Schweinslederband des XV. Jhs. mit gepreßten, größtenteils aber

abgegriffenen Ornamenten. Auf der Mitte des Rückdeckels undeutlich: Madonna im Strahlenkranz.

Vorbes.: Graf Christoph von Kesselstadt, Domdechant in Paderborn. Vgl. den Besitzvermerk Bl. 1r: Ex libr. Christophe Ctis de Kesselstadt, Decani Paderbornensis. A. 1807.

Über dessen Bücherschätze vergl. folgende Literatur: Zs. f. preuß. Gesch. u. Landesk. XI, 1872, S. 184. — Zs. f. vaterl. Gesch. u. Altertumsk. (Westfalens) 34. 1876, S. 13. — 39. 1881, S. 157. — 41. 1883, S. 139. — Haseloff, A.: Die ma. Kunst, S. 90 ff. in: Meisterwerke der Kunst aus Sachsen und Thüringen. Hrsg. v. O. Doering und G. Voß. 1906. —

Text: Vorangestellt ist, wie in den meisten Ausgaben, der Brief des Hieronymus an Paulus und die Vorrede zum Pentateuch.

Bl. 1ra: Incip epla sci ieR pbri ad paulinum de oibz divine hystorie libris.
Die heiligen Schriften reihen sich dann mit den Vorreden in üblicher Folge an. Bl. 244 nach dem Psalter, ursprünglich wohl leer in die Lage eingebunden, gehört nicht zum Text, sondern enthält in alter zeitgenössischer Kursive homiletische Notizen und Gleichnisse zum Gebrauch des Priesters bei Predigt und Beichte. Zur Herkunftsfrage keine Angaben oder Andeutungen.

A. Schl. Bl. 487vb: gra dni nri ihu xri cu oibz uob, amen (Apocal. XXII, 21). Ein Register fehlt.

Buchausstattung: Der Buchschmuck besteht aus 9 figurierten und 70 großen Zierinitialen und Randstäben, die mit Knospen und Tierköpfen in Füllungen und an den Enden ausgestaltet sind. Farben vorwiegend rotbraun, dunkelblau, mennigrot, weißrosa, selten grün. Außerdem zahlreiche rote und blaue Anfangsbuchstaben und Ranken in zarter Federzeichnung. Durch den starken Beschnitt sind auf dem oberen Rande die Überschriften sowie zahlreiche Ranken und Ausläufer verstümmelt, auf dem unteren, breiteren Rande nur ganz vereinzelt.

Die neun figurierten Initialen sind teilweise bemerkenswert:

Bl. 1ra zu Beginn des Hieronymus-Briefes figurierte Initiale F (130×18 mm): Mit langem, am linken Blattrande verlaufenden Buchstabenschaft in den Farben Braunrot und Blau, unten in Blattknospen endigend. Zwischen den Querbalken das Bild eines Mönches mit rotbrauner Kutte und violettem Untergewand, im Halbprofil an einem Pult in einem Buche schreibend; Gesicht, Hände und Buchfläche weiß und rosa aufgelegt. Dargestellt ist der hl. Hieronymus.

Bl. 4ra zu Beginn von Genesis I figurierte Initiale I (130×9 mm): Langgestreckter Buchstabenkörper in Form eines Randstabes am linken Blattrande verlaufend und mit Abläufen oben und unten nach rechts und links. Innerhalb des Stabes untereinander in acht mandelförmigen Feldern und einem Rechteck als Basis die Darstellung der Schöpfungsgeschichte und der Kreuzigung. Farben vorwiegend Rotbraun und Blau. Die Felder enthalten von oben nach unten folgende 8 Bilder: I. Majestas domini. II. Gottvater mit der Weltkugel. III. Gottvater erschafft Himmel und Erde. IV. Gottvater läßt Gras und Bäume aufgehen. V. Gottvater erschafft die Gestirne. VI. Gottvater erschafft die Tierwelt. VII. Gottvater erschafft das erste Menschenpaar. VIII. Der Kruzifixus, Maria und Johannes unter dem Kreuz.

Bl. 102vb zu Beginn des ersten Buches der Könige figurierte Initiale F (111×41 mm): Mit langem, zwischen den Spalten verlaufendem Buchstabenschaft in den Farben Blau, Braun und Rotbraun. Zwischen den Querbalken das Bild eines Mannes in Knierock, der mit einem Schwert zum Hiebe ausholt. Vor ihm kniet ein Jüngling in mennigrotem Gewande. Rechts davon ein Krieger, der eine gelbe Holzlade auf den Schultern

Stadtbibliothek Dortmund. Hds 77· 8°. Biblia sacra. Bl. 4ra. Initiale J. Schöpfungsgeschichte. (Natürl. Größe.)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

fortträgt. Dargestellt ist die Entführung der Bundeslade durch die Philister. Ein (?) Sohn Elis wird dabei getötet. Vgl. Könige I, 4 V. 11 und 17.

Bl. 153va zu Beginn der Chronikbücher figurierte Initiale A (85×18 mm): Mit langem, am linken Blattrande verlaufenden Buchstabenschaft. Zwischen den Querbalken drei Männer; rechts und links mit spitzen Hüten, in der Mitte ein grauhaariger Alter in rotem Gewand und mit einer Schriftrolle. Dargestellt sind vermutlich die Stammväter Japhet, Ham, in der Mitte Sem oder sein Nachkomme Abraham.

Bl. 219va zu Beginn des Psalters figurierte Initiale B (55×21 mm): Mit kurzen Abläufen nach oben und unten am linken Blattrande, in den Farben Blau und Braunrot. Innerhalb der Initiale König David mit Krone und Harfe im blauen Gewande vor rotbraunem Grunde sitzend.

Bl. 245rb zu Beginn der Sprüche Salomons figurierte Initiale P (126×21 mm): Mit langem Schaft und Knospenende ähnlich wie oben. Im Buchstabenkopf auf rotbraunem Grunde ein König mit Krone, im Halbprofil auf einem Sessel sitzend, in der Linken eine Rute, die Rechte lehrend erhoben. Vor ihm ein Mönch halb entkleidet, ein aufgeschlagenes Buch haltend. Dargestellt ist König Salomon auf dem Thron, wie er mit belehrender Geste einen Mönch auf die „Disziplin" verweist. Vgl. Sprüche Salomon 1, 2—8.

Bl. 280rb zu Beginn des Propheten Jesais figurierte Initiale U (22×28 mm): Mit kurzem Ablauf oben links in Spiralen und Knospen endigend. Zwischen den Querbalken zwei Knechte in blauen Röcken mit einer Säge zu Seiten eines halbentkleidet Knieenden. Dargestellt ist das Martyrium des Jesaias, den nach der apokryphen Schrift „ascensio Isaiae" Manasse bei lebendigem Leibe zersägen ließ.

Bl. 395va zu Beginn des Matthäus-Evangeliums figurierte Initiale L (58×23 mm): Dargestellt ist die Wurzel Jesses auf einem Lager mit blauer Decke. Hinter dem Lager eine grüne Ampel vor rotbraunem Grunde. Aus dem Lager wächst ein Stamm, teilt sich und bildet eine Mandelform, darin König David mit Krone und blauem Gewande.

Bl. 438va zu Beginn des Römerbriefes figurierte Initiale P (99×21 mm): Mit langem Buchstabenschaft wie oben. Im Kopf des P ein Heiliger mit Nimbus auf einer Bank frontal sitzend. Er trägt ein grauviolettes Gewand und dunkelblauen Mantel vor rotbraunem Grunde. Eine Hand in belehrender Geste erhoben, in der andern eine Schriftrolle. Dargestellt ist der Apostel Paulus.

Auch wer mit der Handschriftenmalerei nur oberflächlich vertraut ist, wird aus der Beschreibung und beigefügten Abbildung entnehmen können, daß unser Codex den Anfängen der frühgotischen Blütezeit französischer Buchmalerei entstammt. Unter der Gnadensonne des französischen Hofes hatte damals im 13. Jahrhundert die Miniaturmalerei mehr und mehr an Bedeutung gewonnen. Die Königin Blanca von Castilien und ihr Sohn Ludwig der Heilige (1226—1270) sind als Auftraggeber und Liebhaber kostbarer Handschriften bezeugt. Die kunstliebende Neigung des Hofes und des Adels förderte die Buchkunst so, daß nicht nur die Schreibstuben der Klöster köstliche Miniaturen pflegten, sondern auch schon das erstarkende Bürgertum berufsmäßige Künstler stellte. Zählt ja die Pariser Steuerrolle von 1292 bereits 13 „Enlumineurs" als steuerpflichtig auf. Doch auch die geistlichen Orden, die Hüter alter Tradition, empfingen neue Impulse, und namentlich die Zisterzienser mit ihrem strengen und ein-

fachen Stil der Initialen und Bildchen wiesen der Malerei neue Wege. Ihre Art und Technik und der Bilderkreis ihrer Bibeln steht auch unserer Handschrift sehr nahe.

Für einen Versuch, die Handschriftenfrage der kleinen französischen Vulgaten etwas zu klären, wurden verschiedene Handschriften der Preußischen Staatsbibliothek herangezogen, mit denen eine Verwandtschaft offenbar zu bestehen schien: So vor allem biblia sacra, Ms. theol. oct. 4 und 8, Hs. Phill. 2001, die von den Sachwaltern der Handschriftenabteilung, Prof. Dr. Hermann Degering und Bibl.-Rat Dr. Joachim Kirchner, nebst liebenswürdigen Auskünften zur Verfügung gestellt wurden. Nicht allzu stark ist die Ähnlichkeit mit der Bibel der Phillipps-Sammlung, deren Beschreibung Kirchner im Verzeichnis der Miniaturen-Handschriften der Berliner Staatsbibliothek gegeben hat (vergl. Kirchner, J.: Die Phillipps-Handschriften 1926, S. 71 ff.). Aus einem Vergleich mit dem Bilderkreis der Handschrift ist wenig zu entnehmen, da nur zwei figurierte Miniaturen vorhanden sind: die ungeheuer verbreitete Darstellung des Hieronymus am Pult und die seltene des Propheten Haggai. Die Farben sind kräftiger, die Schriftzüge aber kleiner als in der Dortmunder Bibel. Bei gleicher Art des Rankenwerks fehlen die charakteristischen Winkelhaken- und Ausläufe der Dortmunder Handschrift.

Bedeutend stärker ist das Verwandtschaftsverhältnis zu den Codices Ms. theol. oct. 4 und 8 (vergl. Rose, V.: Verzeichnis der lat. Handschriften II, 1. 1901, S. 5). Die Handschrift Nr. 4 verfügt über eine etwas größere, sehr saubere Schrift. Die Ranken zeigen genau wie in Dortmund sehr häufig ein einseitiges Fischgrätenmuster. Es finden sich dieselben Winkelhakenabläufe und in den figurierten Initialen dieselben Farben, nur bei den größeren Buchstabenköpfen ist oft mehr Grün verwendet, z. B. auch für die Tierköpfe. Der Bilderkreis deckt sich zum Teil mit dem Dortmunder oder ähnelt ihm wenigstens teilweise:

Bl. 1^{r}: Hieronymus am Pult, Bl. 4^{v}: Schöpfungsgeschichte und Kreuzigung, Bl. 268^{r}: David mit der Harfe, Bl. 299^{r}: Salomon mit Rute, vor ihm ein Mönch, Bl. 314^{r}: Madonna mit dem Kind, Bl. 471^{r}: Mattathias tötet einen heidnisch opfernden Juden (?), Bl. 553^{v}: Paulus mit Nimbus und Kreuz, vor ihm ein Schüler, Bl. 613^{r}: Johannes am Pult.

Ganz erstaunliche Ähnlichkeit mit dem Dortmunder Codex weist aber die Berliner Bibel Nr. 8 auf. Die Initialen, Ranken und Farben gleichen sich fast völlig. An figurierten Initialen enthält die Berliner Handschrift leider nur zwei: Hieronymus am Pult auf dem ersten Blatt und auf dem vierten zu Beginn der Genesis Christus in throno, eine Bild-Initiale mit langem Schaft. Nach einem handschriftlichen Vermerk (Bl. 491^{v}) gehörte die Bibel im Jahre 1609 dem Jesuiten-Kolleg in Emmerich, doch kann ihre rein französische Herkunft gar nicht zweifelhaft sein. Weiterhin sei auf

Stadtbibliothek Dortmund. Hds 77 8°. Biblia sacra. Bl. 102 r°. Initiale F. Entführung der Bundeslade. (Natürl. Größe.)

eine Handschrift verwiesen, die im Jahre 1906 von K. W. Hiersemann, Leipzig, auf den Markt gebracht wurde. Im Katalog 330 (Manuskripte des Mittelalters) S. 29 ff. findet sich eine genaue Beschreibung der Handschrift, sowie zwei Abbildungen. Wertvolle Hinweise auf weitere Exemplare mit gleicher ornamentaler Ausstattung und ähnlichem Bildstoff z. B. auch bei der Einteilung der Genesis-Initiale) gab ferner der hervorragende Kenner mittelalterlicher Handschriften, S. Erlaucht Graf Adalbert zu Erbach-Fürstenau, dessen liebenswürdige Bemühungen der Verfasser einer Empfehlung von Professor Dr. A. Haseloff zu verdanken hat. Von verwandten Bibeln in deutschen Bibliotheken machte er auf die Handschrift der Stuttgarter Landesbibliothek quart. bibl. 19 aufmerksam. Ferner wies er auf die Handschrift in Dijon bibl. Nr. 3 hin, die aus Citeaux stammt. Als wichtigstes Exemplar sei jedoch Ms. bibl. 14397 in der Nationalbibliothek zu Paris genannt, eine Bibel, welche die Königin Blanca von Castilien († 1252) dem Convent zu St. Victor geschenkt hat.

Vielleicht darf man in diesem prächtigen Codex, dessen Einsichtnahme mir z. Zt. nicht möglich war, das Hauptstück und Vorbild für eine ganze Anzahl der kleinen französischen Vulgaten vermuten.

Es wäre erfreulich, wenn dieser fragmentarische Aufsatz in Fachkreisen Anregung gäbe, den aufgeworfenen zahlreichen Problemen gelegentlich nachzugehen.

VEMEFRAGEN

OTTO SCHNETTLER

Es steht bei einem Thema, wie es die Freigerichte*) Westfalens, die Vemegerichte, darstellen, nicht zu befürchten, daß man von vornherein gelangweilte Leser finde, wenngleich gerade dieses Thema in letzter Zeit hier und da nicht selten behandelt worden ist. Und hat doch eben in unseren Tagen die Veme neuster Prägung fast wie einst zur Blütezeit der westfälischen Gerichte mit ihrer geheimnisvollen Tätigkeit die Gemüter erregt. Da sind Fragen, die den Ursprung und die Entwicklung jener westfälischen Gerichte betreffen, gewiß nicht ohne Reiz, zumal ja die alte westfälische Veme mehr oder weniger das Vorbild der heutigen ist.

Allerdings muß man beachten: das, was wir Veme nennen und was auch unsere Vorfahren einst so nannten, also die geheime Genossenschaft von Schöffen, die Macht haben über Leben und Tod und nur e i n e Strafe kennen, den Tod durch den Strang — dieser Geheimbund verrät seine Existenz erst seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Auch erst aus diesem Jahrhundert gewähren die uns überlieferten Nachrichten Andeutungen, daß die Veme- und Freigerichte auch S t r a f e n verhängen. Sonst aber könnte man in der Zeit bis zu Beginn des 14. Jahrhunderts annehmen, es handle sich bei den Freigerichten um eine Gerichtsbarkeit ausschließlich ziviler Art. Bis dann die Folgezeit und vor allem das 15. Jahrhundert ein fast ins Gegenteil verkehrtes Bild zeigt. Denn jetzt erscheinen die westfälischen Gerichte in der Hauptsache als Strafgerichte, bei denen die Heimlichkeit, das Geheimnis, eine große Rolle spielt.

Aber — das bedarf keiner Frage — gerade die Heimlichkeit, das eigentliche Merkmal der Veme, ist nichts ihnen von Anfang an Eigentümliches, sondern etwas Neues. Das Gleiche gilt von dem eigenartigen Verfahren der Freigerichte, wie es sich zeigt in der sofortigen Hinrichtung des bei der Tat ergriffenen Verbrechers. Trotzdem erkennen wir aber in der ganzen Einrichtung des Gerichtswesens so viele Übereinstimmungen mit den Grafengerichten, wie sie einst Karl der Große auch im Sachsenlande einführte, daß diese ohne Zweifel als Ursprung und Grundlage der Freigerichte zu gelten haben und daß letztere eben nichts sind als die Fortsetzung jener aus der Karolingerzeit stammenden Gerichtsbarkeit der Grafen. Ferdinand H e r o l d hat dies 1909 in seiner Arbeit über die Frei- und Grafengerichte Westfalens zuletzt eingehender begründet. Von dieser Auffassung ist natürlich die andere, die da meint, Karl der Große habe die Veme bereits in der vollendeten Form, wie wir sie im 15. Jahrhundert kennen lernen, ins Leben gerufen, wohl zu scheiden. Denn wie schon gesagt, haben die Heimlichkeit und das

*) Im allgemeinen sei verwiesen auf Th. Lindner, Veme, 1888, und meine gleichbetitelte Schrift, 1921.

Verfahren gegen die handhafte Tat als spätere Zusätze zu gelten. Längst ist ja auch jene Ansicht als sagenhafte Gestaltung des Mittelalters erkannt worden; sie scheidet hier aus.

Uns kommt es vielmehr vor allem darauf an, zu prüfen, ob die alte These, daß die Freigrafschaft in allen wesentlichen Punkten auf der Grafschaft beruht, heute noch zurecht besteht.

Das scheint nun allerdings manchmal nicht mehr so. Oppermann z. B. (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Bd. 25, 1906, S. 317 f.) möchte überhaupt das lateinische Wort „liber" (frei) seines alten Begriffes entkleiden und in den liberi nur Franken sehen. In ähnlicher Weise glaubt Th. Ilgen (in derselben Zeitschrift 32, 1913, S. 79 f.) die westfälischen Freigrafschaften als „Enklaven im Landgerichtsverband" betrachten zu müssen. „So wird man ihre Bezirke", meint Ilgen, „als Kolonien einschätzen müssen, die auf Reichs- oder Kaiserland, auf Grund und Boden, dem die Qualität von freiem Eigen, von praedia zukam, angesetzt worden sind." Weiter noch geht Adolf Waas (Zeitschr. der Savignystiftung f. Rechtsgeschichte Germ. Abt. 38, 1917), der den Freigerichten überhaupt den öffentlichen Charakter abspricht und leugnet, daß sie ein Produkt des Zerfalls darstellen. Ja, er versteigt sich (S. 157) zu der kühnen Behauptung, in den Quellen finde eine solche Anschauung keine Stütze.

Waren aber die Freigrafschaften Enklaven oder Kolonien innerhalb des Landgerichts, also in der Grafschaft und dürfen sie nicht als öffentlichrechtliche Einrichtung angesehen werden, dann ist es gewiß um die Ableitung der Freigerichte aus der Grafschaft schlecht bestellt. Denn niemand kann den öffentlichen Charakter der Grafschaft leugnen.

Fragt sich nur, ob denn Ilgen und Waas mit ihren Behauptungen so ganz im Rechte sind. Schon Lindner zeigt uns in seinem bekannten Buche „Die Veme" bei Betrachtung der einzelnen Freigrafschaften, wie diese alle recht schön beieinander liegen. Von Enklaven im Landgerichtsverband kann da doch wohl keine Rede sein, und ebensowenig von Kolonien.

Gewiß saßen die Freien, die Schöffen, auf freiem Eigen, das aus dem Besitze des Reiches rührte. Aber dieses Eigen war doch immerhin ein pflichtiges, auf dem Gerichtspflicht und damit zusammenhängende Lasten ruhten. Aus diesem Grunde ist solches Eigen gar sehr von dem sogenannten durchschlächtigen Eigen zu unterscheiden, mit dem ausnahmsweise auch Abgaben irgendwelcher Art verknüpft sein können, während es Verbindlichkeiten, wie wir sie beim Schöffeneigen, dem Freigut, kennen lernen, nicht zu leisten braucht.

Nun war aber die Gewalt des Freigerichts keineswegs auf diese Güter der Schöffen beschränkt, vielmehr erstreckte sie sich auch auf alles andere reine Eigentum, womit eben jener Besitz gemeint ist, den

die mittelalterliche Sprache auch als Allod zu bezeichnen pflegt. Dies geschieht z. B. noch 1340, wo eigens das Allod dem Begriffe des durchschlächtigen Eigens gleichgesetzt wird (Kindlinger, Münst. Beitr. III, n. 146; vgl. auch n. 147). Nicht selten weisen ja auch die Urkunden darauf hin, daß die Übertragung von Eigentum vor dem Freigericht zu geschehen hat. Hätte aber die Aufgabe des Freigerichts nur darin bestanden, daß eine kleine Zahl von Schöffen über ihre Schöffengüter wachte, so könnte man vielleicht von Enklaven innerhalb des Landgerichtes sprechen. Es ist jedoch eine notorische Tatsache, daß der Gewalt des Freigrafen und seiner Schöffen eben auch alles Eigentum unterstand. Erwägt man dann weiter, daß aller Besitz (mochte er sonst Lehen, Pacht-Pfandgut usw. sein) schließlich Eigentum jemandes sein mußte, so ergibt sich doch, daß dem Freigericht Vollmacht über alle Güter, über allen Besitz im Lande oder zunächst wenigstens in seinem Bezirke zusteht. Da kann man von Enklaven gewiß nicht mehr sprechen. Umgekehrt darf man mit größerem Recht alle jene Ortschaften und Städte, die von der Gewalt des Freigrafen eximiert wurden, als Enklaven innerhalb einer Freigrafschaft bezeichnen.

Wie sehr Ilgen diese Rechte des Freigrafen unterschätzt, zeigt seine Bemerkung (S. 79 f.), nur die zinszahlenden Eigen- und Freigüter hätten vor den Freistuhl gehört. Ist es schon nicht richtig, beide Güterarten so gleichmäßig zu werten (Eigengüter sind ja nur selten belastet), so zeigt eine aufmerksame Durchsicht des Quellenmaterials, wie es vor allem das Westf. Ub. in reicher Fülle darbietet, daß eben nicht nur kleine Frei- und Eigengüter der „Freien", sondern auch große Güter der Edelherren, also Eigentum aller Art, vor dem Freigericht veräußert wird.

Aber was ist ein Freigericht? Diese Frage könnte auf den ersten Blick überflüssig erscheinen. Sie ist es aber keineswegs. Zunächst muß es doch ein Gericht sein, in dem der Freigraf mit den Freien auftritt und den Königsbann handhabt. Also: Freigraf, Freischöffen (Schöffen) und Königsbann sind die drei Kennzeichen eines Freigerichtes. Halten wir diese strenge Definition einmal fest, so ergibt sich schon, daß nicht nur die kleinen Güter der Freien hier aufgelassen worden sind. Die Grafen von Arnsberg und von der Mark, die Edelherren von der Lippe und von Grafschaft z. B. haben im 13. Jahrhundert Eigentum vor wirklichen Freistühlen veräußert. Auch Hermann von Volmestein, der gewiß im 14. Jahrhundert höher einzuschätzen ist als ein Stuhlfreier oder Freischöffe, verzichtete (vor 1309) auf seine Eigentumsrechte vor dem Freistuhl unter Königsbann. Man wird ebenso den Rektor der Kapelle zu Lindenhorst schwerlich dem Stande der Stuhlfreien zuweisen wollen, weil er 1360 den Meierhof zu Holthausen an das Dortmunder Katharinenkloster als durchschlächtiges Eigen vor dem Dortmunder Freistuhl auf dem Königshofe verkaufte. (Seibertz, Ub. III, S. 443 f., W. Ub. III, n. 431, 862, 1399, 1421 u. 1433, ferner n. 482

u. A. 8. Rübel, Dortm. Ub. n. 105 u. A. Rübel, Gesch. Dortm. 1917, S. 297.) Wer aber mit den Urkunden vertrauter ist, der weiß, daß die Urkundenschreiber bei der Wiedergabe einer Freigerichtssitzung manches als bekannt voraussetzen und nicht immer alle Kennzeichen des Freigerichts so klar hervortreten lassen. Oft ist nur vom Königsbann oder vom Freigrafen bezw. Freistuhl die Rede; dazu kommt nun aber, daß ebenso häufig der Freigraf einfach Graf, die Freischöffen nur Freie oder Schöffen genannt werden.

Aber die Gleichsetzung von Freigraf und Graf könnte vielleicht manchem bedenklich erscheinen. Denn wir sind ja gewohnt, in dem Grafen einen höheren Herrn zu sehen als im Freigrafen, nicht selten den Herrn gerade des letzteren. Dieser Unterschied tritt jedoch erst im 14. und 15. Jahrhundert deutlicher in die Erscheinung. Vorher ist das nicht so gewesen. Da finden wir das Freigrafenamt auch in Händen großer, vornehmer Herren. Und eben aus der Tatsache, daß eine richterliche Handlung vor Schöffen bzw. Freischöffen und unter Königsbann stattfindet, dürfen wir mit Recht schließen, daß der als comes (Graf) bezeichnete Verhandlungsleiter ein Freigraf ist. Das soll nicht heißen, die Grafen z. B. von Arnsberg, Altena seien „nur" Freigrafen gewesen. Man muß sich vielmehr klarmachen, daß in der früheren Zeit „Graf" noch beide nachher selbständig gewordenen Begriffe in sich enthält. Wenn 1194 der Graf von Everstein in seinem Freigericht (in libero placito cometie sue) in Gegenwart von Schöffen den Königsbann handhabt (Jansen, Herzogsgewalt 1895, S. 55, A. 3, bzw. Spilcker, Grafen von Everstein, Ub. 1833, S. 22 f.) oder Everhard von Wiclo (= Ardey) ca. 1168/90 als „Graf" (comes) den Vorsitz im Gericht unter Königsbann führt (Knipping, Regesten II, S. 278), so dürfte uns das doch schon zeigen, daß Freigraf neben Graf damals noch nicht als eigener Begriff besteht. Ist das aber richtig — und wir zweifeln nicht daran —, so ist eben der Graf jener und früherer Zeit als Richter im wesentlichen nichts anderes als der Freigraf des 14. und 15. Jahrhunderts. Die älteste Nachricht nun, die uns den Grafen als Vorsitzenden bei einer Auflassung oder Gutsübertragung irgendwelcher Art zeigt, das ist ohne Frage auch die älteste Nachricht über eine Freigerichtssitzung. Sie muß den Ausgangspunkt für unsere Prüfung bilden über die Frage, was für Güterarten auch diesen Gerichten, die wir also ohne Bedenken als Freigerichte ansprechen können, unterstanden haben.

Es läßt sich eine nicht geringe Zahl von Gütern nachweisen, deren Besitzer als Adlige (Edle) vor diesen Freistühlen die Übertragung beglaubigen und beurkunden lassen. Die älteste Nachricht dieser Art rührt aus dem Ende des 9. Jahrhunderts und betrifft den Bischof Wulfhelm von Münster, der sein Erbgut dem Kloster Werden in Gegenwart von Grafen überläßt. 1097 berichtet uns Ähnliches jene Urkunde des Bischofs von Osnabrück, die auch die Biergelden (bergildi) aufführt. (Vgl. ferner Osnabrücker

Ub. I, n. 205, 214.) Auch im Rheinland überläßt 1102 ein Freier (Edler) sein Allod dem Kloster Siegburg, was in Gegenwart des Grafen und Vogts Adalbert und des Freifronen beurkundet wird, indem letzterer als eigentlicher Richter erscheint. Denn er handhabt den Königs- und Grafenbann (bannum faciens ex parte regis et comitis). Ein Hinweis auf die auch sonst oft zu beobachtende Erscheinung, daß der Graf einem seiner Beamten die Ausübung seiner richterlichen Gewalt überträgt. Man darf sich nicht wundern, daß wir hier ein Freigericht im Rheinland antreffen; denn in jener Zeit sind die Freigerichte noch keine Eigentümlichkeit des Landes der roten Erde.

1126 erwirbt der Abt von Corvey das Schloß Itter in einem regelrechten Freigericht. Auch ein Gutstausch zwischen den beiden Edelherren von Gehrden und von Vesperthe wird 1144 vor dem Freistuhl vorgenommen. Der gleiche Heinrich von Gehrden gab 1153 unter Königsbann sein Allod zur Gründung des dortigen Klosters. Auch der Edle Rabodo von Henninghausen hatte schon vor 1170 sein ganzes Erbe seiner Frau geschenkt und diese Schenkung mit „kaiserlichem Banne" bekräftigen lassen. Niemand wird auch das Allod Arnsberg, das schon Erzbischof Reinald von Köln erworben hatte, für ein zinspflichtiges Eigengut oder gar für ein Freigut halten. Als Erzbischof Philipp (1167/91) sich den Besitz bestätigen ließ, geschah das vor dem Freigericht. Zahlreiche Belege dafür, daß Güter von adligen (edlen) Herren vor dem Freigrafen aufgelassen werden, gibt es auch in den Folgezeit noch. Eine Besprechung der einzelnen Fälle erübrigt sich aber wohl. Es mag genügen, wenn wir die keineswegs Vollständigkeit beanspruchende Zusammenstellung der uns bekannt gewordenen Belege hier vornehmen. Zunächst die Fundstellen der oben angeführten Tatsachen: W. Ub. I (Codex) n. 40, S. 33 ff. u. 132 f., dazu Osnabrücker Ub. I, n. 216. Lacomblet, Ub. n. 260. W. Ub. II (Cod.) S. 4 f. u. S. 24, n. 249, ferner S. 71 f., n. 290. Knipping, Regesten II, n. 951; vgl. zu letzterer Stelle Seibertz, Dipl. Fam. Gesch. 1855, S. 418 f., der mit Bezug auf den Königsbann richtig bemerkt: Rabodos Gut „war also freies Eigen". Knipp. a. a. O. n. 1005 u. 1386 (12). Es sei ferner verwiesen auf Erhard, Reg. hist. Westph. (bzw. W. Ub.) I, S. 154 ff. und vorher, S. 174 (1028/36).

Zum Beweise, daß auch Streitigkeiten über freies Eigentum vor das Freigericht gehören, bringt Lindner, Veme, S. 367 ein Beispiel aus Möser, Osnabrückische Geschichte Bd. 8, S. 314, wonach der Edle Walderich (Waldericus nobilis homo), der eine früher gemachte Schenkung ableugnete, vorgeladen und durch den Bischof, die Edlen und Freien gezwungen wurde, sie anzuerkennen. Es ist ferner zu vergleichen: W. Ub. Addit. n. 30 u. 40. Regest. hist. Westph. S. 229 f., n. 1464—66. W. Ub. II (Cod), S. 34; S. 58, n. 274; S. 97, n. 326. Linneborn, Inventare der nichtstaatl. Archive Westfalens: Generalvikariat Paderborn, 1920, S. 15 f., n. 24.

Knipping a. a. O., n. 960; W. Ub. II, S. 115, n. 355; S. 120 f., n. 362; S. 152, n. 409; S. 169 f. Knipping, n. 1300, W. Ub. II, S. 207, n. 496 u. S. 233 f. W. Ub. III, n. 1693; ferner n. 84 u. 171. Seibertz, Ub. I, n. 190. W. Ub. IV, n. 231 u. Anm. u. B. Stolte, Archiv, 1905, S. 131 f. Ich hoffe, die Zahl dieser Belege wird genügen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß auch das Allod, das Eigentum der Edelherren den Grafen bezw. Freigrafen unterstand.

Nun wissen wir aber, daß man immer mehr von der alten Vorschrift abwich, die da verlangte, daß Übertragung von freiem Eigen vor dem Freistuhl geschehe. Nur zur größten Sicherheit wandte man sich später auch noch an den Freigrafen. Dann wurde das Freigericht mehr und mehr durch das Gogericht beiseite geschoben, und gerade die großen Herren kümmerten sich in diesem Punkte nur noch wenig um das Freigericht. Weniger das Eigentum als das Freigut erscheint seit jener Zeit als das der besonderen Obhut des Freigrafen anvertraute Gut. Im 13. und besonders im 14. Jahrhundert sind es vielleicht auch nicht immer umfangreiche Besitzungen gewesen, die ihre Auflassung vor dem Freistuhl erhielten, und das mag die irrtümliche Auffassung Ilgens einigermaßen erklären.

Kam es uns hier vorzugsweise darauf an, den Irrtum Ilgens richtig zu stellen, so dürften unsere Darlegungen aber zugleich auch einige Anhaltspunkte bieten, um die Behauptungen von Adolf Waas zu widerlegen. Er meint, die Freigerichte entbehrten des öffentlichen Charakters. Muß aber ein Gerichtswesen, das über alle Güter des Landes Gewalt hat, nicht notwendig öffentlich-rechtliche Bedeutung haben? Eine solche Gewalt stand aber den Freigerichten anfänglich zu. Ja, diese Befugnisse lassen sich hier noch mindestens das ganze 13. Jahrhundert hindurch nachweisen. Dabei braucht man nicht zu übersehen, daß gerade das Eigentum sich der Gerichtsbarkeit des Freigrafen allmählich entzieht. Im Gegenteil: gerade diese Tatsache läßt uns erkennen, wie wenig Waas Recht hat mit seiner weiteren Behauptung, die Freigerichte seien kein Produkt des Zerfalles. Denn die nachweislich immer häufiger werdenden Abweichungen von dieser gesetzlichen Vorschrift zeigen doch zu deutlich die Zersetzung der alten Verfassungseinrichtungen. Wenn Waas aber meint, solche Ansichten fänden keine Stütze in den Quellen, dann darf man ihm wohl entgegenhalten, daß er mit den Quellen nicht allzu sehr vertraut zu sein scheint. Was Philipp Heck in seiner Besprechung der Arbeit von Eckard Meister in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, 80. Jahrg. 1915, S. 404, gegen Meister gesagt hat, das paßt vortrefflich auch gegen die Ansicht von Adolf Waas. Auch Waas hat es unterlassen, sich Kenntnis von den einschlägigen westfälischen Quellen zu verschaffen! Nicht immer haltbare Anschauungen finden sich auch über die Stellung und das Amt der Freigrafen. Wir haben die Fragen schon oben berührt.

Die Tatsache, daß im 14. und vor allem im 15. Jahrhundert die Freigrafen meist Ritter, Bürger oder Bauern (Freie, Schöffen) sind, hat manchen zu dem Schlusse geführt, auch in früheren Jahrhunderten seien die Freigrafen nur — sagen wir mal — kleine Leute, oft auch Dienstmannen gewesen. So heißt es in der Zeitschrift für vaterl. Gesch. u. Altertumskunde Westfalens, Bd. 74, II, S. 93: erst die Ministerialität habe es einem ermöglicht, stellvertretender Königsgraf, d. i. Freigraf zu werden. Demnach hätten nur Dienstmannen den Posten eines Freigrafen bekleiden können. Wie falsch eine solche Behauptung ist, zeigt die allerdings nicht immer beachtete Tatsache, daß keineswegs nur Dienstmannen, sondern wenigstens bis zum 13. Jahrhundert nicht selten Edelherren als Freigrafen erscheinen. Einige Beispiele mögen das Gesagte bekräftigen: Heinrich aus dem Edelgeschlecht Munzun erscheint 1177 als Soester Freigraf (Knipp. Reg. II, n. 1095 u. 1192. W. Ub. III, n. 1693, A 3. Knipp. S. 278, n. 11). 1211 ist der Edle Ludolf von Bruchhausen (Brockhusen) Freigraf. 1234 führt auch der Edelherr von Büren den Vorsitz im Freigericht, und daß es sich hier nicht um eine gelegentliche, etwa zufällige Wahrnehmung dieses Amtes handelt, ergibt sich deutlich aus einer Bemerkung in der Urkunde. Es heißt hier nämlich: Weil das Landgut in der Grafschaft und unter der Gerichtsbarkeit der Herren von Büren lag, mußten letztere die Abtretung unter Köngsbann bestätigen. Die Herren von Itter werden 1250 als comites liberi bezeichnet. Aber auch andere Nachrichten erweisen sie als Inhaber entsprechender Rechte. So 1227 den Konrad von Itter und 1254 dessen Sohn Regenhard. 1227 ist auch wieder von der Grafschaft des Konrad die Rede. Übrigens handhabt ja, wie schon erwähnt, zur Zeit des Kölner Erzbischofs Philipp (1167/91) der edle Everhard von Wiclo (= Ardey) den Königsbann und führt als „Graf" (comes) den Vorsitz im Gericht „nach dem Brauche der Westfalen und Engern". (Vgl. Hamburger Ub. I, S. 338. W. Ub. IV, n. 231 u. Anm. und B. Stolte, Archiv 1905, S. 131 f. Lindner, Veme, S. 131 u. 145 f. W. Ub. IV, n. 592. Knipp. II, S. 278.)

Wenn wir des weiteren darauf hinweisen, daß es auch schon im 12. Jahrhundert ministerialische Freigrafen gibt, so wird man das vielleicht als eine Selbstverständlichkeit aufnehmen. Überraschend mag es aber manchem sein zu hören, daß auch diese Freigrafen durchweg einfach als „Grafen" (comites) bezeichnet werden. Unter solchen Umständen wird man diese Titulierung bei sogenannten einfachen Edelherren schon eher begreiflich finden. Konrad von Everschütz aus dem bekannten Edelgeschlecht heißt 1130 als Leiter einer Gerichtssitzung (placitum) „Graf" (comes) und richtet unter Königsbann. Auch der Edle Reiner von Freusberg (Froytesbraht) wird 1174 als „Graf" bezeichnet. 1178 finden wir den Edlen Bernhard von Horstmar im Besitze einer Grafschaft. Schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts führen die Edelherren von Bilstein

allem Anschein nach den Grafentitel, den wir dann 1232 und 1282 nochmals bei ihnen feststellen können. Für die Herren von Rüdenberg wird der „Graf" noch 1339 überliefert. (W. Ub. II, n. 211, S. 13, Knipp. II, n. 1005. W. Ub. II, n. 396, S. 143. Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. A. Westf. 55, S. 158 ff. W. Ub. VII, n. 393, u. Lindner, Veme, S. 379. Seibertz, Ub. I, S. 634: Litera Ottonis comitis de Rudbg.)

Die ministerialischen Freigrafen sind zahlreich. Molitor hat schon 1910 eine ganze Reihe zusammengestellt (Stände, S. 21 ff.). Es wäre leicht, ihre Zahl zu vermehren. Auch bei ihnen findet sich selbst noch im 14. Jahrhundert die einfache Bezeichnung Graf. 1291 wird Hermann von Desenberg so genannt. 1310 erscheint ein comes in Amerungen, 1333 Bertold von Lippe als Paderborner Stadtgraf (comes civitatis). Manche Freigrafen aus dem Stande der Dienstmannen bringen es gar soweit, daß sie sich einen eigenen Freigrafen halten. So die Herren von Volmestein, von denen 1186 Heinrich noch selbst comes genannt wird, während seit dem Ende des 13. Jahrhunderts ein eigener Freigraf in ihren Diensten tätig ist. Einen gleichen Fortschritt stellen wir fest bei den Herren von Rinkerode und den Schröder von Ahlen. (Krumbholtz, Ub. Volm. 1917, n. 71 u. passim. Lindner, S. 36 ff. W. Ub. VII, n. 1314.) Die von Philippi aufgestellte Behauptung (Landrechte des Münsterlandes 1907, S. XVII), diese ministerialischen Geschlechter seien freier Abkunft, weil Mitglieder von ihnen als Freigrafen auftreten und Freigrafschaften verwalten, entbehrt einer stichhaltigen Begründung. Philippi meint nämlich, daß nur wirklich freie Leute ins Freigericht hätten kommen können. Ist das schon bei der auch von Philippi nicht geleugneten durchgängigen Unfreiheit der Dienstmannen und ihrer recht zahlreichen Vertretung im Freigericht höchst unwahrscheinlich, so wird die Teilnahme der Ministerialen am Freigericht hinlänglich begreiflich, wenn man erfährt, wie 1186 der Erzbischof von Köln auch anderen unfreien Leuten die Erlaubnis gibt, im Freigericht aufzutreten und mitzuwirken. (Seibertz, Ub. I, n. 90.) Was hier einfachen bäuerlichen Unfreien gestattet wird, das hätte den immerhin höher stehenden Dienstmannen verwehrt sein sollen? Gewiß nicht. Und so muß es dabei bleiben: Die ständisch wohl angesehenen und gehobenen, nach strengem Rechtsbegriff aber unfreien Dienstmannen nehmen als solche mehr und mehr am Freigericht teil und bekleiden eben auch das Amt eines Freigrafen. Auch hierin mag man wieder ein Zeichen des Zerfalls der alten Grafschaft erblicken.

Freigraf und Graf aber sind nicht nur der Form, sondern auch dem Inhalte nach sich deckende Begriffe, soweit wenigstens die Zeit bis zum 13. Jahrhundert in Betracht kommt. Der Graf bekleidete damals als Richter jene begrenzte Vollmacht, die sich nur auf bestimmte Fälle erstreckte, also eine Ausnahmegerichtsbarkeit darstellte. Der Träger dieses Amtes wird dann mit der Zeit Freigraf genannt. Aber bis zu diesem

Zeitpunkt ist Graf ohne Unterschied des Standes jeder, der solche Rechte handhabt oder das Amt bekleidet. Bezeichnenderweise heißt es im Jahre 1200 von Everhard, dem Sohne des Arnold von Altena, dem dieser vorzeitig die Herrschaft abgetreten hatte, daß er schon Graf sei. (Knipp. Reg. II, n. 1580 f.) Demnach war er erst durch den Rücktritt seines Vaters Graf geworden. Ohne weiteres stand ihm diese Bezeichnung nicht zu. Denn „Graf" war damals noch vererblicher Standestitel.

Der Graf (comes) ist also Beamter. Wird er Graf genannt, so ist er es auch wirklich. Fraglich erscheint aber, ob man aus dem Fehlen des Grafentitels auch auf den Nichtbesitz gräflicher Gewalt schließen darf. (Wie etwa H. Aubin, Landeshoheit 1920, S. 50 meint.) Wenn z. B. die Edelherren von Büren oder die von Horstmar sich als Grafschaftsinhaber erweisen, ohne je Grafen zu heißen (über den comes Otto de Buren vgl. W. Ub. IV, n. 2332 u. Register: Otto ist kein Herr von Büren), so dürfte der Schluß, ein nicht titulierter Graf besitze deswegen auch keine gräflichen Rechte, doch etwas gewagt erscheinen. Man möchte vielmehr aus der Tatsache, daß auch Edelherren gelegentlich comes genannt werden, folgern, daß eben auch sie im Besitze gräflicher Gewalt gewesen sind; wenigstens richterlicher Gewalt. Denn es umfaßt ja die Macht des Grafen ursprünglich nicht bloß die Rechtsprechung, sondern auch die Verwaltung einschließlich Heerwesen, Finanz und Polizei.

Der Umschwung in der Verwendung des Grafentitels zeigt sich erst im 13. und 14. Jahrhundert, seit welcher Zeit der Titel Graf zu einer Standesbezeichnung wird. Das war er vorher nicht gewesen. Wohl kamen tatsächlich lange Zeit hindurch, vielleicht bis zum 10. oder 11. Jahrhundert nur adlige (edle) Herren für dieses Amt in Betracht. Aber ein Amt blieb es dennoch, als man es den Händen der hörigen Dienstmannen anvertraute. Die Bezeichnung Graf hat eine Wandlung durchgemacht wie die des Ministerialen: beides sind anfänglich auf keinen Stand, auf keine Schicht des Volkes beschränkte Amtsbezeichnungen, die mit der Zeit eine Einengung auf bestimmte Kreise erfahren. Die Verwendung des Grafentitels beschränkte sich immer mehr auf die großen Herren, und zwar in der Hauptsache auf die Landesherren, fast ausnahmslos Vertreter des hohen Adels, bis dieser Titel später von höheren verdrängt wurde und seinen Wert einbüßte. Die Bezeichnung Ministerial blieb dagegen an der untersten Stufe der Beamtenschaft haften. An den einstigen Beamtencharakter des Grafentitels erinnerten aber später noch einige Ausnahmen: die ursprünglich der Dienstmannschaft angehörigen Grafen von Dortmund und die Edelherren von der Lippe, welch letztere, obwohl sie wirkliche Landesherren waren, dennoch nicht den Grafentitel geführt haben. Bei den Herren von Diepholz ist es ähnlich gewesen. Beide Geschlechter erscheinen erst seit dem 16. Jahrhundert

als Grafen. (Forst-Battaglia, Herrenstand II, 1915, S. 24 f. u. 61, Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. A. Westf. 74, II, S. 65, A. 4.)

Nun könnte man allerdings einwenden, es müsse doch ein wesentlicher, durchgreifender Unterschied zwischen Graf und Freigraf bestanden haben. Der Freigraf sei eben der „abhängige" Beamte gewesen. Oder man macht auch wohl den Unterschied von landrechtlichen Grafen und Freigrafen. (Vgl. O. Forst-Battaglia, a. a. O. S. 17 betr. Bruchhausen und Dortmunder Beiträge XXIV, S. 17 f. A. 6.) Demgegenüber ist zu sagen, daß auch die später als Landesherren erscheinenden Grafen ihre „gräflichen" Rechte, die sich später als Freigrafschaften erweisen, zunächst von höheren Herren zu Lehen haben, daß also auch diese Grafen abhängig sind. Und waren die großen Herren schließlich nicht selbst wieder von Kaiser und Reich abhängig? Unabhängiger wurden sie erst mit der Schwächung der Kaisermacht, und diese Unabhängigkeit setzte sich fort bis zu einer gewissen Grenze in alle Teile des Reichskörpers. Wer da auch unter den Grafen einen Machtvorsprung von seinen Genossen besaß, erlangte größere Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit. Bei einem solchen konnte es wohl den Anschein gewinnen, als besitze er seine Grafenrechte zu eigen, obwohl sie doch in Wirklichkeit dem Reiche und seinem Oberhaupte, dem Kaiser, zustanden. Landrechtlicher Graf ist der Freigraf übrigens auch; er ist keineswegs Privatbeamter, sondern verwaltet öffentliche Rechte und steht im Dienste des Staates, was ja durch den Königsbann noch besonders zum Ausdruck kommt. Auch der Dienstmann, der im Auftrage seines Herrn das Freigericht leitet und die Freigrafschaft verwaltet, ist ein Beamter im Sinne des Landrechts. Denn er übt sein Amt ja nur aus an Stelle und in Vertretung seines Herrn, während er selbst im strengen Sinne Höriger, allerdings zugleich auch Beamter ist. Also auch diese Unterscheidung dürfte sich nicht aufrechterhalten lassen! Wie nun die später zu Landesherren emporsteigenden Grafen nicht selten das Amt eines Vogtes verwalten, so werden auch die übrigen Träger des Grafentitels manchmal Vogt genannt. Es kommt sogar vor, daß „Vogt" und „Graf" bei denselben Personen wechseln. Aber es finden sich gelegentlich auch andere Bezeichnungen für den vorwiegend Graf genannten Beamten; so preses (1100), provisor (1185), vicarius (1170). Die Grafschaft des Hermann von Ravensberg heißt 1182 praefectura. (W. Ub. I, S. 133, n. 170; II, S. 177 f. Linneborn, Invent. 1920, S. 15 f. Archiv f. Gesch. u. A. Westf. III, S. 137, A.)

Die Bezeichnung Vogt hat sich besonders bei dem Soester Freigrafen eingebürgert. 1184 führt der Vogt Wilhelm den Vorsitz im Gericht unter Königsbann. Noch deutlicher ist das 1262 zum Ausdruck gebracht, wo der Vogt vom Könige Richard das Amt der Vogtei, genannt Königsbann, übertragen erhält. Auch in Medebach wird schon 1165 der Träger des Königsbannes als Vogt bezeichnet, was ebenfalls im 14. Jahrhundert

noch geschieht. (Lindner, Veme, S. 116. Knipping, Reg. II, s. v. Heimbach bzw. Soest im Register. Seibertz, Ub. I, n. 323 u. S. 73 und II, n. 718, S. 380 ff.; ferner I, S. 624 f.: ius advocatie, quod dicitur Vridinch.)

Ohne Zweifel hat man aber auch sonst das Wort Vogt im Sinne von Graf und Freigraf gebraucht, und wir werden daher sowohl den Vogt Bertold von Everschütz (1158) wie auch den stellvertretenden Vogt Gerlach von Itter (1167) und den in der gleichen Stellung (1180) erscheinenden Alhard von Heiden (Hethene) als Inhaber freigräflicher bzw. gräflicher Gewalt ansehen dürfen. (W. Ub. II, n. 317, S. 91, n. 339, S. 106 u. S. 152.) Übrigens besitzen auch die Herren von Grafschaft 1360 Vogtei und Königsbann. (Lindner, S. 133, A. 4.)

Waas begeht den Fehler, daß er die Gerichtsbarkeit des Freistuhls auf einen bestimmten Personenkreis beschränkt, nämlich auf die sogenannten Freibauern, die von ihrem Lande dem Grafen und dem König abgabepflichtig sind. (S. 154 f.) Aber er steht damit keineswegs allein. Neuerdings hat auch Philippi wieder in seiner Geschichte der Provinz Westfalen, Verlag Schöningh, Paderborn, 1926, S. 69 und 165, dasselbe behauptet.

Keinesfalls unterstanden n u r diese Freibauern dem Freigericht. Das gilt nicht einmal allein für die zivile Gerichtsbarkeit. Wie schon oben ausgeführt, verfügt der Freigraf ja nicht nur über das Schöffengut, das Gut der Freibauern, sondern auch über E i g e n t u m j e g l i c h e r A r t. Aber Philippi wirft auch hier wieder beide Güterarten zusammen und kommt so zu diesem ganz unhaltbaren Schluß, worin ihm Waas anscheinend gefolgt ist.

Da nun das Freigericht aber auch kriminelle Gerichtsbarkeit ausübt und ihm hier ganz bestimmte Verbrechen vorbehalten sind, so kann unmöglich die Gerichtsbarkeit auf die „Freien" beschränkt worden sein. Denn gewiß gab es nicht in diesem Stande allein Verbrecher. Auch heißt es im Sachsenspiegel: unter Königsbann sollen die Schöffen Urteil finden über jeden . . . , f r e i o d e r u n f r e i (III, 69, 2). In der Dortmunder Freigrafschaft unterstanden tatsächlich 1486 auch E i g e n l e u t e dem Freigericht. (Dortm. Beitr. XXXI, 1924, S. 134.)

Es ist übrigens wohl möglich, daß das Schöffeneigen, das Freigut, „letzten Endes als Reichsgut zu gelten hat". (Philippi, S. 96.) Wie gesagt, muß man aber das Eigentum davon unterscheiden. Philippi möchte nun etwa wie Oppermann, der in jedem liber (Freien) einen Franken sehen zu müssen glaubt, das Freigut sozusagen zum Frankengut machen und alle Freischöffen als fränkische Kolonisten ansehen. Eng zusammen hängt hiermit auch die Ansicht Ilgens von den Freigerichten als Enklaven in der Grafschaft. So sicher auch Franken unter den Schöffen gewesen sind und so bestimmt Karl der Große ebenso Sachsen zu Grafen erhoben hat, so gewiß ist es auch ausgeschlossen, daß auf die Dauer nur Franken

hätten die Schöffenwürde erlangen können. (Vgl. auch Rübel, Gesch. der Stadt Dortmund, 1917, S. 72 f., ferner Zeitschr. f. V. G. u. A. Westf. 74, II, S. 92 und A. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europ. Kulturentwicklung, 1918, I, S. 83.)

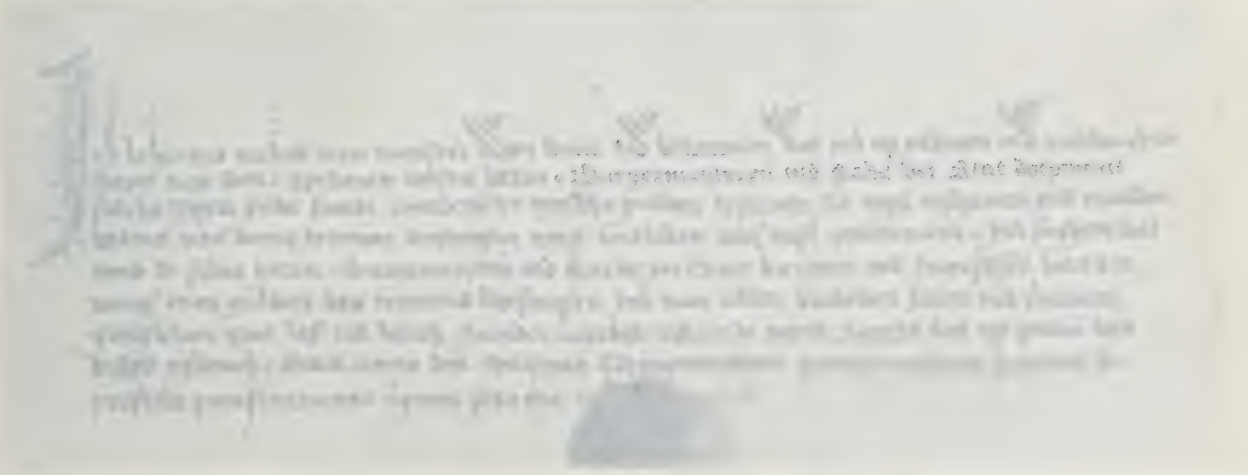
Doch wir haben auch bei Philippi noch einige Unrichtigkeiten in der Behandlung der Veme zu rügen. So tadelt er (S. 163), daß bei Lindner das Allgemeine in der Geschichte der Veme nicht genügend hervortrete. Das ist aber gar nicht richtig. Hat Lindner doch in der Einleitung seines Buches die Geschichte der Veme eigens im großen Überblick behandelt. Auch diese Behauptung Philippis (S. 164) läßt sich kaum aufrechterhalten, daß bei Lindner die Veme in verklärtem Lichte erscheine. Im Gegenteil, die Behandlung der ganzen Frage geschieht in nüchternster Form und gerade gegen die romantische Auffassung hat Lindner nachdrücklichst Stellung genommen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, bestreitet Lindner, daß die Veme in ihrer Blütezeit positiv gut und nützlich gewirkt habe. Hans F e h r dagegen hält noch heute in der neuesten Auflage seiner Rechtsgeschichte 1925 (S. 168 ff. u. 372) an der gegenteiligen Auffassung fest.

Weiter läßt Philippi (S. 168) die Ausbreitung des westfälischen Freischöffentums erst nach 1371 beginnen, und zwar mit der Begründung, daß man nicht genug Leute gehabt habe, um die Bank mit sieben Schöffen besetzen zu können. Eine solche Behauptung muß jedem, der die Urkunden und Nachrichten jener Zeit einigermaßen kennt, schon nicht recht glaubwürdig erscheinen. Außerdem aber gibt es ganz klare Belege, die uns bedeutend früher die Ausbreitung der Freischöffen erkennen lassen. Schon gegen 1300 finden sich solche in Bremen und Wesel und 1322 gibt es auch Freischöffen auf der linken Rheinseite, und zwar Schöffen, die den Strang gegen Verbrechen handhaben, wie es in einer bisher nur wenig berücksichtigten Urkunde des Erzbischofs von Köln heißt, die das Bestreben der westfälischen Freigerichte, sich über die Grenzen Westfalens auszudehnen, in ganz unmißverständlicher Deutlichkeit zeigt (Lindner, Veme, S. 401 u. 310 f. Kisky, Regesten der Erzbischöfe von Köln, IV, n. 1302.) In Wesel hießen übrigens diese Leute damals i m p e r i a l e s scabini. Mancher könnte vielleicht denken, es sei zweifelhaft, ob hier zum westfälischen Freigericht gehörige Schöffen gemeint seien. Aber die Bezugnahme auf das Reich findet sich ja besonders im 15. Jahrhundert nicht selten in den Vemeurkunden. Doch schon früher begegnet man auch in Westfalen ähnlichen Ausdrücken. In Langendreer heißen die Freischöffen 1255 liberi imperii, was sich allerdings aus der Nähe des „Reiches" Dortmund erklären ließe. Wie wenig berechtigt wir aber dazu sind, zeigt eine Urkunde aus R h e d a, worin 1338 gleichfalls liberi scabini i m p e r i i erscheinen. Noch 1523 beriefen sich Freischöffen im Kreise Hagen auf ihren dem R e i c h e geleisteten Eid. Auch der Sachsenspiegel spricht ja

von „des r i k e s scepenen“, worunter in der Hauptsache Freischöffen zu verstehen sind, aber gewiß nicht bloß in dem Sinne von Stuhlfreien. Gehörten doch auch im eigentlichen Westfalen Edle zu den Freischöffen. Erich Molitor mag daher wohl Recht haben (Stände 1910, S. 18, A. 1), wenn er die Worte des Sachsenspiegels mit dem weiteren Begriffe „Schöffenbare“ wiedergeben will. (Lindner, Veme, S. 401 u. 310 f., Dortm. Ub I, S. 45. Invent. der nichtst. Arch. Westf. Beiheft Koesfeld 1904, S. 139. A. Meier, Gesch. Breckerfeld, II, S 204 ff. Linneborn, Inv. Gen. Vik. Paderborn, 1920, S. 15 f. Spilcker, Grafen v. Everstein Ub. S. 22 f.)

Wenn wir hier nun zu zeigen versuchten, daß der Freigraf ursprünglich kein anderer ist als der Graf und ihm eine so umfassende Gerichtsbarkeit über a l l e Güter seines Gebietes und über alle Personen, ob frei oder unfrei, zustand, daß Graf und Freigraf den Bann vom Könige und vom Reiche haben, alles wie einst bei den Grafen der Karolingerzeit, dann sollte es niemand mehr zweifelhaft sein, daß Quelle und Ursprung der Freigrafschaft die Grafschaft gewesen ist, mit deren Kraft in neuer Gestalt die Veme so eigenartige Blüten trieb.

N. 1. Dortmunder Archiv 3000 (1457 Febr. 1.)



N. 2. Dortmunder Archiv 3000 (1457 Febr. 1.)

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

VIER LEIBRENTENQUITTUNGEN VON 1456-1478 AUS DEM DORTMUNDER STADTARCHIV

MIT VIER FAKSIMILES

LUISE VON WINTERFELD

Leibrentenquittungen werden im allgemeinen wenig beachtet. Sie sind meist sehr zahlreich vorhanden, und ihres belanglosen Inhaltes wegen verwertet man sie gewöhnlich nur statistisch, um die Verschuldung einer Stadt festzustellen. Immerhin bieten sie paläographisch und kulturgeschichtlich mehr Interessantes, als man vermutet, da sie uns Einblicke in die privaten Schreibstuben gewähren, die sonst der Forschung fast ganz entzogen sind.

Denn die Städte verkauften vielfach Leibrenten an auswärtige Personen und sahen in der Regel ihre Leibrentenschulden nicht als „Bringschulden", sondern als „Holschulden" an. Bei jedem Termin mußte also der Gläubiger persönlich oder durch einen Boten gegen eine schriftliche Quittung die fällige Summe an der Stadtkasse erheben. Diese Quittungen verblieben alsdann im städtischen Archiv, aber sie entstammen nicht der Stadtkanzlei, sondern wurden von den Empfängern ausgestellt. Da diese selbst vielfach nicht die Schreibkunst verstanden, so genügte es, daß sie die Quittungen durch ihr aufgedrücktes Siegel beglaubigten und die Schreibarbeit gegen Entgelt von Freunden oder Lohnschreibern, die es in allen größern Städten gab, ausführen ließen.

Hierfür sind die Leibrentenquittungen des Lubbert Melies von Münster im Dortmunder Stadtarchiv ein besonders lehrreiches Beispiel. Leider sind nur vier Stück vorhanden (s. d. Abbildungen):

Nr. 1	(Dortm.	Archiv	2978)	von	1456 Juli 7
„ 2	(„	„	3009)	„	1457 Febr. 1
„ 3	(„	„	3091)	„	1460 „ 11
„ 4	(„	„	3350)	„	1478 Jan. 5

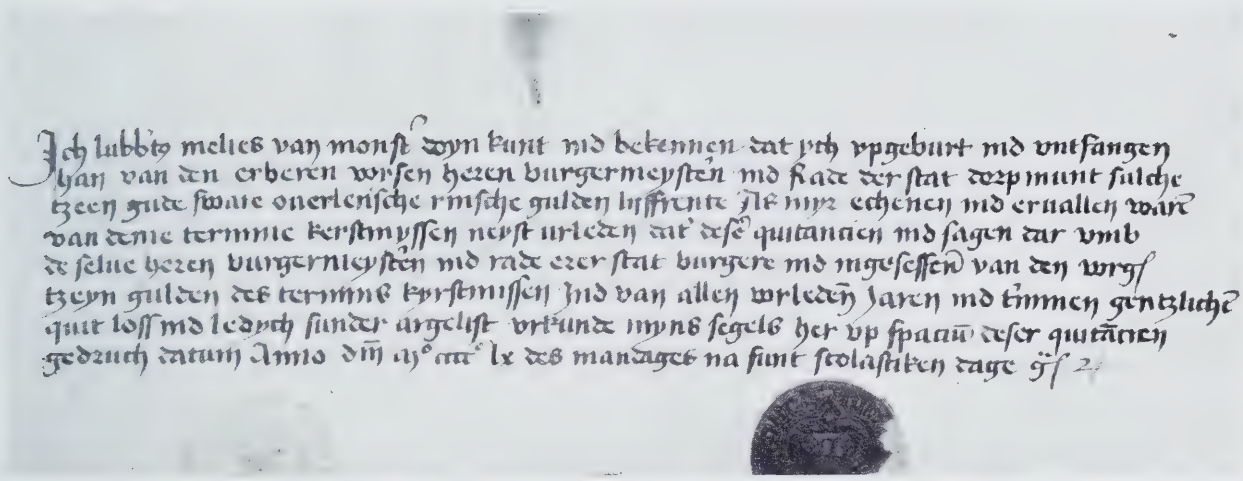
Alle vier stimmen im Formular fast restlos überein, weichen aber in Schrift und orthographischen Besonderheiten stark voneinander ab. Jede ist auf anderm Papier von einem andern Schreiber geschrieben, und jeder dieser Schreiber handhabt die Feder mit so geübter Geschicklichkeit, wie sie nur Vielschreibern eigen ist. Zeigen Nr. 1 und 4 die eilige, flüchtige Kurrentschrift, wie sie uns sonst ausnahmslos in den sonstigen Dortmunder Leibrentenquittungen des 15. Jahrhunderts begegnet, so fallen Nr. 2 und 3 durch die Verwendung der Buchschrift als etwas Ungewohntes, ja Einzigartiges im Dortmunder Archiv auf. Der vierte Schreiber hat den Buchduktus flott und frei gestaltet, während der zweite, der kaum ein halbes

Jahr später als der Schreiber der ersten Quittung schrieb, überaus sorgfältig sich ans Werk machte. Er nahm ein besonders festes Papier, das einen Ochsenkopf als Wasserzeichen trägt, begann mit einer schlanken, feinverzierten Initiale und gab durch Zierstriche der ersten Zeile ein feierliches Ansehen. Unwillkürlich hat man deshalb den Eindruck, als wollte er ein Probestück seines Könnens vorlegen, vielleicht um einen größeren Auftrag, die Abschrift eines Buches, zu erhalten.

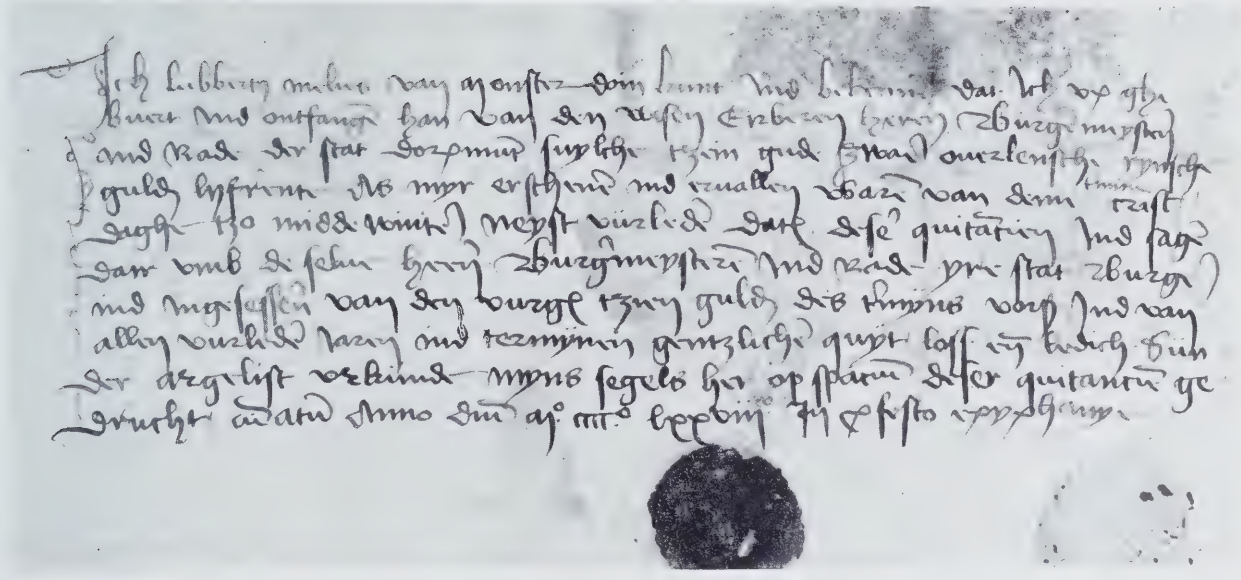
Legt man die vier Stücke nebeneinander, so würde man wegen der Vielfältigkeit des Schriftcharakters ihre gleiche Provenienz bezweifeln, wäre sie nicht durch Namen und Daten bezeugt. Bei näherem Vergleich zeigt sich dann, daß Lubbertus Melies (Melyes, oder nach der Siegelumschrift Melius), den wir sonst nicht kennen, die Quittungen diktierte und die Schreiber sie nach dem Gehör mitschrieben. Alle vier Stücke zeigen nämlich den gleichen Wortlaut und den gleichen Mischdialekt,[1]) weichen aber in der Schreibung der gedehnten Vokale voneinander ab.[2]) Dem dritten Schreiber scheinen Worte wie „erschenen" und „vurleden", für die er „echenen" und „urleden" bezw. „wrleden" schreibt, sprachlich nicht geläufig gewesen zu sein. Man sieht also deutlich, daß Lubbert Melies sich nicht stets an denselben Schreiber wandte, sondern ihn je nach Gelegenheit wechselte. Dabei muß die Frage, ob die vier Quittungen alle in Münster entstanden sind, ob also an einem Orte Schreiber verschiedenster Schreibschulen und Herkunftsgegenden nebeneinander ihr Brot verdienten, leider offen bleiben, da Lubbert, vielleicht als Handelsmann, häufig auf Reisen war und seine Quittungen auch unterwegs schreiben lassen konnte.

---

1) z. B. hd. „ich", „tzien" (tzeen, tzeyn), „ingesessenen" neben ndd. „doyn" (doin), „dat", „up" (op)
2) z. B. raide, rade, raede; — eirberen, eyrberen, erberen.



Nr. 3. Dortmunder Archiv 3091 (1460 Febr. 11.)



Nr. 4. Dortmunder Archiv 3350 (1478 Jan. 5.)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

ZUR DORTMUNDER BIBLIOTHEKSGESCHICHTE

ALBERT WAND

Nur wenige Überreste künden heute noch dem Fremden, der Dortmunds Boden betritt, daß dieser Zentralpunkt des Handels und der Industrie Westfalens auf eine altehrwürdige, ruhmreiche Geschichte zurückblickt, erzählen noch von dem alten, regsamen Hanseatengeiste, der einst in dieser reichsfreien Stadt herrschte. Nach einer großen geschichtlichen Vergangenheit folgte ein jäher Absturz von Dortmunds stolzer Stellung. Die blühende Handelsstadt sank zum unbedeutenden Landstädtchen herab. Erst seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts setzte wieder ein Aufschwung ein, der Dortmund zur größten Stadt Westfalens machte. Bei dieser Entwicklung in wirtschaftlicher Hinsicht hat man in Dortmund nicht vergessen, auch den geistigen Belangen Rechnung zu tragen; man ist bestrebt, ihm wieder den Platz im geistigen Leben zu erkämpfen, den es einst mit Stolz einnahm. Die kulturelle Blütezeit Dortmunds wird gekennzeichnet durch den Ruf des 1543 gegründeten Archigymnasiums im ersten Säkulum seiner Geschichte. Von lebhaftem, regem geistigen Interesse seiner Bewohner künden die zahlreichen Chroniken aus Dortmunds Vergangenheit, deren es nicht weniger als 35 gibt.[1]) Ein gewichtiger Zeuge für das kulturelle Leben Dortmunds ist auch die im Zusammenhang mit dem Gymnasium gleichzeitig, 1543, eingerichtete Druckerei, deren Gründungsjahr später liegt als der Beginn der Druckereien in Münster (1485), Soest (1523) und Lippstadt (1524), aber gleichzeitig mit Minden (1543) ist.[2])

Trotz all dieser Zeugen eines hochentwickelten geistigen Lebens in den vergangenen Jahrhunderten, das von der Lokalforschung schon recht rege bearbeitet ist, fehlt es doch bisher an einer Arbeit, die dem Bibliothekswesen in Dortmund in den vergangenen Jahrhunderten Beachtung geschenkt hat. Auf Anregung des Bibliotheksdirektors Dr. Schulz in Dortmund, dem ich auch für seine Förderung dieser Arbeit sehr verbunden bin,[3]) soll deshalb versucht werden, ein Bild der Geschichte der Dortmunder Bibliotheken in den vergangenen Jahrhunderten zu geben. Bei der Beschränktheit der Zeit, der Zerstreutheit der Quellen, zumal da es auch an wesentlichen Vorarbeiten fehlt, kann diese Arbeit nichts diese Materie Erschöpfendes bieten, sondern will nur ein erster Versuch und eine Anregung für ein bisher unbearbeitetes Gebiet der Dortmunder Geschichte sein.

---

1) Seibertz, Quellen zur westfäl. Geschichte. Bd. I, S. 281. Einleitung zu Detmar Mülhers Chronikon.

2) Klemens' Löffler „Dortmunder Buchdruck des 16. Jahrhunderts" in den „Beiträgen zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark" Bd. XIII, S. 29—30.

3) Zu Dank bin ich ferner verpflichtet Herrn Propst Hähling von Lanzenauer, Herrn Oberstudiendirektor Dr. Weichardt in Dortmund und Herrn Franziskanerpater Autbert Stroick in Münster, der auf meine Bitte die Akten des Minoritenklosters Dortmund im Staatsarchiv in Münster durchsah und mir wertvolle Notizen zur Verfügung stellte.

Über die älteste Geschichte Dortmunds besitzen wir keine zuverlässige Kunde. Die Zeugen hiervon sind durch die großen Brände von 1236 und 1297 verloren gegangen.[4]) Erst von 1297 datiert das älteste erhaltene Buch, ein Bürgerbuch.[5]) Aus dem 14. Jahrhundert ist ein originelles Stadtbuch auf neun Buchenblättern erhalten.[6]) Aus der Zeit um 1340 ist noch das aus 34 Pergamentblättern bestehende „rote Buch" und aus der Zeit um 1360 das Stadtbuch oder Kopialbuch vorhanden.[7]) Doch diese Bücher sind ebenso wie „dat Buk tho den Rikesluden" um 1380—1491[8]) zu den Archivalien zu rechnen, wenngleich es in dieser Zeit schwer ist, Archiv und Bibliothek genau zu scheiden.

Die ältesten Bibliotheken haben wir zweifellos bei den Kirchen und Klöstern zu suchen. In Dortmunds näherer Umgebung besaß die Kirche in Brechten ein altes Manuskript, das D. Mülher erwähnt. Die Annales Tremonienses sagen, daß es 1325 geschrieben sei. Nach Mülhers Zeugnis soll es neben der Dortmundischen auch die Geschichte des benachbarten Landes abhandeln. Herr von Steinen hat es aber nicht ausforschen können und bemerkt: „Vielleicht ist es in den Kriegszeiten verlohren gegangen".[9]) Mallinckrodt, der diese Notiz von Steinens übernimmt,[10]) ergänzt sie durch eine Darlegung des Lehnsrichters Beurhaus, der davon in dem seinen „Merkwürdigkeiten der Kayserlich freyen Reichsstadt Dortmund" vorausgeschickten Abschnitte: „Nachricht von denen Schriftstellern, welche die Dortmundische Geschichte beschrieben haben", unter § 13 sagt: „ Joh. Nederhoff gedenke eines alten Manuscripti, welches er in der Kirche zu Brechten gefunden, worin ein und anderes von dem Kriege und der Schlacht auf der Brechtenschen Heyde vom Jahre 1254 enthalten sey. Dieses Buch sey aber jetzt nicht mehr erfindlich".

Gleichzeitig aber wird eine Bibliothek in dem hiesigen Minoritenkloster bestanden haben. Nach Schlager[11]) sollen die Minoriten schon 1244 in Dortmund eine Niederlassung gehabt und die Einweihung ihrer Kirche 1252 begangen haben, obwohl ihre Anwesenheit in Dortmund allerdings urkundlich erst 1287 belegt ist. Nachdem im Jahre 1297 bei der großen Feuersbrunst, welche den größten Teil Dortmunds zerstörte, das Franziskanerkloster abgebrannt war, wurde es wieder aufgebaut, brannte aber am 1. Oktober 1385 wieder ab.[12]) Der Aufbau der Kirche und besonders des Klosters geschah, wie anzunehmen ist, größer als zuvor; noch im Jahre

4) Dr. Rübel in den „Beiträgen zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark" (fortan zitiert als „Beiträge") Bd. I, S. 6.
5) Ebenda S. 7.
6) Ebenda S. 7.
7) Ebenda S. 8, 9.
8) Ebenda S. 11.
9) Die Quellen der „Westfälischen Historie" von Johann Diederich von Steinen, Dortmund 1741 (fortan zitiert als „von Steinen") S. 9.
10) Ueber die Quellen und Hilfsmittel der Dortmundischen Geschichte von Arnold Mallinckrodt in „Dortmundisches Magazin", Dortmund 1797 (fortan zitiert als „Magazin") S. 35.
11) Beiträge zur Geschichte der Kölnischen Franziskanerordensprovinz im Mittelalter von P. Patricius Schlager, Köln 1904, S. 65.
12) Ebenda.

1511 wurde ein Flügel des Kreuzgewölbes eingewölbt. Offenbar war der Konvent vor der Reformation sehr groß, was man aus den mehr als sechzig Chorstühlen der Religiosen in der Kirche schließen kann. Später und namentlich im 18. Jahrhundert zählte dies Kloster gewöhnlich nicht mehr als 36 Angehörige.[13]) Im 18. Jahrhundert war hier ein Studium der Philosophie und Theologie, neben dem sich in Westfalen nur noch theologische Studien der Minoriten in Münster und Bocholt befanden.[14]) Beurhaus sagt darüber in seinen „Merkwürdigkeiten": „Es ist auch in diesem Kloster ein Studium Theologicum und Philosophicum für die Jungen Fratres, welche der P. Lector primus et secundus in den glte Fakultäten collegia lieset, auch zuweilen mit denselben disputationes publicas hält, mithin darzu die Gelehrten der Stadt einladen läßt."[15]) Dies Studium ist sehr alt gewesen. Zwar wissen wir von dem Innenleben des Dortmunder Klosters nur sehr wenig. Das erklärt sich teilweise daraus, daß die alten Papiere frühzeitig verloren gegangen sind. So soll ein Pergamentcodex, in welchem die Namen der Mitbrüder und Wohltäter eingetragen waren, 1612 aus Sorglosigkeit verloren gegangen sein.[16]) Trotzdem steht fest, daß die höheren Studien der Theologie dort sehr früh für die jungen Ordenskleriker eingerichtet waren. Daß dieses Studium schon kurz nach 1300 bestand, schließt Athanasius Bierbaum daraus, daß 1315 schon ein Lektor Johannes erwähnt wird. „Daß es übrigens mit der wissenschaftlichen Bildung bei den Dortmunder Franziskanern nicht schlecht bestellt gewesen sein muß, geht auch aus dem Umstande hervor, daß ein P. Antonius von Dortmund von 1392 bis 1425 die Würde eines Weihbischofs von Münster[17]) und der Dortmunder Guardian Johannes Pelking[18]) von 1620—1642 dieselbe Würde in Paderborn bekleidete. Andere bedeutende Patres aus dieser Zeit sind P. Johannes von Osnabrück, Dr. theol. und ausgezeichneter Prediger, und P. Reinhold Lennep, langjähriger Guardian (gest. 1464)[19]) und P. Heinrich Hesse, Lektor in verschiedenen Klöstern und Guardian in Dortmund, wo er verschiedene Bauten aufführte (gest. 1515). Im Jahre 1423 tagte sogar ein Provinzkapitel im Dortmunder Convente."[20]) Ein P. Johannes Reichtmann disputierte mit dem protestantischen Pfarrer Empsychof von St. Nicolai.[21]) Auch Pelkings Zeit- und Ordensgenosse Johannes von Bremen, „vita, doctrina, eloquentia clarissimus", wirkte zu Dortmund;[22]) von dem Dortmunder Guardian

13) Geschichte der Kölnischen Minoritenordensprovinz von P. Konrad Eubel, Köln 1906 (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein I) S. 190.

14) Ebenda S. 28.

15) Beurhaus „Merkwürdigkeiten" S. 387.

16) Eubel, S. 190.

17) Eubel: , Ohne Zweifel gehörte demselben (dem Dortmunder Kloster) wenigstens ursprünglich auch Anton von Dortmund an, welcher 1392, damals Lektor zu Münster, zum Titularbischof von Athyra erhoben wurde und als solcher in mehreren Diözesen das Amt eines Weihbischofs versah", S. 190, vergl. auch S. 170.

18) Vgl. über ihn, der Doktor theol. war und in Rom studiert hatte, Eubel, S. 190, 191, und über seine Zusammenstöße mit dem Rat das im Dortmunder Stadtarchiv liegende bisher unveröffentlichte Edikt des Kaisers Rudolf II. an den Rat der Stadt Dortmund vom 14. Juni 1604.

19) Eubel, S. 190 führt von ihm an „moribus valens et probatus ac concionator optimus".

20) Von Dortmunds Franziskanern in alter und neuer Zeit von P. Athanasius Bierbaum OFM Werl 1924, S. 22.

21) Bierbaum, S. 35.

22) Eubel, S. 191

Johannes von Koblenz heißt es „vir integritate vitae et verbi Dei praedicatione illustris".[23]) Aus diesen Notizen lassen sich Rückschlüsse auf die Bibliothek der Minoriten ziehen. Ein Studium der Theologie setzt eine Bibliothek voraus. Deshalb können wir sie kurz nach 1300 hier annehmen. Doch wird sie bei dem Brande von 1385 verloren gegangen sein. Nach dem Wiederaufbau wird, zumal bei einem solch regen geistigen Leben wie die obigen Ausführungen zeigen, rasch wieder eine Bibliothek angelegt sein. Auch ohne Notizen aus der ältesten Zeit dürfte der Schluß auf eine größere Bibliothek der Minoriten sich rechtfertigen lassen. Zudem läßt sich die Bibliothek vom Jahre 1725 aus dem im Staatsarchive in Münster vorhandenen Repertorium (Ms. VII 6407) rekonstruieren. Diese Oktavkladde enthält 75 später numerierte Seiten und führt vorn den Titel: „Catalogus sive Repertorium tententatum Literarum in Archivio Tremoni. Anno 1736." Dieser Katalog enthält 150 Werke hauptsächlich theologisch-wissenschaftlicher Literatur und mehrere lateinische und deutsche Bibelausgaben und Erbauungsbücher. Er gibt uns auch die ganze dort gebräuchliche Bibliotheksordnung durch die Einteilung in Loculamenta (Fach) und Nr. an. Die aufgeführten Werke lassen sich an Hand des Hurter, Nomenclatio literaria mit Leichtigkeit bestimmen. Die Entwicklung der Bibliothek seit 1613 ließe sich wohl gut verfolgen, wenn man das Archivinventar von 1613 einsehen könnte, das in der Bibliothek des Thomas Philipps in Celtenham nachgewiesen ist.[24]) Wenn man dort Urkundenabschriften fände, wie Schmitz-Kallenberg vermutet,[25]) so ließe sich wohl auch Näheres über die ältere Bibliothek feststellen. So müssen wir uns begnügen, an Hand der Rechnungsbücher für einige Jahre die Ausgaben für Bibliothekszwecke zu verfolgen. Die Auszüge aus drei Rechnungsbüchern, von denen zehn im Staatsarchiv zu Münster liegen, ergeben, daß um 1620 schon ein eigener Bibliotheksraum vorhanden war, und daß man auch laufend Gelder für Anschaffung und Instandhaltung der Bücher verwandte. Besonders wichtig ist die Notiz betr. die Annahme von Teilen der Bibliothek des Paderborner Weihbischofs Pelking durch Vermittlung der Capuziner vom 26. August 1650.[26]) Daß es sich hier um einen großen Posten Bücher gehandelt hat, zeigt schon die riesige Auslage von 19 Reichstalern für Fracht und Zehrgeld von Paderborn bis Dortmund. Aber auch direkt läßt sich beweisen, daß sehr wertvolle Bücher bei diesem Kauf erworben sind. Ich fand in der Pfarrbibliothek der Propsteigemeinde einen Folioband, bei dem alte Manuskripte als Unterlage des Einbanddeckels verwendet sind. Er enthält den Index in quinque tomos operum diui Joannis Chrysostomi — Ejusdem

---

23) Eubel, S. 191, 192.
24) Neues Archiv der Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichtskunde IV, S. 603. Es führt den Titel: „Literarum etc. tam ecclesiae tam culinae conventus Tremoniensium inventarium compilatum anno 1613 per Joh. Confluentium guardianum".
25) L. Schmitz-Kallenberg: Monasticon Westfaliae, Münster 1909, S. 23.
26) Im Rechnungsbuch der „Minoriten Dortmund 2" findet sich folgender Vermerk: „26. 8. 1650 Paderborne postelengnahrs et acceptos a. P. P. Capuzinis libros a Rmo P. Pelkingio p. m. Conventus legalos pro quartuli vino 2 Rthl. 17 Stb. 3 Pf. Annyus pro vectura librorum Paderb. Trem. 15 Rthl. pro pabulo in itinere 4 Rthl". Vgl. über Pelking: Elvertz, die Paderborner Weihbischöfe.

Vita — Tomus Primus (Matthaei) — Tomus secundus (Joanni), Basel, Andr. Cratandus 1512. Das Titelblatt enthält den ersten Besitzer M. Johannes ab Exter, der später durchstrichen ist, und den Vermerk: „Ex liberali dono D. Jodoci Candidi confixatum Paderbornensis ad usum. P. P. Capucinorum, orate pro eo."

Jedenfalls sind die 5 Bände des Chrysostomus damals nach Dortmund gekommen. Dies allein zeigt, was für Schätze an Büchern das Minoritenkloster in Dortmund damals erworben hat. Daß die Minoriten auch bis zur Aufhebung des Klosters geistig interessiert waren, geht daraus hervor, daß das Minoritenkloster unter den Subskribenten von Mallinckrodts Dortmundischem Magazin 1797 vertreten ist.

Über den Verbleib der Minoritenbibliothek unterrichten die „Acta der Königlichen Regierung betreffend die in den aufgehobenen Stiftern und Klöstern vorhandenen Urkunden" im Münsterischen Staatsarchiv, Fach 23: über die Domänen, Regierungsbezirk Arnsberg. Dort fand sich als Nr. 1 das Regest eines Schreibens des Landrats Hiltrop vom 11. April 1818 nach Arnsberg. Der Landrat berichtet bei der Übersendung von 2 Actenvolumen mit den Verhandlungen über die Bibliothek der aufgehobenen Klöster, die sich nicht auffinden ließen, die Aussage des „Predigers Cremer aus dem hiesigen Dominikanerkloster" nach dem Protokoll einer Vernehmung und fügt im Regest die auch dabeiliegende Aussage des „Predigers Cremer" bei. Danach hat der „Prediger Cremer" auf Befehl des Präfekten von Romberg 1809 ein Verzeichnis der Minoritenbibliothek angefertigt und nach Düsseldorf gesandt. Dann sind für die Bibliothek in Düsseldorf und für das Dortmunder Gymnasium die besten Werke ausgewählt und besonders aufbewahrt worden. Die übriggebliebenen Werke wurden durch den Notarius Quadbeck verkauft. Der Erlös wurde dann nach Düsseldorf gesandt. Weil es sich aber um „meist defekte alte Bücher" gehandelt habe, sei nicht viel dabei herausgekommen. Bei den „meist alten defekten Büchern" befanden sich aber, wie die Anzeige dieser Bücherauktion im Westfälischen Anzeiger zeigt, „verschiedene sehr wichtige Werke in verschiedenen Sprachen".[27]) Der Verkauf der gesamten Klosterrest-Akten (!) ergab nur die Summe von 14 Rhtl. 10 Stb. courant und 1 Rthl. 15½ Stb. gemeinen Geldes.[28]) Die für die Düsseldorfer Bibliothek und das Dortmunder Gymnasium zurückgestellten Bücher aber sind nach dem oben zitierten Berichte des „Predigers Cremer" „zur Zeit, wie das Lazareth in diesem Kloster gewesen, verkommen". In dem Regest der Aussage des „Predigers Cremer" heißt es: „Einige Tage später (nach der Auktion) sei er wieder in das Kloster gekommen und habe die Klosterbibliothek gewaltsam geöffnet gefunden.

---

[27]) Der Text dieser Verkaufsanzeige im Westfälischen Anzeiger Nr. 89 vom 8. November 1809, Spalte 1424 lautet: „Die im Minoritenkloster hierselbst noch vorhandene Bibliothek, worunter sich verschiedene sehr wichtige Werke in verschiedenen Sprachen befinden, soll nebst einigen Büchern zu Makulatur öffentlich verkauft werden. Da nun hierzu Termin auf Freytag den 17. künftigen Monats November vormittags um 9 und nachmittags um 1 Uhr angesetzt ist, so werden Kauflustige gebeten, in dem erwähnten Kloster zu erscheinen. Der Katalog ist bey Unterzeichnetem einzusehen. Dortmund, den 31. Oktober 1809 im Auftrage Auktionator Lud. Quadbeck."

[28]) Schreiben vom 29. 3. 1818 im Münsterschen Staatsarchiv, Fach 23.

Die Depositorien der gesonderten Bücher seien wahrscheinlich verbrannt." Bei einem solchen Untergange dieser Bibliothek besteht nur wenig Hoffnung, größere Teile derselben wiederzufinden. Jedoch lassen sich geringe Reste noch nachweisen. P. Athanasius Bierbaum fand im städtischen Museum zu Dortmund „einen in Schweinsleder gebundenen und nägelbeschlagenen Codex", ein sogenanntes „Antiphonale", das der damalige Pater Vicar dem Guardian widmete, aus dem Jahre 1723.[29]) In der Pfarrbibliothek der Propsteigemeinde fand ich einige ältere Werke, die nach der Inschrift aus dem früheren Minoritenkloster stammen, so u. a. Concordantiae bibl. Antwerpen Johannes Keerbergius 1618, „Melchioris Cani Episcopi Canariensis Opera a. P. Hyacinto Serry", Viennensis 1767, P. Reineri Sasserath, Cursus theologicae 1780.

In die Bibliothek der Dortmunder Propsteigemeinde sind einzelne dieser Werke wohl aus dem Nachlaß des P. Amabilis Cremer, ehemaligen Hausgeistlichen in Brünninghausen, gekommen.

Dieser letzte Pater und Pfarrer begab sich 1805 nach Aufhebung des Klosters zum Baron von Romberg auf Brünninghausen,[30]) wo er als ein Greis von fast 90 Jahren am 22. Dezember 1847 starb,[31]) nachdem er seine Bibliothek der Propsteigemeinde testamentarisch vermacht hatte. Diese Bibliothek umfaßte nach dem von S. M. Zind aufgestellten Kataloge 343 Bände.[32]) Sie wurde am 17. April 1848 von der Propsteigemeinde übernommen.[33]) Es ist zu vermuten, daß aus der Minoritenbibliothek folgende Werke der Bibliothek des P. Amabilis Cremer herrühren: Sasserath theologia moralis (2 Bde.), eingesetzt mit 20 Silbergroschen, „Alte Predigtwerke", besonders von Passmeyer (10 Bde.), eingesetzt mit 1 Rthl., Diarium asceticum (1 Bd.) (15 Sgr.), Melchior canus opera (1 Bd.) (20 Sgr.), 1 Manuskript (1 Bd.) (10 Sgr.), Concordantia S. S, librorum (1 Bd.) (1 Rhtl.). Ein paar alte Breviere (2 Bde.) (5 Sgr.), sicher auch mehrere von den summarisch unter Nr. 316—342 zusammengefaßten „Büchern verschiedenen Inhalts ohne besonderen Wert" (27 Bde.), eingesetzt mit 3 Rthl., und ein Teil des Inhalts des „Körbchens mit allerlei Schriften und Drucksachen" (1 Rthl. 15 Sgr.).

Nach der Bibliothek der Minoriten dürfte wohl die der Dominikaner die älteste Dortmunder Bibliothek sein. Die Dominikaner ließen sich nach vergeblichen Ansiedlungsversuchen 1310 und 1319, wo sie jedesmal vertrieben wurden, am 24. März 1330 in Dortmund nieder und erreichten nach verschiedenen Zwischenfällen bald ein Abkommen mit dem Rate, wodurch sie dauernd Fuß in Dortmund faßten. Sie erbauten dann ihre Klosterkirche,

---

29) Bierbaum, S. 50.

30) Albert Gröteken, Geschichte der katholischen Propsteigemeinde, Dortmund 1919, S. 2, Anm. 1.

31) Acta der katholischen Pfarre in Dortmund betr. die Pfarrbibliothek, aufgefunden in der Bibliothek der Propsteigemeinde, Schreiben des Dortmunder Landrats vom 10. Mai 1848.

32) Ebenda.

33) Ebenda. Uebernahmebescheinigung von Kaplan Beykirch.

deren Chor 1353 (nach Chronicon Schultz p. 52, 1355) eingeweiht wurde. Dann bauten sie ihr Kloster aus.[34])

Alte, uns nicht mehr erhaltene Klosterannalen, die nicht lange nach Entstehen des Klosters, 1309 begonnen worden sind und bis in Crawinkels Zeit (zu Beginn des 16. Jahrhunderts) fortgesetzt wurden, wenn sie auch späterhin nicht mehr so reichhaltig waren, sind nach Sauerland für Crawinkels wie Nederhoffs Schriften als Quelle anzunehmen.[35]) Der erste Gedanke, eine Bibliothek hier zu vermuten, kommt einem, wenn man in der Priorenliste an sechster Stelle von dem Fr. Johannes Garnefeld hujus Conventus filius, praed. gen. liest: „fuit vir valde literatus".[36]) Ein solcher Mann dürfte wohl besonders in seiner Stellung als Prior für die Anlage einer Bibliothek Sorge getragen haben. Dann könnten wir in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit dem Beginne der Dominikanerbibliothek rechnen. Um 1400 müssen wir sie aber wohl sicher annehmen, da um diese Zeit ein Lektor des theologischen Studiums im Priorenverzeichnisse unter Nr. 14 erwähnt wird. Hier heißt es „Fr. Hermannus Recklinghusen hujus conventus filius rexit studium theol. hic tamquam lector".[37]) Doch war damals das theologische Studium im Dortmunder Dominikanerkloster nur vorübergehend, weswegen wir keine Rückschlüsse auf eine allzu große Bibliothek machen dürfen. Aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hören wir von einem Buche der Dominikanerbibliothek. Im Lektorenverzeichnis unter Nr. 13 heißt es von Joannes Breckervelt praed. gen. u. a.: „Factus magister collecto scripto 4 libros sententiarum tempore baccalaureatus (quod habetur in bibliotheca Tremon.)".[38]) Dies 1706 zur Zeit der Abfassung des Chronicons noch in der Dortmunder Bibliothek vorhandene Buch dürfte um 1430 anzusetzen sein, da Breckervelt, der 1459 am Tage vor Philippi und Jacobi starb,[39]) 1425 über die Sentenzen las und das Buch erst später — factus magister tempore bacalaureatus — schrieb. In damaliger Zeit war die gelehrte Bildung in Westfalen durch die Predigermönche vertreten.[40]) Wir können kurz nach Breckervelts Buch noch ein bedeutendes Werk, das uns

---

34) Über die erste Geschichte des Dominikanerklosters in Dortmund siehe 'das "„Chronicon dominicanorum in Tremonia" (von mir zitiert nach der im hiesigen Stadtarchiv aufbewahrten von W. Kieper angefertigten Abschrift der Handschrift in der Berliner Staatsbibliothek). Die „Chronica Tremoniensium rev. Patris Joannis Niderhoff ordinis preaedicatorum alumni" (in 2 Exempl. im Cod. Bersw. des hiesigen Archivs). Die „Chronica conventus Tremoniensis" von Prior P. Constantin Schultz im Jahre 1706 geschrieben (im hiesigen Stadtarchiv; von mir zitiert als Chronica nach der Abschrift Sauerlands von 1872, gleichfalls im hiesigen Stadtarchiv). Eine kritische Würdigung dieser angeführten Chroniken siehe Rübel in den „Beiträgen" Bd. 1, § 3, die Chronik des Johann Nederhoff, S. 51—58, § 4 die Chronik des Paters Johann Crawinkel, S. 58, das Chronicon Dominicanorum in Tremonia S. 66—69. Im selben Bande der Beiträge H. V. Sauerland „Die Chronisten und Chroniken des Dominikanerklosters in Dortmund", hauptsächlich über die Chronica von P. Schultz und P. Magister theol. Johann Crawinkel, S. 90 - 95. Das grundlegende erste zusammenfassende Werk über das Dominikanerkloster schuf Eduard Krömecke, „Geschichtliche Nachrichten über das Dominikanerkloster in Dortmund", Dortmund 1854, hauptsächlich auf Grund der Chroniken und des Klosterarchivs von 200 Urkunden. (Vgl. Rübels Urteil in den „Beiträgen", Bd. 1, S. 17. Doch bietet sich für die Geschichte der Klosterbibliothek fast nichts, was auch erklärlich ist, da, was Rübel übersieht, die Chronica von Schultz erst 1860 von Sauerland aufgefunden wurde, also von Krömecke noch nicht benutzt werden konnte. Eine gute Zusammenstellung der Ereignisse von der ersten Klostergründung bis zur dauernden Niederlassung der Dominikaner in Dortmund gibt im gleichen Bande der Beiträge H. V. Sauerland „Der Dortmunder Klosterstreit 1310—1330", S. 95—106.

35) Chronica, Priorenverzeichnis S. 66.

36) Chronica, S. 69 und 118.

37) Chronica, S. 118.

38) Chronica, S. 118.

39) Chronica, S. 118.

40) Dortmunder Beiträge I, S. 53 Cf. Ottokar Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen 1870, p. 123 f.

sogar in zwei Exemplaren im Cod. Bersw. in dem hiesigen Stadtarchive erhalten ist, nachweisen. Im Lektorenverzeichnis Nr. 15 heißt es von Fr. Joannes Nederhoff praed. gen., der als „vir literarus magne prudentiae" bezeichnet wird: „Scripsit chronicam Tremoniensium, habetur in bibliotheca, sed propter antiquum characterem vix legi potest nisi ab expertis".[41]) Dies 1706 noch in der Klosterbibliothek erhaltene Werk führt den Titel: „Chronica Tremoniensis rev. P. Joannis Nederhoff ord. Praed. alumni 43" und geht bis 1378.[42]) Nach Rübel ist sie nicht vor 1444 und nicht nach 1472 geschrieben. Da Rübel auch die Nachricht, die von Steinen gibt, daß Nederhoff 1766 gestorben sei, nicht in Zweifel zieht, setzt er die Chronica zwischen 1444 und 1446.[43]) Können wir aus der allgemeinen geistigen Höhe der damaligen westfälischen Predigermönche, aus den von Rübel als Quelle und Vorbild für Nederhoffs Arbeit zitierten Werken[44]) schon auf eine größere Bibliothek im Dortmunder Kloster schließen, so wird dieser Schluß bestätigt dadurch, daß wir bald unter den Lektoren Fr. Joannes Luenen finden, einen Mann, von dem praktische und erfolgreiche Tätigkeit als Arzt gerühmt wird, mit der Bemerkung, daß er das Studium in Dortmund leitete.[45])

Wichtiger noch ist sein Nachfolger im Lektorenverzeichnis, von dem es u. a. heißt: „Fr. Henricus Boederich praed. gen. . . . fit lector theol. sixtiensis et tremoniensis, fuit grammaticus rhetor et poeta egregius, multa manu propria scripsit, quae habentur in bibliotheca".[46]) Eine große Bedeutung hat dann der „wohl bedeutendste mittelalterliche Geschichtsschreiber Dortmunds", um die Worte Sauerlands zu gebrauchen, der P. Magister theol. Johann Crawinkel gehabt, der 1436 geboren war und bis 1508 gelebt hat. Da Sauerland auf Grund des Catal. prior. und catal. lect., sowie einer Urkunde[47]) seinen Lebenslauf im einzelnen nachgewiesen hat,[48]) so sei hier nur auf seine Dortmunder Ordenszeit kurz hingewiesen.

1450 trat er als vierzehnjähriger Schüler in das Kloster, wo er höchstens 3 Jahre blieb. Nachdem er zweimal in Paris gewesen, in einer Reihe Klöster gelehrt und Leiter des Studiums gewesen war, wird er 1463—65 Prior des Dortmunder Klosters, wird auf eigenen Wunsch davon entbunden, studiert und hält Vorlesungen an verschiedenen Orten, wird viermal Ordensvikar für Westfalen. Er ist 1487 wieder als Prior in Dortmund nachweisbar und scheint von 1490—1508 auf Grund älterer Klosterannalen in guter Benutzung des Klosterarchivs seine Klosterchronik von 1309—1508 geschrieben zu haben, die uns mit einer Lücke von 1414—1422 durch die Arbeit

41) Chronica, S. 119.
42) v. Steinen S. 7, Dortmundisches Magazin S. 30, 31, § 14. (Mallinckrodt führt auch Beurhaus § 12 an aber ex copia Wirici Hiltrop. Mallinckrodt erwähnt auch die beiden Exemplare im heutigen cod. Bersw. jedoch hat Rübel abweichend im Titel Tremoniensium und Niderhoff.)
43) Rübel in „Beiträge" I, S. 52, 53.
44) Ebenda I, 53, 54.
45) Chronica, p. 120. Lektorenverz. Nr. 17.
46) Chronica, S. 120, Lektorenverzeichnis Nr. 18.
47) Krömecke S. 62.
48) Sauerland in „Beiträge I, S. 90—95.

des P. Schultz, der ihn wiederholt als Quelle ausdrücklich angibt, erhalten ist. Diese Chronik war 1706 in der Bibliothek noch vorhanden, aber in den vorhergehenden letzten 20 Jahren stark vernachlässigt und teilweise verkommen.[49]) Die gleichfalls namentlich Crawinkel beizumessenden Angaben, des Catalogus lectorum, des Verzeichnisses derjenigen Ordensmitglieder, welche zu Dortmund in den Orden eintraten und später als Lektoren und Magister des Ordens lehrten, zeigen, besonders für die Zeit von 1450—1508, daß das Dortmunder Kloster im vorteilhaftesten Gegensatze zu den Dominikanerklöstern der Umgebung unter dem Einflusse bedeutender Angehöriger in sittlicher und wissenschaftlicher Beziehung einen hohen Aufschwung genommen hatte.[50]) Als solchen Leuten begegnen wir dem Frater Tiedemann von Iserlohn, der 1476 in Dortmund war,[51]) Reinhold Pistorius, der 1481 Lektor der Theologie in Dortmund war,[52]) und Johann Dahlhausen.

Die bedeutendste Persönlichkeit war aber Hermann Syna, unter dem in wissenschaftlicher Beziehung das Dominikanerkloster wohl seine größte Blüte erlebte. Der Lektor P. Tiedemann hatte ihn 1477 zum Studium in das Dominikanerkloster in Berlin geschickt, das damals in der größten Blüte stand. Philosophie studierte er im Mindener, Theologie im Bremer Kloster. Später war er in Padua, Siena und erwarb 1495 die Magisterwürde in Ferrara. Im selben Jahre kehrte er in das Dortmunder Kloster zurück. Hier wurde er feierlich empfangen.[53]) Vorher war er schon 1488 in Dortmund Prior gewesen.[54]) Er erlangte noch zahlreiche Ordenswürden und starb am 4. August 1517, „nachdem er sich um das Kloster sehr verdient gemacht hatte".[55]) Eine wesentliche Tat Hermann Synas war die Einrichtung des theologischen Studiums im Dortmunder Kloster im Jahre 1497 zusammen mit dem Frater Andreas. P. Schultz berichtet, wohl auf Crawinkel fußend, darüber: „In capitulo Northusensi[56]) idem magister cum maturo consilio mgr. Hermanni Syna Prioris Tremon. posuit studium theologiae ubi non solebat commune studium, in quo ipse mgr. Andreas rexit studium per 11 annos cum maximo fructu fratrum studentium.[56a]) Die Veranlassung zu der Einrichtung des Studiums war die laxe Zucht in den übrigen wissenschaftlich bedeutenden Klöstern, in denen bisher die Dortmunder Dominikaner ihre Studien zu machen pflegten, wie aus der Notiz über die Einrichtung des Studiums bei dem ersten Lektor des Dortmunder Dominikaner-

---

49) P. Schultz schreibt 1706 „ab anno 1414 usque ad annum 1422 nulla invenio, quae specialiter inaddere queam, manuscripta P. Mgri Crawinkel sunt mutilata et defectum acceperunt intra 20 aliquot annos, quae ante hac, dum agerem suppriorem, Tremon., plura continebant, quae jam desiderantur ob injuriam forte quorundum sunt lacercata". Er belegt dies durch ein Beispiel Chronica, S. 65.

50) Sauerland, S. 94.

51) Chronica Cat. lect. S. 125.

52) Chronica, Lektorenverzeichnis, S. 129.

53) Chronica, S. 133.

54) Nach Krömecke S. 62 kommt er in diesem Jahre urkundlich als Prior vor.

55) Ebenda, doch ist der Zusatz, „nachdem er 29 Jahre Prior gewesen war", den Beurhaus in den „Merkwürdigkeiten" ebenfalls hat, irrtümlich, da die Unterbrechung seines Priorates vor 1495 bei dieser Angabe mitgerechnet ist.

56) Lt. freundl. Mitteilung von Herrn Dr. Rensing muß hier ein Schreibfehler vorliegen, da das Provinzialkapitel von Nörten 1497 die Einrichtung des theologischen Studiums in Dortmund beschloß.

56a) Chronica S. 133.

klosters[57]) deutlich hervorgeht. Es ist dies der Fr. Thomas Wynandi, „qui absoluto suo studio in conventu Coloniensi fit cursus sive sententiarius conventus Tremoniensis per 4 annos, qui fuit primus lector Tremoniensis quia non solebat ibi esse studium theologiae propter paupertatem conventus". Dann wird die Errichtung des Dortmunder Studiums ausführlich behandelt und fortgefahren „Postquam tamen praefatus fr. Thomas Wynandi complessit sententias". Nach der Nachricht, daß dieser Frater Thomas nach Osnabrück ging, aber von dort zurückgerufen wurde, finden wir die Rückwirkung der Einrichtung des theologischen Studiums auf die Vermehrung der Bibliothek in folgendem bedeutungsvollen Satze: „procuravit libros multos stampatos, ut habet Chronica".[58])

Aus jener Zeit finden wir auch sonstige Notizen über die Bibliothek. So haben wir aus der Zeit um 1500 auch den Beweis, daß ein eigener Bibliotheksraum bestand, der über dem Klostergange zur Kirche lag, da das Chronicon dominicanorum in Tremonia vom Jahre 1502 schreibt: „hoc anno transposuimus puteum in ambitu versus Ecclesiam sub antiqua libraria".[59]) Aus dem Ausdrucke „antiqua libraria" läßt sich sicher schließen, daß dieser Bibliotheksraum schon lange bestand. Aber es wird durch diesen Ausdruck auch nahegelegt, an einen im Gegensatz dazu stehenden neuen Bibliotheksraum zu denken. Diese Annahme wird noch gestützt durch die Nachricht aus dem Jahre 1503, daß die Bibliothek mit einem gewölbten Plafond aus Weidenbalken versehen wurde.[60]) Auch den Kauf eines bestimmten Buches können wir aus damaliger Zeit nachweisen, da der Chronist von 1509 berichtet: „Eodem anno Durandus supra Summas emptus est".[61]) Aus dieser Zeit scheint auch das Werk zu stammen, daß den ältesten Katalog eröffnet, ein Folioband „Tomus unius Nicolai siculi super parte 3 tia libri et Decretalium Nürenbergk 1486".

Die Chroniken schweigen jetzt über die Bibliothek, nachdem das Lektorenverzeichnis noch die Ernennung des Fr. Joh. Veers de Colonia auf dem 1508 in festo S. Martini abgehaltenen Leipziger Kapitel mitgeteilt hat.[62]) P. Schultz schreibt 1706: „Ab anno 1508 usque ad annum 1700 nullos de illis annis inveniri potuit, quod conventus Tremoniensis habuerit, subjecta pro lectione capacia, quod fere contigit ob conventus desolationem et paupertatem vel quod rara sese praesentaverint adolescentes pro isto conventu".[63])

Es dürfte aber doch wohl verkehrt sein, aus dem Fehlen weiterer Nachrichten über die Lektoren und das Studium seit jener Zeit plötzlich ein Abbrechen jener Blüte anzunehmen. Viel natürlicher erklärt sich die Äußerung der Chronica dadurch, daß 1508 der als Quelle benutzte Crawinkel

57) Chronica, S. 133 und 53.
58) Ebenda S. 132, 133.
59) Chronicon Dom., S. 12.
60) Ebenda S. 13 „Eodem anno Libraria fuit testudinata cum asseribus salicum".
61) Ebenda S. 24.
62) Chronica, S. 136.
63) Chronica, S. 136.

abbricht, weil er in diesem Jahre gestorben ist. Daß eine gewisse geistige Regsamkeit geblieben war, beweist das um die Mitte des 16. Jahrhunderts geschriebene Chronikon Dominicanorum in Tremonia.[64]) Zudem befaßten die Dominikaner sich auch schon sehr früh wissenschaftlich mit der Lehre Luthers. Das zeigt ihre Bibliothek. So fand Krömecke in den Resten der Dominikanerbibliothek einen Folioband, den er als „Liber rar." bezeichnet, mit folgenden Werken: „Joannis Cochlaei liber de gratia sacramentorum adv. I art. Mart. Luther, Argent 1522, de baptismo parvulorum, Argent. 1523, Isidorus de sectis et nom. haereticorum, D. Augustini de fide et operibus, S. Hieronymi liber de perpet glori. S. Mariae virginitate, S. Hieronymi ep. contra Vigilantium de venerandis reliquiis, sämtliche Argent. 1523, Fr. Bernardi Lutzenburg catalogus haereticorum, Parisiensis facultatis theologicae determinatio super doctrina Lutheriana, Appendix F. Jacobi de Hochstraten errores Lutheri, Coloniae (Quentel) 1521.[65]) Weitere Anhaltspunkte über die alte Bibliothek gibt sowohl der oben zitierte Katalog Krömeckes wie auch eine Durchsicht der noch erhaltenen Reste der alten Bibliothek, die stets den Eigentumsvermerk „Conventus Tremoniensis Fratrum ord. Praedicatorum" auf dem Titelblatte tragen, aber auch manchmal verraten, woher sie stammen. Epistolae sancti Hiernonymi per magistrum Nicolaum, Leyden 1512 fand ich als ältesten noch erhaltenen Druck. Der vordere hölzerne Umschlagdeckel ist mit einer alten, farbig geschriebenen Handschrift unterlegt, während eine alte, farbig geschriebene Handschrift deutlich von dem hinteren Einbanddeckel abgelöst ist. Dann folgen D. Athanasii opera omnia, S. Leonis I sermones et epistolae, Köln 1548, deren Holzdeckel mit alten farbigen Handschriften innen überklebt sind. Von den Kirchenvätern finden wir noch in dicken Foliobänden den heiligen Hieronymus „omnia opera" von Marianus Victor Renatius Episcopus Amerinus ex officina Christophori Plantini Antverpiae, der 1579 abgeschlossen ist, da der Indexband aus diesem Jahre datiert ist. Zwar sind nur noch vorhanden der Indexband, Tomus IV und Tomus VII (1558), doch hatte die Bibliothek alle Bände, wie aus der Inschrift auf dem inneren Einbanddeckel des Indexbandes hervorgeht.[66]) Eine Anschaffung des P. Hillebrand Juddae ist die „Kirchen- und Hauß Postil oder katholisches Zeughaus von Thomas Stapletonus Anglus, übers. von Weyland Fr. Egidius Sturzius, Ingolstadt Ederische Truckerey, Andreas Angermeyer 1602".[67])

Aus zweiter Hand kamen in die Dominikanerbibliothek Antonii de Escobar et Mendoza Vallisoletani Societatis Commentarii literales et morales in

64) cf. Rübel in „Beiträge" I, S. 66—69.

65) Inventarium der katholischen Pfarrbibliothek in Dortmund, angefertigt von Edmund Krömecke, Dortmund, im Mai 1850, S. 2.

66) Diese Inschrift lautet: Haec B. Hieronymi opera omnia Praedicatoribus Tremoniensibus pro augenda ipsorum Bibliotheca Philippus a Wickede in gratiam sui memoriam testamento reliquit eorundem piys precibus secum suis sedulo recommendans.

67) Auf dem Schmutzblatte steht der Vermerk „Pro Ornamento Bibliothecae apposuit R. F. F. Hillebrandus Juddae Prior Anno 1612 ord. Praed. Conventus Tremoniensis".

I e. II Paralipommenon et reliquos totius S. Scripturae libros Lugd. 1167,[68]) und desselben In novum testamentum[69]) und Vetus ac novum testamentum.[70]) Erhalten in der Bibliothek ist noch das Psalterium Chorale ord. Praed., Rom 1678 mit handschriftlichen Eintragungen liturgischer Gesänge auf den ersten Umschlagseiten. Damit sind wir in der Zeit, von der Prior Schultz klagt, daß die Bibliothek sehr vernachlässigt sei.[71]) Es folgen schwache Wiederbelebungsversuche des Studiums unter dem Priorate des Consantin Schultz (1700—1706).[72]) Es ist anzunehmen, daß dieser Prior sich um die Bibliothek sehr kümmerte. In diese Zeit ist wohl der von mir aufgefundene Katalog, den Krömecke schon erwähnt,[73]) der aber vollständig wieder in Vergessenheit geraten war, anzusetzen. Dieser Katalog ist gegliedert nach Folio-, Quart- und Duodezbänden. Er enthält an Foliobänden 164 Nummern, wobei öfters mehrere Bände des selben Werkes unter einer Nummer zusammengefaßt sind. Unter diesen Foliobänden findet man alle Kirchenväter vertreten, besonders aber Hieronymus und Johannes Chrysostomus, was einerseits aus den Bibelstudien, andererseits aber aus der dem Dominikanerorden eigentümlichen Pflege der Beredsamkeit leicht zu erklären ist. Daß alle Werke des Thomas von Aquin wie auch zahlreiche Werke der scholastischen Philosophie vorhanden sind, braucht in einem Dominikanerkloster nicht besonders hervorgehoben zu werden, wohl aber ist es interessant, festzustellen, daß auch der General der Minderbrüder, der heilige Bonaventura, der im Gegensatz zu der aristotelisch-analytischen Richtung des Aquinaten den platonisch-synthetischen Typus des intellektuellen Lebens betont, in dieser Dominikanerbibliothek durch zahlreiche Werke vertreten ist. In Quartformat weist der Katalog 453 Werke nach. Unter ihnen sind neben zahlreichen Predigt- und Betrachtungsbüchern auch die lateinischen Klassiker vertreten. Auch Controversliteratur, sogar protestantische Werke, wie das „Antipapistisch Eins und Hundert", finden sich hierunter. Im Duodezformat werden 104 Werke nachgewiesen, darunter ein „libellus precum" auf Pergament. Kurz nach 1700 lehrte Frater Johannes Grimm in Dortmund Philosophie.[74]) Für seine Lehrtätigkeit benutzte er Amsel Schnell, Benedicini Weingartensensis, Opuscula omnit und dessen Cursus Theologiae moralis, Linsii 1744.[75]) Kurz vorher war die Bibliothek nach der Seite des Kirchhofs hin verlegt. Die Verlegung ist vor dem 15. März 1735 zu datieren.[76]) Außerordentlich starke Bücheranschaffungen machte der Prior P. Josef Koch.[77]) Unter den jetzigen Resten

68) Auf der Schmutzseite der Vermerk „Wilhelm Nettelbeck, Pastor in Oer annumerat 1670". Oer ist Pfarrdorf im Kreise Recklinghausen.
69) Auf der Schmutzseite der Vermerk „Jodocy W. Nettelbeck, Pastor in Oer annümerat me suis 1674."
70) Auf der Schmutzseite eine Dedicationszeile von J. W. Nettelbeck.
71) Schultz Chronica S. 136.
72) Krömecke S. 64.
73) Ebenda S. 71.
74) Schultz Chronica, S. 137.
75) Auf der Titelseite steht „ad usum Fratr Christoph. Grimmii, Filii, Conv. Tremon".
76) Schultz Priorenliste 94, S. 109 „Fr. Constanzius Mara 1734—15. März 1735 „bibliotheca ad dormitorium translata".
77) Nach Krömecke, S. 64, als Prior 1748, 1749 urkundlich bezeugt.

der Bibliothek finden wir aus seinem Besitze wie aus dem des P. Peters, der 1753 Prior war,[78]) noch manche Werke. Eine Anschaffung aus der letzten Zeit dieses Klosters stellt das Collectarium Sacr. Ord. Fr. Fr. Praedicatorum, Rom 1757, ein Geschenk des Paters Hyacinthus Hoffmann am Feste Johannis des Täufers, dar.[79]) Ebenso lassen sich noch homiletische Werke aus dieser Zeit nachweisen. Sogar ein Verleihen an Predigtstationen ist nachweisbar.[80])

Nachdem das Minoritenkloster schon 1805 aufgehoben war, erfolgte die Aufhebung des Dominikanerklosters durch Kabinettsordre vom 6. März 1816.[81]) Am 31. Mai 1818 wurde von dem damaligen Generalvikar von Caspars in Deutz die Errichtung der katholischen Pfarrgemeinde vollzogen und am 16. Juni desselben Jahres genehmigt.[82]) Die Stiftungsurkunde erhielten die Vertreter der katholischen Pfarrgemeinden aber erst 1823, so daß sie damals erst erfuhren, daß die Pfarrgemeinde Eigentümerin des Klosters war. Das Kloster wurde vom Gericht noch benutzt und zerfiel damals.[83]) Über das Schicksal der Dominikanerbibliothek läßt sich aktenmäßig folgendes feststellen: Am 15. Juli 1820 erhält der Konrektor Troß zu Hamm die Erlaubnis vom Oberpräsidium zu Münster, die Klosterbibliotheken zu Hamm, Dortmund, Werl und Werne durchforschen zu dürfen, um über sie Bericht zu erstatten.[84]) Ein Schreiben vom 22. September 1821 an den Landrat von Dortmund erwähnt ein am 22. Mai 1816 verfertigtes Inventar des Dominikanerklosters, das aber heute nicht mehr aufzufinden ist. Die Bibliothek sei Eigentum der katholischen Gemeinde, Troß sei aber der Eintritt zu gestatten, auch seien ihm Bücher gegen Empfangsbescheinigung nach Hamm zuzuschicken.[85]) Zweimal hat Troß dann die Bibliothek besucht und „eine Quantität Bücher ausgelegt, deren Verabfolgung ihm auch vom Kirchenvorstand zugesagt worden, wenn der Herr Bibliograf einen gutachtlichen Verkaufswert stellen werde", antwortet der Kirchenvorstand am 18. Oktober 1821.[86]) Zugleich erwähnt er noch „frühere oftmalige Ausmusterungen". Er überläßt es der Regierung, zu bestimmen, unter welchen Bedingungen die ausgewählten Bücher überlassen werden dürfen. Die Arnsberger Regierung schreibt am 24. Dez. 1821 dann nach Münster, daß sie „die Überlassung der wertvollen Bücher nach Maßgabe von Troß an die Kirchengemeinde autorisiert habe". Zwei hierbei erwähnte Berichte von Troß sind aber nicht mehr aufzufinden.[87]) Im

78) Krömecke S. 56.
79) Auf dem Schmutzblatte der Vermerk „Pater Hyacinthus Hoffmann in festo sct. Patroni Choro libere donavit anno 1794".
80) „Der spanische Prediger auf Teutscher Kanzel, I., 1716" trägt auf dem Titelblatte den Vermerk „Ex bibliotheca Conventus Tremoniensium restitutione extractus est ad stationem Herdekensem anno 1740, ita testor". Name durchstrichen, auf dem Schmutzblatte den Vermerk: „Conventus Tremoniens., Fratrum ord. praed."
81) Krömecke S. 57.
82) Gröteken S. 8, 10, 11.
83) Ebenda.
84) „Acta der Königlichen Regierung zu Arnsberg betreffend die in den aufgehobenen Stiftern und Klöstern vorhandenen Urkunden" Domän. Rgbz. Arnsberg in Münster, Staatsarchiv, Fach 33, Nr. 1. Regest.
85) Ebenda.
86) Kopie in „Akta der katholischen Pfarrei in Dortmund betreffend Pfarrbibliothek".
87) Siehe Anmerkung 84, Brief der Arnsberger Regierung an den Dortmunder Landrat vom 24. 12. 1821 (Regest.).

Schreiben vom 18. Oktober 1821 bittet der Kirchenvorstand die Regierung, „daß dem Herrn Troß aufgegeben würde, bei seinem nächsten Einsehen der Bibliothek doch alles auszuscheiden, was nunmehr ohne literarischen Wert ist, welches sodann zum Besten der Kirche meistbietend verkauft werden dürfte". Nachdem diese Erlaubnis erteilt war,[88]) wurde der Rest, worunter sich nach dem Protokoll „nur allein aus Makulatur und aus keinen irgendwie Aufhebungswerth habenden Büchern befanden",[89]) als Makulatur am 17. August 1825 meistbietend für 45 Rthlr. 15 Sgr. Pr. Ct. verkauft.[90]) Das war das Ende dieser herrlichen Bibliothek, über das aber Krömecke fast 30 Jahre später, wo er durch Gemeindemitglieder doch noch vieles feststellen konnte, einen wohl mehr sagenden Bericht gibt, wenn er nach der Mitteilung der Regierung, daß Troß die Einsicht der Bibliothek zu gestatten und Bücher zum Gebrauche zu verabfolgen seien, fortfährt: „Die Ausmusterung der Bibliothek wurde gestattet und nun ging bis 1825 das Aufräumen seinen Gang, wobei die besten Werke teils in verschiedene Bibliotheken spediert wurden, teils in den Besitz von Privaten gelangten. Der Rest, welcher unwichtiger schien — es befanden sich übrigens viele Werke der Kirchenväter und größere theologische Werke darunter — wurde 1825 für 45 Thaler 15 Sgr. als Makulatur verkauft".[91])

So wurde die Dominikanerbibliothek in alle Winde zerstreut. Nur durch Zufall haben sich einige doch noch recht wertvolle Schätze in der Pfarrbibliothek der Propsteigemeinde erhalten. Von dem Prämonstratenserinnenkloster St. Katharina,[92]) das 1805 aufgehoben wurde, ist keine Bibliothek bekannt.

Die Reste der Bibliothek der Minoriten und Dominikaner bildeten den Grundstock der Pfarrbibliothek der Propsteigemeinde. Der erste Pfarrer dieser Gemeinde, Laurentius Stratmann, der am 5. November 1847 starb,[93]) vermachte durch Testament vom 29. Oktober 1847 seiner Pfarrgemeinde seine Privatbibliothek,[94]) die nach dem Verzeichnis 239 Bücher meist theologischen Inhalts, ziemlich viel Controversschriften damals aktueller Fragen, im Schätzungswerte von 124 Rthlr. 6 Sgr. enthielt.[95]) Im folgenden Jahre erhielt dieselbe Kirchengemeinde testamentarisch die Bibliothek des P. Ambilis Cremer, deren bereits gedacht ist. Ein systematisches Inventarium fertigte mit Sachkenntnis und Hingebung Kaplan Krömecke im Mai 1850 an. Danach enthielt die Bibliothek 881 Nrn.[96]) Manches scheint im Laufe der Zeit verschwunden zu sein, besonders an alten kostbaren Büchern und auch an Pergamenthandschriften. So weist an heute ver-

88) Der Dortmunder Landrat Hiltrop am 2. September 1825 an den Kirchenvorstand in den Pfarrakten a. a. O.
89) Bericht des katholischen Kirchenvorstandes in den Pfarrakten a. a. O.
90) Ebenda.
91) Krömecke S. 59.
92) Aussage des Predigers Cremer in den Akten des Münsterischen Staatsarchivs a. a. O.
93) Gröteken, S. 60.
94) Testament Stratmanns in den Pfarrakten a. a. O.
95) Ebenda.
96) Ebenda.

schollenen Handschriften Krömecke nach, „Graduale ordinis F. F. Praedicatorum, quod scripsit notavit et cum labore complevit soror Elizabet de Lünen, ord. fr. Praed. in Paradiso", einen Folioband „M. S. auf Pergament, lib. egreg.", sechs verschiedene Pergamente mit verschiedenen Schriften, ein geschriebenes Quartheft mit Logik und eins mit Metaphysik, „ein ganz altes Manuskript in 4°, ein Folioband Inhalt geschichtlich aus dem 17. Jahrhundert". Erhalten ist lediglich eine Pergamenthandschrift mit Predigten aus dem 16. Jahrhundert. Wiedergefunden bei einer Arbeiterfamilie hat nach der Angabe im Vorwort seiner Abschrift Kaplan Sauerland das Schultzesche Chronicon von 1706 im Jahre 1860. In den Dortmunder Kirchen läßt sich eine Bibliothek schon 1432 nachweisen. Im Lagerbuche der Marienkirche, das im hiesigen Stadtarchive aufbewahrt wird, findet sich auf S. 4 folgende Eintragung:

„Vartmer so synt dar eynvüdertich boke, dey in keden lieget. Vartmer so synt dar twe missale dey to dem groten altare horen. Vartmer eyn lutlk missael van der grawen brodere orden. Vartmer so synt dar drey grote boike. Der synt twe de tempore vn dat derde is de sanctis.
Vartmer so is dar eyn grot psalter . . vnde vyf luthke psalter . . Vartmer eyn breuiyr . . vartmer eyn Collectan . . . vartmer twe graduale . . vn twe lutlike alde gradale . . vartmer eyn lectien bouk dar dey kynder ut leset . . . vnde aouch eyn alt lectien bouk . . vartmer veyr antiphonarien nye vnde aeld . . Vartmer eyn aeld passionale . . . vartmer eyn prophecien bouk twe ymparuise . . . vartmer 1 agende"[97])

Diese Notiz kannte Beurhaus im 18. Jahrhundert noch. In seinen „Merkwürdigkeiten" schreibt er bei Erwähnung der Marienkirche unter Berufung auf das Lagerbuch der Marienkirche vom 7. Februar 1432 „sonst hatte sie 31 an Ketten gelegene und mehrere Meßbücher".[98]) Aus den Wörtern „sonst hatte" muß man schließen, daß zu Beurhaus Zeiten, also um die Mitte des 18. Jahrhunderts diese Bücher nicht mehr vorhanden waren. Jedenfalls ist die uns im obigen Katalog erhaltene Bibliothek als für die damalige Zeit sehr beträchtlich anzusehen. Die Marienkirche war die eigentliche Kirche des Rates, an welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts Jakob Schöpper als Pastor wirkte, der damals die führende Persönlichkeit im geistigen Leben Dortmunds war.[99]) Aus seinen Predigten wie aus seinen Komödien ergibt sich, daß ihm eine bedeutende Bibliothek zur Verfügung stand, zitiert er doch alle Kirchenväter mit Kapitel oft auch mit Folio, ja darüber hinaus sogar alte Rabbiner. Zudem ist er deutlich von den lateinischen Klassikern an manchen Stellen sehr stark beeinflußt; wenngleich wohl ein Teil der zitierten Bücher sein Eigentum gewesen ist, so ist doch anzunehmen, daß er die Bücher teilweise auch in der Bibliothek seiner Kirche fand,

97) ympuare nach Du Cange pag. 1935: liber hymnos continens
98) „Merkwürdigkeiten" Liber III, c. 12, Abschn. 1, § 3.
99) Über ihn vergl. Hamelmann Geschichte Westfalens ed. v. Löffler S. 225–27 Stangefol, Annales Circuli Westphalici Liber IV pag. 54, Döring Johann Lambach und das Gymnasium zu Dortmund von 1543–1582, Berlin 1875 Abschnitt III S. 74–99.

die wohl die Kirchenväter wenigstens teilweise besessen hat, zumal da sie schon gut 100 Jahre vorher eine Bibliothek hatte und als Ratskirche eine bevorzugte Stellung genoß. Sechzig Jahre nach Schöppers Tode wurden noch umfangreiche Bücheranschaffungen gemacht, von denen sich Reste in der hiesigen Stadtbibliothek befinden. Sie wurden 1912 der Stadtbibliothek als Depositum übergeben. Das älteste Buch derselben ist die „Historia Creationis" von M. Vincentius Schmuck, Leipzig 1603; zusammengebunden ist damit die „Historia Adae" vom selben Verfasser, 1604. Der Quartband, der diese beiden Bücher enthält, trägt auf seinem Rücken eine unleserliche Schrift. Der vordere innere Einbanddeckel zeigt den Vermerk: „Diß Büch gehört in die Sakristie der Kirchen zu St. Marien binnen Dortmund". Der zweite Band dieses Predigtwerkes vom selben Verfasser enthält die „Historia Noae", Leipzig 1606, und die „Historia Abrahae", Leipzig 1607. Auf dem Einbandrücken dieses Quartbandes steht der Vermerk: „Diß Buch gehorch In die Burrkammer Marie". Der dritte Band vom selben Autor, die „Historia Jacobi", Leipzig 1608, zeigt auf dem Einbandrücken denselben Vermerk. Der IV. Band dieses Werkes enthält in zwei Teilen Exodus — der erste Teil ist stark beschädigt — Leipzig 1614 und hat auf dem Einbandrücken den gleichen Besitzvermerk. Der Einband des Quartbandes „Sechs Propheten H. Schrifft.... Sampt den Klageliedern Jeremiae durch Egidium Humen", Wittenberg 1611, ist stark beschädigt, der Rücken fehlt, daher auch keine der sonst gewöhnlichen Besitzangaben. Gleichfalls stark beschädigt und ohne Einbandrücken sind „Osterpredigten" von M. Nathanael Tilesius, Leipzig 1611, dem vom selben Verfasser und Drucker angebunden sind die „Himmelfart-Predigten" und die „Pfingstpredigten"; ferner das „Specimen Postillae Postillarum" von M. Christophorus Barbarossa alias Rodtbart, Goslar 1611. Arg beschädigt ist der Band „Consiliorum theologicorum" von „Felix Bidenbach, Abbd zu Maulbrunn und Generalsuperintendent", von dem Decas VII—X vorhanden sind. Der Einband fehlt. Die „Clevische und Märkische Kirchenordnung", eine Broschüre in Großoktav, zeigt auf dem Titelblatte eine handschriftliche Eintragung „Dr. Gerhardt Pfankuch". Da wir aus dem handschriftlichen Eintrag im A-Exemplar der Westhof'schen Chronik von einer Auktion „weiland Pfankuchischer Bücher" im Jahre 1775 wissen,[100]) ist es fraglich, ob dies Buch schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in den Besitz der Marienkirche gekommen ist. Dieser Broschüre sind zwei Landtagsabschiede angebunden, die alle Tobias Silberling im „Fürstentumb Cleve" als Drucker angeben. Nach den Typen stammt auch die Kirchenordnung aus dieser Offizin. Der erste „Landtagsabschied vom Landtage des Herzogtumbs Cleve und Graffschaft Marck" datiert vom 14. August 1660 und ist gedruckt 1661. Der zweite Landtagsabschied datiert vom 19. März 1661.

[100]) Einleitung zur Westhof'schen Chronik in „Die Chroniken der deutschen Städte" Bd. XX, S. 149.

Als dritte ist eine gleichfalls bei Silberling aber 1669 gedruckte „Ordnung welcher Gestalt an des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friederichs Wilhelm .... Clevisch - Märkischen Hoff - Bericht procediert werden sollen" angebunden. Alle diese Schriften enthalten Beiträge zur Kirchenordnung und sind mit Tinte durchgearbeitet. Als weitere Reste dieser Bibliothek besitzt die Stadtbibliothek: Johann Förster, Predigtbuch 1614, die Heilige Schrift, Wittenberg 1686, einen „Schreibkalender auf das Jahr 1575 durch V. Schönfeldt, Corrigert Almanach Henrich weilands", dem angebunden ist ein „Klein Prognosticon oder Practica" auf das Jahr 1612, gestellt durch Henricum Wielandum Corbachiensem, gedruckt durch Andreas Wechteren in Dortmund. Der Almanach auf das Jahr 1613 durch Georgium Willichium Silensium mit den angebundenen „Kleine Practica auf das Jahr 1613" durch denselben Autor, gedruckt bei Johann Zeisse zu Essen, enthält zahlreiche handschriftliche Notizen, die wiederholt auf Wipperfürth hinweisen.

In der Petrikirche gab es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch eine Bibliothek. Beweis hierfür sind die Reste dieser Bibliothek, welche in die Stadtbibliothek gekommen sind.[101]) Es sind Bruchstücke der großen Wittenberger Lutherausgabe. Der älteste Band ist 1560 bei Johan Schwerte in Wittenberg gedruckt. Er führt den Titel: „Der siebente Theil der Bücher des ehrw. Herrn Doktor Martini Lutheri". Auf dem Schmutzblatte trägt er den Vermerk: „Dith is der siebend Deill der obgnanten Bucher des Lutheri, welches och der kerken Petri thogehorig ist". Das folgende Buch „Der erste Teil der Bücher über etliche Epistel der Aposteln D. Mart. Luth." gedruckt 1568 in Wittenberg bei Peter Seitz, trägt auf dem Titelblatte den Vermerk „thogehorig der obgnannten Kerke Petri". Ähnlich, doch schwankend in der Mundart, sind die Eintragungen in den übrigen Bänden.

Gleichzeitig bestand auch in der Reinoldikirche eine Bibliothek. Davon zeugen die Überreste, die gemäß dem von Pfarrer Traub aufgestellten Verzeichnis der evangelischen Gemeindebibliothek Reinoldinum unter „Bestand der alten Bibliothek" als Depositum der Stadtbibliothek übergeben sind. Es sind folgende Bücher:

1. Desiderii Erasmi Rot. in Novum Testamentum Annotationes 1540,
2. Melanchton: Loci Communes Theologici, Lipsiae 1556,
3. Joh. Coccei: Commentarius in prophetiam, Tom. II, III,
4. Andreas Musculus, Compendium Doctrinae christianae 1573,
5. Canones et Decreta Concilii Tridentini 1564,
6. Examinis Concilii Tridentini Libri Per D. Martium Chemnitium Francofurt 1606,
7. J. H. Wegbemayer, Bußpredigten.

101) E. Schulz, Nachwort zur Geschichte des Buchdrucks im 16. Jahrh. S. 6 und Anmerkung S. 19, Anhang zu Arnold Quitings Kinderzucht, Neudruck Dortmund 1923.

Angaben über diese Bibliothek bringen dann in der Mitte des 18. Jahrhunderts die „Kritischen Briefe" der „Westphälischen Bemühungen zur Aufname des Geschmacks und der Sitten". Hier heißt es: „Alles was ich von den öffentlichen Bibliotheken in unseren Gegenden zu sagen gedenke, ist dieses, daß unsere berühmte freie Reichsstadt Dortmund noch ein klein Überbleibsel von einer angefangenen Bibliothek in ihrer großen Reinoldskirche als ein Heiligtum aufbewaret. Motten, Staub und Spinngewebe haben solche vor allem Durchblättern in Sicherheit gesetzt, und es sind ihrer so wenig, daß eine Ordnung darunter nicht nötig. Sie werden denken, das habe nichts auf sich und der kleine Rest dieser Bücher werde wol nicht erheblich sein. Aber wenn ich Ihnen sage, daß noch einige Folianten, etwa ein missale Romanum und etliche Patres an große eiserne Ketten angeschmiedet sind, so werden Sie leicht Ihren Irrtum einsehen und erkennen, daß die ersten Stifter dieser Bibliothek ganz anders von dem Wehrt derselben werden gedacht haben müssen."[102]) Auf diese Notiz zurückgehend schreibt die „Dresdensche Staats- und Reisegeographie" im VIII. Bande, S. 275[103]): „In der Reichsstadt Dortmund trifft man noch einige Reste von einer öffentlichen ehemals angefangenen Bibliothek in der Reinoldskirche an." Und in der Beschreibung Dortmunds heißt es in diesem Werke S. 534 u. a.: „Die Reinoldskirche ist ein groß Gebäude, und verwahrt man darinnen einen Überrest von einer alten Bibliothek." Letztere Nachricht erwähnt auch Lehnrichter Beurhaus und bestätigt sie, wenn er in seinen „Merkwürdigkeiten" bei den Nachrichten über die Reinoldikirche schreibt: „Ehedem soll auch daselbst eine ziemliche bibliotheque gewesen, dieselbe aber jetzt mehrenteils verkommen und theils Alters halber verdorben sei, daher die Verfasser der Dresdenschen Staats- und Reisegeographie im 8. Bande pag. 534 sagen, daß daselbst nur ein Überrest einer alten bibliotheque verwahrt würde".[104]) Im „Summarischen Entwurf" klagt Johann Christoph Beurhaus, daß „die öffentlichen Bibliotheken bei der Kirche Reinoldi und bei dem Archigymnasio in diesem Seculo (dem 18.) guthen Theils verkommen seien".[105]) Eine Ergänzung dieser Nachricht bietet Theodor Mellmann, der an diese Nachricht anknüpfend 1807 schreibt: „Nur Reste, von denen kein gültiger Schluß aufs Ganze gemacht werden kann, waren die Bücher, welche die Kirche Reinoldi vor etlichen Jahren verkaufen ließ."[106]) Wann dieser Verkauf stattgefunden hat, konnte ich nicht feststellen, möchte ihn aber gegen 1800 auf Mellmanns Zeugnis hin vermuten. Mellmanns Worte werden meiner Meinung nach von Thiersch falsch gedeutet, wenn er im Programm des Dortmunder Gymnasiums von 1842[107]) schreibt: „Der kleine Rest derselben (Gymnasial-

102) „Westphälische Bemühungen zur Aufname des Geschmacks und der Sitten", Lemgo 1753, II, S. 368.
103) Neue Europ. Staats- und Reisegeographie . . . J. G. Heymanns . . . 1757
104) Beurhaus „Merkwürdigkeiten" Liber II. c. III. § 6.
105) Beurhaus „Summarischer Entwurf der Freien Reichsstadt Dortmund in Fahne „Die Grafschaft und freie Reichsstadt Dortmund" IV, S. 77.
106) Mellmann: Das Archigymnasium in Dortmund 1807, S. 108, Anm.
107) Gymnasialprogramm 1842, S. 5, Anm.

bibliothek) ist nach Th. Mellmann im Anfange dieses Jahrhunderts von der Reinoldikirche verkauft worden." Ich glaube, auch mit Rücksicht darauf, daß man damals die neue Bibliothek für das Gymnasium begonnen hatte anzuschaffen, daß es sich bei dem von Mellmann berichteten Verkauf um Bücher der Reinoldikirche handelte. Wohl aber muß ich Thiersch zustimmen, wenn er an derselben Stelle u. a. schreibt: „Eine dreihundertjährige Gelehrtenschule ohne eine alte Bibliothek ist eine Seltenheit." Daß hier ein Rätsel vorliegt, darin stimme ich auch Thiersch bei, aber Thiersch konnte das Rätsel nicht lösen. Deshalb ist auch die von Thiersch im Gymnasialprogramm 1842 Seite 2 angekündigte Geschichte der Gymnasialbibliothek später nicht erschienen und auch nachdem hat man dieses Rätsel nicht behandelt. Daß nach der Gründung des Gymnasiums (1543) sehr bald eine Bibliothek angelegt wurde, halte ich für unzweifelhaft, zumal da gleichzeitig eine Druckerei eingerichtet wurde[108]) und zahlreiche Gelehrte von Ruf an dieser Schule wirkten. Da die Akten über die älteste Geschichte verloren sind, so ist mir als ältester Zeuge dieser Bibliothek des Gymnasiums ein Band begegnet, der aus der Bibliothek des alten berühmten Archgymnasiums zu Dortmund stammt.[109]) Er enthält des Johannes Kerkmeister „Comoedia Codri", Münster bei Johann Limburg 31. Okt. 1485, dem angebunden ist u. a. Aesopus graecus per Laurentium Vallensem traductus, Antwerpen Govaert Bac (um 1495). Das älteste erhaltene Verzeichnis von Büchern dieser Bibliothek datiert vom 20. Dezember 1685 und ist im hiesigen Stadtarchive. Erwähnung findet die Bibliothek bei Mellmann, der schreibt: „Auch eine öffentliche Bibliothek hatte ehedem das Archigymnasium. Sie stand im großen Lehrzimmer und hat nebst der öffentlichen Bibliothek bey der Kirche zur Förderung des Studiums viel beygetragen".[110]) Dabei beruft Mellmann sich auf Beurhaus.[111]) Jedoch betont Mellmann, daß das Verkommen von Bänden, sogar des Schulalbums (Album Archigymnas. Tremon. oder Matricula Archigymn. mit der Historica narratio rerum ad Gymnas. nostrum attinent von Heinr. Beurhaus und dergleichen wichtigen Schriften) nicht in seinen Tagen erst geschehen sei. „Rolle und Kluge nutzten sie noch."[112]) Daß aber von der alten Gymnasialbibliothek schon 1729 viel verschwunden war, beweist eine genaue Durchsicht von Rolles Memoriae Tremonienses, Tremonaie 1729, dem von Lambach nur die Ausgabe der Schöpperschen Predigten vorlag (S. 11), während er die Schöpperschen Komödien, die sicher in der Schulbibliothek früher vorhanden waren, da sie für das Gymnasium geschrieben und auch von den Gymnasiasten gespielt wurden, nicht vorliegen hatte, sondern als „quas commemorat Hamelmannus" (pag. 28) erwähnt; ähnlich Rolle bei Johann Copius (pag. 34). Auf S. 51—54 erwähnt er ausdrücklich den Verlust

108) Clemens Löffler in „Beiträge" XIII, S. 30, 31.
109) Gedenkschrift zur Eröffnung des neuen Lesesaals im alten Rathause, Dortmund 1921, S. 20.
110) Mellmann, S. 108.
111) Beurhaus „Summ. Entw.", Fahne IV, S. 77.
112) Mellmann S. 62 Anmerkung.

von Dortmunder Schuldissertationen usw. Auch Kluge klagt in seiner Säkularschrift 1743 „Si publicis privatisque tabulis animi mei ex sententia juvarent, quorum in manibus vel potius vinculis adhuc versantur.[113]) Es ist fast dasselbe Lied, das Mellmann singt, wenn er schreibt: „Was die Schriften der Lehrer des Gymnasiums betrifft, so hat der Verfasser dieser Darstellung, seiner Schuldigkeit gemäß, da nachgesucht und nachgefragt, wo sie mit Wahrscheinlichkeit zu vermuten waren. Alle nicht, nur viele hat er aufgefunden. Sicher sind sie aus dem, dem Eigentümer selbst unbekanntem Gut der Bibliotheken einiger unter den alten Familien Dortmunds und der Nachbarschaft vollständig zu sammeln.“[114]) Den Verlust seit der Mitte des 17. Jahrhunderts an wichtigen Schriften können wir teilweise bestimmen durch die Schriften Scheiblers und Rolles. Scheibler gibt eine Selbstbiographie Lambachs, ferner einen in reformatorischem Sinne modifizierten liber collectarum in 3 Auflagen von 1554, 1558 und 1565 an. Rolle führt in den „Memoriae Tremonienses“ (1727) als Hauptquelle Orseja Oda gamica, solemni nuptiarum fest. Jo. Lambachi junioris etc. 1595 an und nennt außerdem noch die immer noch verschollene Schrift Henrici Beurhusii oratio in restauratam pacem 1650.[115]) Erhalten sind aus der alten Bibliothek neben Scheibler, Rolles und Kluges Schriften noch Ehr- und Leichenpredigten des 18. Jahrhunderts.

Beim Rate wurden seit dem 14. Jahrhundert die Urkunden systematisch gesammelt,[116]) aber mit diesem Archiv ist sicher schon früh eine, wenn auch nur kleine Bibliothek verbunden gewesen. Das müssen wir aus Mülhers Bericht über das Jahr 1451 schließen: „Dies Jahr ließen die Herren von Dortmund ihr ganzes Archiv durchsuchen, alle Privilegia besehen, alle Antiquitäten herfürsuchen und durch Johann Kerkhörde eine Chronik anfertigen.“[117]) Mülher berichtet ferner, daß er die Chronik des Dietrich Westhoff beim Rate noch verstümmelt vorgefunden habe.[118]) Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hören wir dann im Rathause von „einem Büchervorrathe, zu dessen Vermehrung in der „Raths-Gerichts- und Sportelordnung de ao. 1751 die gute Verordnung gemacht war, daß die pro dispensationibus et confirmationibus pastorum et vicariorum einkommenden Gelder dazu verwendet und vom syndico jährlich berechnet werden sollten, was aber bei deren Suspension noch nicht zustandegekommen.“[119]) Diese Bestimmung fällt sicher mit den großzügigen Bestrebungen zusammen, von denen die „Westphälischen Bemühungen zur Aufname des Geschmacks und der Sitten“ schreiben: „Ich muß Ihnen zum Ruhm der Gelerten Bewoner dieser Stadt (Dortmund) melden, daß sie seit einiger Zeit Anschläge zur Anlegung

113) Gymnasialprogramm 1872, S. 13.
114) Mellmann. S. 62, Anm.
115) Gymnasialprogramm 1872, S. 10, 11.
116) Rübel in „Beiträge“ I, 8.
117) von Steinen, S. 8.
118) Magazin, S. 36.
119) Beurhaus „Merkwürdigkeiten“ I, Abschnitt 2, § 1. „Der kayserlichen freien Reichsstadt Dortmund Raths-, Gerichts- und Sportelordnung“, Dortmund 1751 S. 74.

drei verschiedener öffentlicher Bibliotheken gemacht haben. Der Raht, das Ministerium und das Gymnasium werden nach den gemachten Projekten, ein jeder für sich, eine eigene Bibliothek bekommen; nur ist Schade, daß sich dergleichen wichtige Sachen leichter entwerfen als ausführen lassen."[120]) Man kann dem Schreiber nicht unrecht geben, wenn er fortfährt: „Mir dünkt, es würden dergleichen Vorschläge eher ihre Wirklichkeit erreichen, wenn man statt dreier den Anfang mit Anlegung einer gemeinschaftlichen Bibliothek machte. Eine solche würde dieser Reichsstadt Ehre machen und den Namen ihrer Stifter und Beförderer auch bei den Nachkommen verewigen; man müßte aber im Ernst auf Mittel denken, derselben einige Einkünft zur Ankaufung der Bücher zu verschaffen." Aber an diesen finanziellen Mitteln fehlte es gerade damals in Dortmund sehr, da Dortmund außerordentlich stark durch den Siebenjährigen Krieg gelitten hatte. Daher hatten diese Pläne auch keinen Erfolg. Um 1800 war in Dortmund von einer Ratsbibliothek keine Spur.

Verfolgen wir nach den Schicksalen der öffentlichen Bibliotheken auch die privaten! Der erste Besitzer eines Buches von Wert, der sich in Dortmund nachweisen läßt, ist der in den Urkunden zwischen 1372—1389 mehrfach genannte Priester Thiedemann Clepping. Der Vermerk in dem Speculum humanae salvationis in der Landesbibliothek zu Darmstadt „Iste liber est sororum in Clarenberch. Quem dedit nobis dominus Thidemannus Cleppinck sacerdos de Tremonia pro memoriae animae ejus" erbringt hierfür den Beweis. Vor 1793 kam dies Buch in den Besitz des Baron Hüpsch und von da 1803 oder 1804 wurde es vom Landgrafen Ludwig von Hessen angekauft.[121]) Im 16. Jahrhundert werden in den Quentelschen Rechnungsbüchern mehrfach Dortmunder als Käufer dieses Kölner Buchhändlers genannt.[122]) Die Inschrift „Hillebrandus de Bersworth emit hunc librum Spirae anno 1574 Kalend. Apr.", die ich in einem Foliobande des Livius (Basel 1459) in der Stadtbibliothek fand, verrät gleichfalls einen Dortmunder aus altem Patriziergeschlecht als Bücherkäufer.

Eine große Bibliothek können wir dann bei dem bekannten Dortmunder Humanisten und Bibliophilen des 16. Jahrhunderts Caspar Schwarz nachweisen, der gegen 1530—40 geboren war und 1611 gestorben ist.[123]) Hamelmann,[124]) der Humanist Theodor Danubianus,[125]) Johann Meibom[126]) und H. v. Hoevel[127]) rühmen seine Wissenschaft und Bücherliebhaberei. Detmar Mülher schreibt über ihn: „Hat auch der edel und ehrenvest Caspar Schwartz so noch unlangst mit Tode abgegangen, ein sonderlicher der Antiquitet und Historien, ja aller Faculteten Liebhaber, wie seine herrliche

120) „Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmacks und der Sitten", II. S. 368.
121) Luise von Winterfeld in „Beiträge" XXVI, S. 101 ff.
122) Laut freundlicher Mitteilung von Frl. Dr. L. v. Winterfeld in den „Niederrheinischen Annalen" 98, S. 81.
123) Dieselbe in „Festgabe des Immermannbundes zu E. Schulz 50. Geburtstage", Dortmund 1924, S. 13—18.
124) Hamelmann op. geneal. Hist. pag. 472—481.
125) von Steinen S. 47.
126) Ebenda.
127) Im „Speculum Westphaliae", siehe v. Steinen S. 47.

Bibliotheca, so er nachgelassen, außgewiesen und von Hamelmann lib. 2 art. Dortmunde de familiys emortuis gerumbt wird, waß zu seiner Zeit sich zugetragen fleißig auffgeschrieben, auß welchem, wie auch anderem allem wyr dann unsere gegenwärtige Beschreibung gezogen, wie die Vberflüssigkeit der Materien genugsam aufweiset, ohne daß wir noch auß alten Monumenten hinzugetan haben."[128]) Aus allen diesen Zeugnissen geht hervor, daß Kaspar Schwarz eine außerordentlich große Bibliothek besessen hat. Was man nirgends finden konnte, das vermutete man in ihr.[129]) Ja man vermutete in ihr sogar die verlorengegangenen Bücher des älteren Plinius über den deutschen Krieg. Veranlassung zu diesem Gerücht waren die Worte des Bischofs Ferdinand von Fürstenberg anläßlich der Auffindung der fünf ersten Bücher von Tacitus' Annalen im Kloster Corvey: „Quibus et utinam aliquando Plinii XX Volumnia de bellis germanicis accedant! quae Conr. Gesnerus Augusta vindelicorum; alii Tremoniae apud Casp. Schwarzium Patricium Tremoniensem extisse tradiderunt."[130]) Ebenso zieht man das Zeugnis des Gouverneurs von Parma, des Grafen Rezzoni, hierzu an.[131]) Gierig schreibt: „Der Graf Rezzoni führt in seinen Disquositianis Plinianis mehrere Gelehrte an wie den Conrad Gessner und, wenn ich nicht irre, auch unsern Patrizier Schwarz, dem das Gerücht den Besitz dieses Werkes zugeschrieben habe, versichert aber, daß es unbegründet gewesen sei." Von Steinen glaubt nicht, daß Schwarz diese Bücher besessen hat, „weil weder er selbst in seinen Nachrichten noch Mülher, welcher den größten Teil seiner Bibliothek gekauft, die geringste Meldung davon tut."[132]) Der Meinung Steinens pflichtet auch Lehnrichter Beurhaus bei.[133]) Mag dieses Gerücht also sehr wenig Wahrscheinlichkeit haben, so läßt es doch auf die Bedeutung dieser Bibliothek die weitgehendsten Schlüsse zu.

Die wertvolle Bibliothek des Caspar Schwarz ist heute ganz als verloren zu buchen. Nur der Codex Bremensis von Nordhoffs Chronik der Grafen von der Mark, die Handschrift, die der ältere Meibom von ihm mit großer Mühe erhielt und darauf abdrucken ließ, ist als erhalten bekannt.[134]) Der größte Teil der Bibliothek des Caspar Schwarz, die Mülher für seine Arbeiten benutzte, ging durch Kauf in Mülhers Hand über und kam später in den Besitz des Herrn von Steinen, der ausdrücklich bezeugt, daß er viele Bücher davon besitze.[135]) Bei dem Brande des von Franzosen angesteckten Pfarrhauses von Frömern sind diese Schätze alle verloren gegangen. Nur von einzelnen Werken wissen wir namentlich, daß Caspar Schwarz sie besessen hat, so den Centonem Virgilianum, De ministerio et decollatione

128) Seibertz: Quellen der westfälischen Geschichte I, S. 345.
129) Hamelmann op. Gen. Historica, Lemgo 1720, pag. 721.
130) Schaten, Monumenta Paderborn., pag. 72.
131) Westf. Anzeiger 1799, Spalte 1640.
132) Steinen, S. 48.
133) Beurhaus, „Merkwürdigkeiten." Liber I. cap. 9, Abschn. 2. Nr. 17.
134) Troß, Westfalia, 1859, S. 339.
135) Steinen, S. 48.

Johannis Baptistae von Johann Meibom, des Johannis Cincini de Lippia vitam S. Lüdgeri,[136]) den Katalog der Paderborner Bischöfe von Hermann von Kerssenbroich und die Germania des Tacitus.[137])

Detmar Mülher[138]) besaß, wie Mallinckrodt mitteilt, „alle seine Vorgänger selbst", benutzte aber auch „eine große Menge theils gedruckter, theils ungedruckter historischer Schriften".[139]) In seinem großen Chronicon mit dem Titel „Summarischer Begriff der Dortmundschen Stadt- und Grafschaftchroniken" von 1610 gibt er im Vorwort ein Register der Quellen, woraus er gesammelt hat, in dem an historischen Schriften außer den Dortmunder Chronikschreibern über hundert genannt sind.[140]) Leider ist ein vollständiges Exemplar dieses Mülherschen Werkes mir nicht begegnet, und es würde zu weit führen, aus seinen Schriften die Werke festzustellen, welche ihm vorgelegen haben.

Von Mülhers Zeitgenossen Fridericus Beurhusius, der in Dortmund Rektor des Gymnasiums war und zweifellos eine geistig hervorragende Persönlichkeit gewesen ist,[141]) nehmen wir an, daß er eine Bibliothek besaß. Als einzigen Rest derselben fand ich einen Livius aus dem Jahre 1553 mit dem Besitzvermerk auf dem Titelblatt: „Fr. Beurhusius sen."

Familienbesitz an Bibliotheken hatte vor 1800 fast jede Familie, die zum Rate gehörte. Diese Familienbibliotheken reichten für den dringendsten Bedarf an geschichtlichen und rechtswissenschaftlichen Büchern aus. Wenige waren auch reichhaltiger. Mit dem Aufhören der städtischen Verfassung verloren sie an Wichtigkeit.[142]) Daher ist auch ihr schneller Untergang erklärlich. Einzelne Werke in diesen Familien-Bibliotheken lassen sich noch nachweisen. Von einem Clepping vor 1400 wurde das bereits nachgewiesen. Von dem zweiten Bruchstück der Handschrift C. der Westhoffschen Chronik, das vom Jahre 1520—1535 reicht und im Münsterschen Staatsarchiv als Ms. VII, 6 403 ruht, darf man sicher annehmen, daß ein Glied der Familie Clepping Abschreiber oder Besitzer dieser aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts stammenden Schrift gewesen ist.[143]) So wird dieses Bruchstück indirekt ein Zeuge für die Cleppingsche Familienbibliothek zu Beginn des 17. Jahrhunderts. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lieh der 1743 verstorbene Bürgermeister Christoph Johann Klepping Herrn von Steinen den Catalogus Nobilium Familiarum von Henricus a Newenhusen mit über 2500 Wappen.[144]) Ein Zeugnis von dem Unter-

136) Steinen, S. 47.
137) (Festschrift) Erich Schulz zum 50. Geburtstage, Dortmund 1924, S. 16.
138) Über ihn siehe von Steinen, S. 93—112, Magazin, S. 44—50 und Seibertz, Quellen zur westfälischen Geschichte, Bd. I, Einleitung zu Mülhers Chronicon.
139) Magazin, S. 50.
140) Magazin, S. 45.
141) Rolle Memoriae Tremonienses 1729, Cap. 13, p. 38—47 über Beurhaus.
142) Rübel in Beiträge II, S. 131 Anm. 1.
143) Deutsche Städte-Chroniken Bd. XX, S. 149.
144) v. Steinen S. 143.

gange dieser Bibliothek bildet das oben zitierte Bruchstück C der Westhoffschen Chronik, das Thiersch „unter der Makulatur eines Dortmunder Kaufmannes" 1840 gerettet hat.[145])

Die bei weitem größte und für die Dortmunder Geschichtsschreibung unersetzliche war die Berswordtsche Bibliothek. Das Werk „Nobilium Virorum Westvaliae tam vivorum quam mortuorum stemata von Detmar Mülher" lieh in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Maximilian Berswordt genannte Wallrabe dem Herrn von Steinen.[146]) Mallinckrodt erwähnt 1797 zuerst eine von Westhoff wohl angelegte, aber erst später geschriebene alte Sammlung, darinnen Siegfried von Steinen die Chroniken des Nederhoff, mehrere Rektoren der Benedikts-Kapelle usw. zusammengetragen sind, die der Rittmeister von Berswordt damals besaß.[147]) Dieser „Chronikenband aus der Berswordtschen Bibliothek, die leider im Anfange dieses (19. Jahrhunderts) nach allen Seiten verstreut ist", wurde 1872 aus dem Privatbesitze des Pastor Polscher in Lünen durch Vermittlung des Oberbürgermeister Dr. Becker dem städtischen Archiv überwiesen und wird heute als Cod. Bersw. dort aufbewahrt.[148]) Aus dieser Bibliothek besitzt das Stadtarchiv noch einen zweiten Cod. Bersw. Die Berswordtsche Bibliothek ist durch Teilung unter 5 Erben untergegangen. Das meiste aus ihr, was auf Dortmund Bezug hatte, scheint zunächst auf den späteren Geheimrat Bölling übergegangen, dann aber weiter zersplittert worden zu sein. Die Bibliothek des Bürgermeisters Küpfer, die lange Zeit für dessen Sohn, der als Geheimer Legationsrat in Berlin gestorben ist, aufbewahrt wurde, ist in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts öffentlich verkauft.[149])

Von dem Freigrafen Johann Arnold Nicolaus Schulze hat v. Steinen die Annales Tremonienses erhalten.[150]) In seiner Bibliothek hat er auch „einige Brocken von Johannes Cesar, der u. a. Sacellan in St. Katharinenkloster gewesen war, gefunden".[151]) Von ihm hat er auch das 34 Seiten starke Chronikon „Origines et notitia liberae Imperialis Tremoniae" von Mülher.[152]) Büchern der alten Familie Barop begegnen wir im 18. Jahrhundert. Der Prediger Johann Dietrich Barop an der St. Reinoldikirche schenkte von Steinen den bei ihm aufgefundenen Siegfried v. Steinen.[153]) Bei Barop befand sich auch eine ungedruckte Kirchenagende von 1603 des Diakons Johann Niderhoff an St. Petri.[154]) 1797 ist dies Werk im Besitze des Pastors

145) Deutsche Städte-Chroniken, Bd. XX, S. 149 Anm. 4.
146) v. Steinen S. 99.
147) Magazin S. 21.
148) Rübel in Beiträge I, S. 33.
149) Rübel, Beiträge XI, S. 131, Anm. 1.
150) v. Steinen, S. 144.
151) v. Steinen, S. 48.
152) v. Steinen S. 83
153) Ebenda S. 8.
154) v. Steinen, S. 18.

Beurhaus.[155]) Das allervollständigste Exemplar von Detmar Mülhers großer Chronik hat v. Steinen von Rittmeister Gerh. Wilhelm Barop entliehen.[156]) Aus dem handschriftlichen Vorbericht von J. C. Beurhaus des im städtischen Archiv befindlichen Westhoffschen Autographs seiner Chronik erfahren wir von einer Auktion „weiland Pfankuchscher Bücher",[157]) so daß wir auch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts bei Dr. Pfankuch eine Bibliothek annehmen können. Der Gerichtsschreiber Siebert schenkte die gerettete Westhoffsche Chronik dem Lehnrichter Beurhaus, der andere Chroniken, jedoch deren nicht sehr viele, besaß.[158]) Die ganze Hinterlassenschaft des Lehnrichters Beurhaus ging in den Besitz des Pastors Beurhaus,[159]) der u. a. auch das kurze Chronicon von Detmar Mülher besaß,[160]) über. In der Bibliothek des am Ende des 18. Jahrhunderts verstorbenen Zacharias Beurhaus vermutete Mallinckrodt das Chronicon des Georg Tiefhaus.[161]) Die Bibliotheken der alten Patrizierfamilien Barop und Beurhaus erhielten sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Wesentliche Teile derselben wurden am 30. August 1840 aus dem Nachlasse des Justizkommissars Barop sowie des Justizkommissionsrates Beurhaus verauktioniert.[162]) Dagegen blieben die handschriftlichen Werke wie Beurhaus' „Alterthümer", „Summ. Entwurf", die „Merkwürdigkeiten" usw. im Besitz der Frau Justizkommissionsrath Beurhaus,[163]) von wo sie teilweise über das Gymnasium, teilweise über Friedrich Müller[164]) in das Stadtarchiv kamen. Vollständig verloren ist aber die Bibliothek des 1743 in Wetzlar verstorbenen Dortmunder Bürgermeisters Joachim Pottgießer.[165]) Alle schon bald nach dessen Tode angestellten Bemühungen des Göttinger Universitätsprofessors Johann Stephan Pütter, die ihm zugesagten Manuskripte zu erhalten, waren vergeblich. Ebenso brachte eine längere Diskussion im Westfälischen Anzeiger 1799 und 1800 ein vollständig negatives Resultat.[166]) Auch bis heute hat sich noch nichts von ihm wiederfinden lassen. Eine ganz hervorragende Bibliothek besaß der Herausgeber des „Westfälischen Anzeigers" Arnold Mallinckrodt. Aus seinem eigenen Besitze an alten Chroniken erwähnt er eine alte Abschrift der Annales Tremonienses, die Rittmeister Gerstein vorher besaß.[167]) Ein Prachtexemplar von Mülhers eigener Hand, seine „Kurze und einfältige Topographie und chronographische Beschreibung der Stadt und Grafschaft Dortmund"[168]) und

155) Magazin S. 54.
156) von Steinen S. 99.
157) Deutsche Städte-Chroniken XX, S. 149.
158) Magazin, S. 33.
159) Magazin, S. 55.
160) Ebenda, S. 33.
161) Ebenda, S. 57.
162) Dortmunder Wochenblatt 1840, S. 271, Nr. 34 v. 22. 8.
163) Gymnasialprogramm 1842, S. 4, 5.
164) Gymnasialprogr. 1872, S. 7, 8.
165) Außer Beurhaus' „Merkwürdigkeiten" Mellmann S. 123, Anm.
166) Johann Stephan Pütter, Selbstbiographie, Göttingen 1798 Bd. 1, S. 108 und abschließend Westfälischer Anzeiger Nr. 102 v. 23. Dez. 1800, Spalte 1630.
167) Magazin, S. 141.
168) Ebenda, S. 49 u. 54.

ein gedrucktes Exemplar der „Origines Urbis et comitatus Tremoniensis". Leider sind Überreste dieser Bibliothek nicht in größerer Anzahl nachweisbar. Nur einige Bände des „Westfälischen Anzeigers" in der Stadtbibliothek tragen den Eigentumsvermerk Mallinckrodts. Das Verschwinden der Mallinckrodtschen Bibliothek erklärt sich daraus, daß nach Mallinckrodts Tode seine Bibliothek am 2. Juli 1832 und an den folgenden Tagen meistbietend verkauft wurde.[169])

Auf Familienbibliotheken des 18. Jahrhunderts weisen noch mancherlei Notizen hin. So besaß Rittmeister und Advokat Zacharias Löbbecke eine von Detmar Mülhers eigener Hand geschriebene Chronik Dietrich Westhoffs[170]) und ein kurzes „Chronicon der Kayserlichen Freien Reichß- und Ansestadt Dortmund nebst umbliegender Graffschaft" von Detmar Mülher.[171]) Der Rittmeister Gerstein besaß ein altes Manuskript der Annales Tremonienses mit Fortführung der Ratslisten von 1612 bis 1784 und mit Wiedergabe von Ratsstreitigkeiten seit 1682.[172]) Ein großes Chronicon von Detmar Mülher selbst geschrieben, besaß der Dortmunder Advokat und Erbsasse Schmieding.[173])

Zusammenfassend darf man wohl feststellen, daß bis 1800 sich in Dortmund verhältnismäßig viele Bibliotheken erhalten hatten, daß diese dann aber sehr rasch verschleudert wurden. Daß in Dortmund ein ansehnlicher Büchervorrat auch an alten Werken zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorhanden war, geht auch aus den damaligen Anzeigen der Bücherauktionen hervor. So wurde am 27. August 1798 und an den folgenden Tagen von C. F. Koeppen „eine Büchersammlung von ca. 500 Bänden, worunter einige sehr seltene Werke" waren, meistbietend verkauft.[174]) Z. B. war dabei auch eine Eusebii Historia ecclesiae.[175]) Eine ähnliche Versteigerung fand am 17. Dezember desselben Jahres statt.[176]) Am 3. August 1801 begegnen wir Bücherversteigerungen von größtenteils juristischen Büchern.[177]) Am 18. Dezember 1801 wird „eine Anzahl auserlesener französischer, lateinischer und holländischer Bücher, worunter sich die vorzüglichsten Werke der Klassiker befinden", verauktioniert.[178]) Am 3. August 1802 verkauft Koeppen eine Sammlung von 750 verschiedenen Büchern öffentlich. Am 30. August 1804 werden „eine Anzahl Bücher, worunter sehr alte, sehr seltene sind", öffentlich meistbietend verkauft.[179]) Am 1. Juni 1807 wird in Dortmund eine „Sammlung von ungefähr 800 Bänden sehr alter und

169) Dortmunder Wochenblatt Nr. 26 v. 30. Juni 1832, S. 204.
170) v. Steinen, S. 10.
171) v. Steinen S. 98.
172) Magazin S. 41.
173) Ebenda, S. 47.
174) Westfälischer Anzeiger Nr. 19, Jahrgang 1798, S. 144.
175) Ebenda Nr. 30 v. 12. Oktober 1798.
176) Ebenda, S. 768.
177) Ebenda v. 3. 11. 1804.
178) Ebenda, Nr. 38, S. 608.
179) Ebenda, Nr. 64, Spalte 1024, bezw. Nr. 66, Spalte 1056.

neuer Bücher, worunter seltene und kostbare Werke sind", öffentlich meistbietend versteigert.[180]) Leider waren Kataloge, die bei diesen Bücherauktionen jedesmal gratis verteilt wurden, nicht mehr aufzufinden. Die gegebene Auswahl von Bücherauktionen, die sich noch wesentlich vermehren ließe, beweist aber wohl schon die bisher nicht beachtete Tatsache, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Dortmund ein Mittelpunkt des Buchhandels war, zumal auch auswärtige Buchhändler sich an diesen Auktionen als Unternehmer mitbeteiligten. Als solche Mitveranstalter an Bücherauktionen in Dortmund finden wir die Buchhändler Büschler in Elberfeld, Baedeker in Essen, Aschendorf in Münster und Keil in Köln, sowie die Buchbinder Quadde in Hamm und Deutelmoser in Iserlohn. Die Bücherauktionen überstiegen wesentlich die damaligen literarischen Bedürfnisse einer armen kleinen Ackerstadt von 4000 Einwohnern, die Dortmund damals war. Sie setzen einen großen Büchervorrat voraus und erklären das Verschwinden zahlreicher alter Bibliotheken, zumal da wir auch private große Bücherverkäufe damals angezeigt finden. So bringt z. B. der „Westfälische Anzeiger" Nr. 40 vom 20. Mai 1803 eine Anzeige, in der folgende Bücher zum Verkauf ausgeboten werden: „Die allgemeine Welt-Historie 38 Bände complett, Häberleins Reichs Historie 8 Bände, Saurius, sämmtliche Predigten 10 Theile, Biblia hebraica e recensione Danielis Ernesti Jablonski 1699 in 4° auf Schreibpapier mit breitem Rande."

Verfolgen wir den Aufbau des Bibliothekswesens in Dortmund vom Beginne des 19. Jahrhunderts, so steht an erster Stelle die Bibliothek des Gymnasiums, deren Neugründung im Jahre 1780 Mellmann schon berichtet. Die von C. von Berswordt, genannt von Wallrabe, unterschriebenen ersten Akten geben zugleich die erste bis jetzt bekannte Bibliotheksordnung in Dortmund. Diese vom 14. Februar 1780 datierte Ordnung zeigt zugleich die damaligen Anschaffungen. Es handelt sich hierbei hauptsächlich um Schulbücher und Schriften, die man heute unter Jugendschriften eingruppieren würde. Kleinere in den Akten genau nachweisbare Anschaffungen folgen in den nächsten Jahren. Mit Ausnahme weniger Bücher, die trotz der scharfen Bibliotheksbestimmungen verloren gingen, finden sich alle in dem von Mellmann mitgeteilten Kataloge, der sowohl die Lehrerbibliothek als auch die Handbibliothek der einzelnen Klassen in seinen 107 Nummern aufführt.[181]) In der Folgezeit verwahrloste die Bibliothek aber wieder. Mellmann hatte zwar die „Geschichte des Archigymnasiums zu Dortmund" zum besten der Schulbibliothek geschrieben, aber nach seinem frühen Tode im Jahre 1808 folgten die Zeiten größter Verarmung Dortmunds. Unter vielen Mühen gelang es Professor Kuithan, die Schule in dieser stürmischen Zeit zu erhalten.[182]) Professor Fischer, der die Bibliothek verwaltete, verließ Dortmund 1818 und gab bei seinem

180) Ebenda, Nr. 42, Spalte 642.
181) Mellmann, a. a. O., Dortmund 1807, Anhang.
182) A. Wand, Johann Wilhelm Kuithan in: „Heimat" (Beilage der Tremonia) Nr. 16 und 18, 1925.

Abgange 25 von Wilsing einzeln aufgeführte Bücher, Reste der Bibliothek von 1806, dem Schwiegervater des Wilsing in Verwahrung. Später erwarb Pastor Sunten im Auftrage des Scholarchats aus der Bücherauktion des verstorbenen Gymnasialprofessors Viemann acht namentlich aufgeführte Bücher, die aus der Gymnasialbibliothek vor 1807 stammten.[183])

Wenn man diese Verhältnisse betrachtet, kann man wohl verstehen, wenn Kuithan 1826 angibt, zu Beginn seiner Amtszeit (Herbst 1806) habe eine Bibliothek im Gymnasium gefehlt. Erst im Jahre 1825 wurden 80 Reichsthaler dafür angesetzt, über deren Verwendung die Abschriften der Bücherrechnungen von 1825—1832 des Gymnasiums genaue Auskunft geben. Gleichzeitig begannen Zuweisungen von Büchern und Geld für die Erweiterung der Bibliothek vom Provinzialschulkollegium. Kuithan richtete im Schulprogramm 1826 einen Aufruf „an alle Mitbürger, insbesondere an die, welche auf dem hiesigen Gymnasium studiert haben, Bücher und Landkarten, die sie nicht mehr gebrauchen, die deutschen Werke von solchen Verfassern, die in unserer Literatur einen bleibenden Namen haben, alle griechischen und lateinischen Verfasser, auch in den gewöhnlichen Ausgaben" der Bibliothek zu schenken. Dieser Aufruf hatte Erfolg, denn 1827 schreibt Kuithan: „Die Sammlung zu einer vollständigen Stadt- und Schulbibliothek zunächst der vaterländischen Literatur, die alle Schriften von dauerhaftem Werte aus den ältesten Zeiten bis jetzt enthalten soll, hat den erwünschten Fortgang." Zugleich verrät er seine Sammelmethode, wenn er fortfährt: „Sie geschieht im stillen, mit Umsicht und Bescheidenheit, und vor allem gelegentlich und mündlich." Kuithan kann aber auch greifbare Resultate aufweisen. So schenkte der aus Dortmund gebürtige Kaufmann Friedrich Jacobi aus Amsterdam, der Chorschüler des Dortmunder Gymnasiums gewesen war, eine Reihe prachtvoller alter Drucke.[184]) Der 1828 verstorbene Prediger Caspar Voigt überwies eine reiche Sammlung von Programmen des Gymnasiums aus dem 17. und 18. Jahrhundert und seine Reformationsgeschichte der Stadt Dortmund mit eigenhändigen Zusätzen.[185]) So ist Kuithan als der Gründer der neuen Gymnasialbibliothek im eigentlichen Sinne des Wortes zu bezeichnen. Auch Rübel spricht ihm und seinem Mitarbeiter, dem Lektor Röder, dieses Prädikat zu.[186])

Der kurz nach seinem Tode aufgestellte Katalog vom Jahre 1833,[187]) der älteste uns erhaltene systematische Katalog der Dortmunder Gymnasialbibliothek, weist schon rund 500 Werke als Bestand auf. Vorher war aber eine in diesem Kataloge berücksichtigte Absonderung der Schülerbibliothek vorgenommen. Die weitere Entwicklung der Gymnasialbibliothek hat durch zahlreiche Geschenke sowohl seitens des

183) Bericht des Wilsing vom 15. Juli 1822 an Professor Kuithan.
184) Brief von Jacobis Hand, der auch die Aufstellung der überwiesenen Bücher enthält
185) Gymnasialprogramm 1828
186) Rübel in Beiträge XI, S. 131.

Staates, als auch der Stadt und von Privaten — man darf den von Thiersch Ende der dreißiger Jahre gegründeten Leseverein nicht vergessen, der nach Zirkulation die Bücher dem Gymnasium überwies — wie auch durch viele Neuanschaffungen aus einem dafür jährlich zur Verfügung gestellten Fonds diese Bibliothek reich ausgestaltet.

Neben dieser Bibliothek bildete seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für die geistigen Interessen Dortmunds der 1840 gegründete Gewerbeverein einen geistigen Mittelpunkt besonders durch seine für die damaligen Verhältnisse stattliche Bibliothek, die heute einen schönen Schatz der Stadtbibliothek bildet.

Wesentliche Teile der Bibliothek der Dortmunder Familie Hiltrop, insbesondere des Landrats Friedrich Wilhelm Hiltrop und seines Sohnes, des 1866 in Berlin verstorbenen Geh. Oberjustizrats Friedrich Wilhelm Hiltrop,[188]) finden sich heute in der Stadtbibliothek. Bei dem Verkauf des Hiltrophofes an die Stadt im Jahre 1900 durch die Hiltropschen Erben wurden diese der Stadt geschenkt.

Gleichfalls finden wir in der Stadtbibliothek noch umfangreiche Reste des auch wissenschaftlich bedeutenden ersten Oberbürgermeisters von Dortmund Wilhelm Becker, des sogenannten „Roten Becker". Dagegen ist die Bibliothek des geistig sehr hochstehenden Gymnasialdirektors Professors Kuithan, der 1831 starb, in alle Winde verschleudert. Sie wurde am 19. November 1831 und an den folgenden Tagen öffentlich in der Kühnschen Wirtschaft versteigert und bestand „in einer schätzbaren Sammlung von Werken aus dem Gebiete der Philologie, Archäologie, Geschichte und Geographie".[189]) Doch begegnen wir in der Stadtbibliothek noch einzelnen Werken aus seinem Besitz, von denen wir einen alten Dortmunder Zeitungsband von 1782 hervorheben.

Zur Geschichte der Bibliotheken gehört auch die Berücksichtigung der Leihbibliotheken. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ließ das Interesse der breiten Öffentlichkeit an Geschichte usw. merklich nach und wandte sich unter dem französischen Einflusse seit dem Siebenjährigen Kriege, der später durch die französischen Emigranten eine wesentliche Belebung erhielt, der Musik und Belletristik zu. Daher entstanden damals zuerst Leihbibliotheken. Der bekannte Pfarrer Möller-Elsey schreibt 1799: „In und nächst um die Grafschaft Mark sind vielleicht gegenwärtig ein halbes Dutzend Leihbibliotheken und einige zwanzig Lesegesellschaften.[190]) In Dortmund war damals auch schon eine Leihbibliothek, und zwar hatte sie 1898 Johann Blothe. Sie wies im Anfang des Jahres 1200 Bände auf

187) Im Gymnasium.
188) Ueber Landrat Hiltrop, der seit 1786 1. Syndikus der Stadt Dortmund, dann Regierungsrat unter Nassau-Oranischer Herrschaft, Präfekturrat unter französischer und preußischer Landrat bis 1833 war, vgl. „Tremonia" vom 15. Mai 1927 „Von der freien Reichsstadt bis zur preußischen Kreisstadt".
189) Dortmunder Wochenblatt 1832, Nr. 43 vom 27. 10., S. 331.
190) Westfälischer Anzeiger vom 20. August 1799, Nr. 66.

und hatte in einem Jahre einen Zuwachs von ungefähr 750 Bänden.[191]) Gleichzeitig hatte F. Köppen eine Leihbibliothek. Bald übernahm das Blothesche Geschäft der zuerst mit ihm assozierte Nedelmann. In den zwanziger Jahren lesen wir oft die Inserate der Leihbibliotheken von F. Köppen und der Nedelmannschen Kinder. Später hatte Chr. L. Krüger, der Geschäftsnachfolger der Nedelmannschen Kinder seit 1828, eine große Leihbibliothek, dessen Nachfolger 1868 Gustav Krüger wurde.[192]) Die Leihbibliothek von Mende ging in diesem Jahrhundert in den Besitz der Stadtbibliothek über. Sie enthielt wesentlich die Literatur der zwanziger bis sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Eine Fachbibliothek hat bei seiner Gründung 1872 auch der historische Verein eingerichtet. Ebenso wie diese Gründung dem „Roten Becker" zu verdanken ist, ist er auch der Vater der alten Stadtbibliothek. Sie wurde in den siebziger Jahren gegründet. Die Verwaltung führte erst ein Stadtsekretär im Nebenamte. Sie ist heute die „Verwaltungsbibliothek" des Magistrats.

Die Stadtbibliothek wurde am 15. Mai 1908 eröffnet. Was Direktor Dr. Schulz anläßlich der feierlichen Eröffnung damals als selbstverständliche Pflicht der Stadtbibliothek bezeichnete, „zur Geschichte und Literatur Dortmunds und Westfalens zu sammeln, was nur erreichbar ist", ist in vorbildlicher Weise geschehen, so daß heute die Stadtbibliothek wirklich eine Sammelstätte westfälischer Literatur, ja aller Zeugnisse des Dortmunder und des westfälischen Geisteslebens ist, wie es Josef Risse in der 2. Buchgabe des Immermannbundes ausführlich geschildert hat.

Aus dem Werdegange der Dortmunder Stadtbibliothek verdienen besonders hervorgehoben zu werden die Eröffnung des neuen Lesesaales und die Gründung des Westfälisch-Niederrheinischen Zeitungsinstituts.[193])

Einen würdigen Abschluß der siebenhundertjährigen Geschichte des Dortmunder Bibliothekwesens bildet also die Dortmunder Stadtbibliothek, die in pietätvoller Pflege des Guten, Alten ihre Kräfte freudig einsetzt, dabei aber auch den Forderungen des modernen Alltags voll Genüge leistet, die Bildungsarbeit im besten Sinne vollbringt und dem geistigen Arbeiter und wissenschaftlichen Forscher eine reiche Rüstkammer bietet.

---

191) Westfälisches Magazin 1798, hintere Umschlagseite des 4. Heftes.
192) Rübel, Beiträge Bd. XI, S. 119, Anm. 1, S. 140 Anm. 1.
193) Gedenkschrift zur Eröffnung des neuen Lesesaals im Alten Rathause, Dortmund 1921, und: „Zur Gründung des Westfälisch-Niederrheinischen Zeitungs-Instituts" in der Zeitung „Tremonia", Nr. 132 vom 15. Mai 1926.

I. H. VON WESSENBERG ALS FREUND DER SCHÖNEN KÜNSTE

EWALD REINHARD

Wenn Ignaz Heinrich von Wessenberg, der letzte Bistumsverweser des nunmehr seit hundert Jahren unterdrückten Sprengels von Konstanz, als Reformer und Kirchenfürst auch nicht vergessen ist, so hat man doch heute kaum mehr eine Vorstellung von der ausgebreiteten poetischen und kunstpflegerischen Tätigkeit des durch vielfache Befähigung ausgezeichneten Mannes.*) Vergessen sind seine in sieben Bändchen erschienenen Dichtungen, die Cotta einst herausgab, vergessen sind seine zahlreichen Schriften, die Theologisches, Geschichtliches und Pädagogisches in bunter Folge bieten, vergessen seine Beziehungen zu so manchem namhaften Dichter und Künstler seiner Zeit, außerhalb Konstanz ist kaum bekannt, daß eine kostbare Bibliothek und Bildersammlung sein eigen waren. Es fehlt an einer großen Biographie des Mannes, an einer Erschließung seines unübersehbaren Nachlasses, an einer, wenn auch nur das Wichtigste umfassenden Ausgabe seiner Werke.

Der folgende Beitrag soll nun im wesentlichen auf Grund der ungedruckten Hinterlassenschaft Wessenbergs eine Skizze entwerfen, in der die Beziehungen des Konstanzer Prälaten zu den zeitgenössischen Bildhauern und Malern aufgezeigt werden.

Gelegenheit zu persönlicher Fühlungnahme mit maßgebenden Persönlichkeiten des künstlerischen Lebens ward Wessenberg häufig genug durch seine ausgedehnten Reisen gegeben, auf denen er gerne Künstler, Gelehrte und sonstige bedeutende Leute aufzusuchen pflegte. Seine Reisen führten ihn insbesondere häufig nach Italien oder nach dem benachbarten Schweizerlande, das ihm in den deutschen Teilen länger unterstand, ferner nach Frankreich, aber auch nach Deutschland, namentlich in den Süden unseres Vaterlandes. Die ungedruckten Reiseschilderungen Wessenbergs erzählen nun auch vielfach von gelegentlichen Besuchen bei bekannten Künstlern.

Zu einer geordneteren Darstellung gelangt Wessenberg in einem Manuskript, das die römischen Eindrücke wiedergeben soll. Im Jahre 1817 findet der Kunstfreund in Rom besonders Canova und Thorwaldsen erwähnenswert; sie kommen ihm vor „wie Phydias und Praxiteles"; als ausgezeichneten Schüler Canovas bezeichnet er Tattolini, daneben glänzen „der Tyroler Schaller", Fabri, Rudolf von Schadow aus Berlin, Lutsch aus Dresden und Gibson.

*) Vgl. Ewald Reinhard: Ignaz Heinrich von Wessenberg als Mitarbeiter an des Knaben Wunderhorn, „Wächter" VI, Heft 9. — Ders.: Wessenberg als Dichter, „Wächter" VII, Heft 4. — Ders.: I. H. von Wessenberg und seine Beziehungen zu zeitgenössischen Dichtern, Bodenseebuch 1926.

In einem weiteren, hierher gehörigen Manuskript, betitelt „Die Maler in Rom", verbreitet er sich ausführlicher über eine Reihe von „Nazarenern". So schreibt er über Cornelius: „Im Jahre 1817 war Cornelius die Zierde und der Vormann der deutschen Schule in Rom, jetzt in München. Seine Blätter nach Goethes Faust und nach den Nibelungen hatten damals sein geniales Talent beurkundet. Wem auch die Auswahl der Gegenstände nicht ganz zusagt, der wird doch der Bearbeitung seine Bewunderung kaum versagen können. Er war 1817 mit den kolorierten Zeichnungen zu den Bestellungen nach Dante's Divina Commedia in Fresko in der Villa Massimi beschäftigt." Anschließend werden aufgeführt Schadow, der Holsteiner Lund, der Landschafter Schönberger, der später auch nach Konstanz kam, Kobell, „einer der trefflichsten Maler", Heß, die Brüder Riepenhausen, der Tiroler Koch, der „seinen deutschen Charakter beibehalten", Rheinhart u. a.

Von Overbeck heißt es: „Als ich ihn 1817 besuchte, malte er an seiner großen Darstellung des Einzugs Jesu in Jerusalem . . . Im Jahre 1832 sah ich bei ihm: Christus auf dem Ölberge (bestimmt für das große Spital in Hamburg) . . ." Er sah dann auch den Karton für eines der berühmtesten Bilder Overbecks: Der Triumph der Religion in den Künsten, worüber Wessenberg mit den Worten berichtet: „. . . es soll alle schönen Künste in ihren Beziehungen zur christlichen Religion darstellen".

Im Jahre 1840 war Wessenberg abermals in Rom. Diesmal galt sein Besuch „dem vortrefflichen Bildhauer Wagner und seinen Werken". „Er empfing uns", notierte der Kunstfreund, „ungemein freundlich und wies uns die in seinem Studium aufgestellten Modelle seines Basreliefs für den Fries an der Walhalla bei Regensburg. Die ganze Kulturgeschichte der Deutschen darstellend: ein ungemein geistvoller Zyklus . . ."

Von den deutschen Bildhauern schätzte Wessenberg Dannecker besonders hoch; er nennt ihn den „deutschen Phidias", besucht ihn verschiedentlich in seinem Stuttgarter Atelier und skizziert auch wohl ein Gespräch, das er mit dem Meister geführt. Ein Schreiben Danneckers an den Konstanzer Bistumsverweser vom 24. Oktober 1824 läßt erkennen, daß der Künstler in Wessenberg auch einen materiellen Helfer besaß; es handelt sich darin nämlich um Wiedergabe eines Christus von Dannecker, der „den trefflicher Mahler Leitzold" zum Schöpfer hatte. „Wenn ich zwar bei allen Vorzügen der Zeichnung und des Stiches", schreibt nun der Künstler, „nicht erwarten kann, daß die Eigenheiten des Bildes ganz in dieselben übergehen werden, so hoffe ich doch auf etwas gutes. Von dem großen Format wird es sich leicht in ein kleineres übertragen lassen, und wann Hochdieselben sich bis zur Erscheinung des ersten gedulden wollen, so steht die Benutzung für Ihren Zweck ganz in Ihrem Gefallen".

Daß Wessenberg bei seinem ungemein wohltätigen Sinn sonst keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ringende und notleidende Künstler zu unterstützen, bzw. angehende und veranlagte Kräfte zu fördern, ist weiter nicht verwunderlich; eine Malerin, die dem Mäzen im Prälatengewande geradezu alles verdankte, war Maria Ellenrieder, eine Luise Hensel in der Kunst des Pinsels. In Konstanz geboren, bildete sie sich durch Privatunterricht, bis Wessenberg ihr zur Aufnahme an der Münchener Akademie behilflich war. Leider weiß Klara Siebert in ihrer Ellenrieder-Biographie (Freiburg 1918) über die Beziehungen des Mentors zu der Malerin keine weiteren Belege beizubringen, und auch der Nachlaß spendete bisher nur einen Brief der Künstlerin an ihren geistigen Vater (Rom 7. 12. 1822).

Es ist der erste Gruß Ellenrieders aus Rom, gerichtet „an einen Freund, den man so sehr in Gedanken verehrt, und der gleich einem Schutzgeist vor vielen Jahren schon mir auf diese Bahn hindeutete". Offenbar ebenfalls durch Wessenbergs Empfehlung fand Maria Ellenrieder Zutritt zu der „himmlischen Familie von Reinhold", mit der der Prälat von früher her bekannt war. „Täglich gehe ich nun in den Vatican", berichtet die Malerin weiter, „und zeichne mir einzelne Gruppen von Figuren in Umrisse". In den Briefen von und an Wessenberg ist naturgemäß sehr oft von Ellenrieder die Rede, sei es, daß die Reinholds Grüße übermitteln lassen, oder daß der alte Gönner für die Künstlerin sonst irgendwie eintreten muß. Von der Hand Maria Ellenrieders stammt auch jenes schöne Bild des Generalvikars von Wessenberg, das ihn in fast weiblicher Reinheit zeigt mit einem ebenso gewinnenden wie vornehmen Lächeln um den feingeschwungenen Mund. Schließlich birgt die Bildersammlung Wessenbergs gerade auffallend viele und gute Werke der Meisterin, z. B. Maria unter dem Rosenbogen.

Ein anderer namhafter Maler, der Wessenbergs Gunst erfuhr, war der Winterthurer Johann Jakob Biedermann. Aus einem Briefe Wessenbergs an seinen vertrauten Freund Füßli in Zürich vom 12. August 1807 geht hervor, daß damals zwischen dem Mann der Kirche und dem Künstler nahe Beziehungen bestanden. Wessenberg schreibt nämlich: „Maler Biedermann, mein Freund, wünscht Sie zu besuchen ... Er hat ohnlängst mein Portrait sehr gut gemacht". In einem Schreiben Biedermanns an den Konstanzer Gönner vom 18. Mai 1813 kann sich der Maler für die Übersendung von Wessenbergs Gedichten bedanken und gleichzeitig den Empfang eines Auftrages bestätigen. Es handelte sich um die Bestellung des Bildes „Gegend vor Lindau". Biedermann verfehlte nicht, den Prälaten gleichzeitig zum Besuche der Züricher Kunstausstellung zu ermuntern, wo er „4 große Landschaften in Oehl hingeschickt, die in 4 Abstufungen die schweizerische Natur vorstellen". Das fertiggestellte Bild konnte Biedermann schon am 17. August 1813 nach Konstanz über-

senden, wo es bis auf den heutigen Tag eines der duftigsten Stücke der Sammlung Wessenbergs darstellt. Als Biedermann nach Konstanz zog, war der Prälat ein oft gesehener Gast im Atelier des Künstlers, wie u. a. durch eine Eintragung in dem Reisetagebuche des stellvertretenden Bischofs von 1818/19 bestätigt wird, wo man liest: „Ich traf ihn (d. i. Biedermann) gerade beschäftigt mit einer Landschaft, wo im Vordergrund drey Pferde, von verschiedenem Ansehen und verschiedener Stellung sich auf dem Grünen zeigen. Die Hauptfigur ist ein Pferd von der persischen Gränze, welches der Herzog von Würtemberg besitzt, für den das Gemälde bestimmt ist." Als Wessenberg am 5. Juni 1821 seinem Züricher Korrespondenten von dem Wegzuge Biedermanns schreibt, fällt der Freund der Künste über den Maler folgendes interessantes Urteil: „Seine Landschaften haben wirklich Verdienste. Aber er hat den Wunsch, Portraits zu machen, die meistens Karikaturen sind".

Andere Maler, welche zu Wessenberg Beziehungen hatten, waren die Brüder Fritz und Josef Moosbrugger; von ihnen sind ebenfalls noch Proben ihres Könnens im Wessenbergianum erhalten, so von Josef Moosbrugger Ansichten von Meersburg und Konstanz.

Nach Becks Wessenberg-Biographie waren ferner der Tiermaler R. Eberle und der Historienmaler Friedrich Pecht Freunde des Wessenbergischen Tuskulums.

Als jüngerer Angehöriger jenes Kreises von Künstlern, welche um die Mitte des 19. Jahrhunderts am Bodensee sich aufhielten, und die zu dem Herrenhause am Konstanzer Münsterplatze Beziehungen unterhielten, erscheint der Bildhauer Bauer von Konstanz. Beck erzählt, offenbar nach persönlichen Erinnerungen, daß der alternde Prälat namentlich durch die in den Jahren 1855 und 1856 trefflich ausgeführten Statuen der Hl. Konrad und Pelagius am Haupteingang des Münsters zu Konstanz erfreut worden sei.

Daß freilich nicht alle Schützlinge die Palme errangen, erhellt aus den Schicksalen eines Münchener Bildhauers Schlegel, für den Wessenberg im Jahre 1846 ein Stipendium erwirkte; im Jahre 1850 geriet Schlegel durch die Revolution und die damit verbundenen Verluste in solche Not, daß er sich erneut an den Gönner wenden mußte. Was aus ihm geworden, läßt sich aus den vorliegenden Quellen nicht ersehen; die Künstlerlexika kennen ihn nicht.

Die mehrfach erwähnte Bildersammlung von Wessenberg umfaßt außer Werken von Seekatz, Raffael Mengs, Gottfried Mind u. a. auch eine Reihe von hübschen Kopien älterer italienischer sowie deutscher Meister. Mit Stolz läßt er seine Freunde draußen wissen, wenn ihm wieder glückliche Erwerbungen gelungen sind; so meldet er an Füßli von Frankfurt (19. Sep-

tember 1818): „Meine kleine Bildergalerie hat sich hier vermehrt. Einige schöne Gemählde hatte ich hier zu acquirieren Gelegenheit gehabt ....“ Mitunter folgten ihm Kisten voll Bilder — und Bücher, wenn er von einer Reise heimkehrte.

Seine Büchersammlung belief sich bei seinem Tode auf nicht weniger als 20 000 Bände. Wie der Gründer sie schon bei Lebzeiten weitesten Kreisen von Bildungsbeflissenen zur Verfügung gestellt hatte, so wollte er auch nach seinem Hingange das Kapital lebendig erhalten und vermachte sie der Stadt Konstanz, die sie noch heute betreut.

So erwies sich Ignaz Heinrich von Wessenberg im Leben und im Tode als ein wahrer Freund der schönen Künste, der Wissenschaft und Bildung, der in mancher Hinsicht sein Ziel verfehlte, aber auch im Irrtum noch fesselnd und anziehend bleibt.

KUNSTFRAGEN BEI GRILLPARZER UND DEN ROMANTIKERN

WALTER BLASE

Wir haben in Grillparzer einen großartig bildenden Künstler zu sehen, — bildend im weitesten Sinne des Gestaltens genommen. In seinem Verhältnis zur Bühne bezeichnet ihn Wilhelm von Scholz (Deutsche Dramaturgie, Einleitung) gar als einen Raumkünstler. Wenn es einem gegeben war, ganz intuitiv und schließlich auch mit vollster Bewußtheit die Gesetze dramatischer Kunst wirken zu lassen, ohne sie durch Nebensächlichkeiten zu beschweren, so war das Grillparzer. Und wo wir ihn ringen und etwa an sich zweifeln sehen, da kämpft er um dramatische Vollendung, deutlicher: um die „innigste Verquickung zweier Ausdrucksweisen: der Gebärde, der Aktion mit dem Dialog", wie H. Schneider das Wesen des Dramas kennzeichnet. Was Grillparzer am Herzen lag, sagt auch Hamlets Mahnung an die Schauspieler: „. . . . paßt die Gebärde dem Wort, das Wort der Gebärde an; wobei ihr sonderlich darauf achten müßt, niemals das Maß der Natur (modesty of Nature) zu überschreiten." Dieses Streben ist bei ihm theoretisch und praktisch so eindeutig und sehr bald alles beherrschend ausgeprägt, daß es letzthin jede Beurteilung seiner Künstlerschaft zu bestimmen hat. Es ließen sich Beispiele genug anführen, in denen der Gebärdensprache, der ganzen Handlungsweise das Letzte und Tiefste zu sagen vorbehalten ist. Nicht umsonst entwickelte sich der Dramatiker förmlich zu einem Wortsparer. Sehr oft hat er sich ganz allgemein über das Wesen der Poesie ausgelassen, immer spricht im Unterton auch der bildhaft formende Dramatiker, dem Formung keine oberflächlich formalistische Angelegenheit oder Bekleidung war, sondern organisch - natürliches und somit unbegreiflich - bestimmtes Wachstum, darin das Wesen voll aufzugehen hat. In dem Sinne heißt es bei ihm „ein Kunstwerk muß sein wie die Natur, deren verklärtes Abbild es ist: für den tiefsten Forscherblick noch nicht ganz erklärbar; und doch schon für das bloße Beschauen e t w a s, und zwar etwas Bedeutendes . . ." (1822).

Nur der naiv eingestellte Künstler konnte sich den Satz zu eigen machen, daß „Sein und Zweckmäßigkeit eins und dasselbe sind". Zur Poesie nur einige seiner kennzeichnendsten Sätze, die alles andere als romantischen Geist atmen: „Die Körperlichkeit der Poesie macht sie zu dem, was sie ist, und wer sie, wie die Neueren, zu sehr vergeistigt, hebt sie auf" (1822). Es spricht nicht dagegen, wenn er sagt, da wo der Mensch sich wesenhaft fühle, sei der Genuß dieser Wesenhaftigkeit die Poesie; denn das metaphysisch nehmen, hieße Grillparzer mißverstehen. „Es gibt für mich

keinen anderen Beweis als Anschaulichkeit" (1820), keine „andere Wahrheit, als die Dichtkunst" (1827). Und 1849 klagt er: „Was mein — weniger absichtliches, als durch meine Natur gebotenes — Streben war und, wie es scheint, mir nicht gelungen ist, war, die Poesie dem Ursprünglichen, durchaus Bildlichen, die Berechtigung in der Empfindung und nicht im Gedanken Suchenden der alten Dichter näher zu bringen. Die neuern Dichter, so vortrefflich sie sein mögen, hatten mir immer so viel Beimischung von Prosa, so viel Lehr- und Reflexionsmäßiges, daß ich eigentliche Erquickung nur in der alten Poesie fand, wo die Gestalt noch der Gedanke und die Überzeugung der Beweis ist. Damit ist nicht jene alte Poesie gemeint, die jene Eigenschaft nur aus Unbeholfenheit und Unfähigkeit hat, wie die mittelhochdeutsche, oder daß ich mich je vom Volksliede angezogen gefunden hätte, sondern jene Dichter waren es, die, mit Talent und Geist begabt, als die Spitze einer an sich poetischeren Zeit jene Einheit abspiegelten, mit der das Leben sie umgab, und die die neuere Zeit im Fortschritt der Entwicklung — vom Standpunkt der Prosa aus: zu ihrem Glücke — längst abgestreift hat. Die Griechen, die Spanier, Ariost und Shakespeare (hier allesamt naiv gefaßt — v. Verf.) waren die Freunde meiner Einsamkeit und ihre Darstellungsweise mit der Auffassung der neueren Zeit in Einklang zu bringen, mein halb unbewußtes Streben". Da er aber mit seiner Ansicht in den letzten zwanzig Jahren so ziemlich allein gestanden habe, sei es ihm nicht möglich gewesen, die Anschauung immer lebendig und rein zu erhalten. „Hero und Leander", „Weh dem, der lügt", zwei seiner liebsten Stoffe, seien von vornherein ganz naiv gemeint. Ein paar andere Stücke in seinem Pulte würden, solange er lebe, das Licht des Tages nie erblicken, weil ihnen jenes Lebensprinzip fehle, „das nur die Anschauung gibt und der Gedanke nie ersetzen kann". Es folgt die übliche Selbstverkleinerung, die uns nicht bestimmen darf. Kann man sich selbst und andern stärker einhämmern, daß „alle Kunst auf Gestaltung, Formgebung, Bildung beruht", als es Grillparzer je und je getan hat? Daß er darum weniger Expressionist gewesen wäre, wird niemand behaupten wollen, der ihn nur einigermaßen kennt. Aber dem gibt die Tatsache, zu rein dramatisch-künstlerischer Objektivation gedrängt und befähigt zu sein, bei Grillparzer von vornherein ein anderes als romantisch-sentimentalisches Gesicht. So gut er wie jedes Genie seine Lieblingsmotive hat, der Angelpunkt seiner Kunst ist Gegenständlichkeit. „Die Romantiker waren zu wenig Griechen", sagt Ricarda Huch, „die unbewußte Kraft, die mit instinktiver Sicherheit die Form bildet, fehlte ihnen". Das erklärt nicht alles. Nicht formen können und nicht formen wollen — hier im Sinne streng dramatischen Kombinierens und Gestaltens genommen —, das ist im allgemeinen der Eindruck, den uns die Romantiker ihrem Wesen und ihrer Einstellung nach geben. Die wesentlichen Gegensätze zu Grillparzer sind immer die gleichen: was ist Hauptsache und was ist Nebensache?

Wo er sich mal herbeiläßt, Ideen ernstlich in Erwägung zu ziehen, ruht doch auch alles Schwergewicht darauf, daß „Kunst nur in der vollkommenen Darstellung liegt". „Das Höchste ist in der Kunst nur insofern etwas, als es in der Form erscheint" (1820). „Nicht der Gedanke macht das Kunstwerk, sondern die Darstellung des Gedankens" (1821), oder mit andern Worten „nicht in der Idee ist die Aufgabe der Kunst zu sehen, sondern in der Belebung der Idee". Im Zusammenhang damit betont er die Naturgemäßheit. „Ohne sie gibt es in der Kunst keine Wahrheit und ohne Wahrheit keinen Eindruck. Worüber ist denn der reiche Werner zu Grunde gegangen, als durch diese immerwährende Unterordnung der Natur unter den Begriff . . . Die Kunst soll aber eine, wenn auch höhere, Welt mit Wesen sein, ein erhöhtes Wachen mit glänzenden Gestalten; nicht ein Schlaf voll Träume". Und noch in einer späten Kritik von Dunckers Geschichte des Altertums spricht der Leitgedanke mit, der unsern Dichter zeitlebens erfüllt hat: „Eines kann ich nicht ertragen, und das ist diese Herleitung des griechischen Wesens von den lumpigen Orientalen. Die griechischen Götter sind keine Personifikationen der Natur, sondern Götter des Handelns und der Tat. . . . Die alten Pelasger mögen so indische Kuhideen gehabt haben, . . . aber die Hellenen haben das Menschliche mitgebracht, und sie sind daher die Mustermenschen für alle Zeiten geworden". Wo für Grillparzer die Probleme lagen, das hat er auch in den Tagebüchern angedeutet: „Das Leben und die Form so zu vereinigen, daß beiden ihr volles Recht geschieht. Man wird es vielleicht nicht einmal ahnen, daß ich es gewollt und doch kann ich nicht anders". Das Leben nach seiner Auffassung aber kurzerhand romantischer Auslegung gleichsetzen, wie es von diesem und jenem Beurteiler geschehen ist, das heißt doch Grillparzer und ebenso die Romantik mißverstehen oder naive und sentimentalische Auffassung durcheinanderwerfen und schließlich auch unbegreiflich machen, weshalb ihm die höchste Kunst naiv ist.

Mutet es nicht wie eine großartige Fortsetzung romantischer Theorien an, wenn Hebbel in schweren Gedankengängen danach ringt, ein Drama zu schaffen, das die verschiedenen Richtungen: soziales, historisches, philosophisches Drama — Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft — in sich vereinigt (1843 „Mein Wort über das Drama")? Und ist nicht in Grillparzers Gegensatz zur Romantik auch die Ablehnung Hebbelscher Eigenheit begründet? Gar nicht erst zu reden von dem Unbehagen, das ihm die nach seiner Meinung zu stark aufgetragene Psychologie in Hebbels Drama einflößte. Nicht weniger gibt sich unser Dichter in seiner Haltung Kleist gegenüber zu erkennen. Auch da kann man sagen: was er ablehnt, ist von romantischer Art. „Kleist war ein nicht genug zu preisendes Talent, aber sein Fehler war, in den natürlichen Gang der Dinge physische Ursachen (Magnetismus, Traumschlaf) zu bringen, was dem Publikum zu

hoch steht", so äußerte sich Grillparzer zu Foglar (1842). Und noch zwanzig Jahre später klagte er W. v. Wartenegg, Kleist habe den Fehler, „daß die Übernatürlichkeiten oder Ungewohnheiten, die er uns vorführt, nicht poetischen Ursprungs sind, sondern sich auf körperliche Leiden beziehen". Er entwickle physiologisch. „Das kann man nicht glauben, daher gefällt's nicht". Und was poetischen Ursprungs sei, das sagen uns die von Grillparzer vorausgeschickten Worte: „Ich glaube an die Hexen im Macbeth, an den Geist im Hamlet, und jeder wird daran glauben. Es liegt einmal in der menschlichen Natur. Aberglauben und Geister kann man uns vorführen . . . Aber kein gewöhnlicher Mensch kann sich in den Zustand eines andern Menschen denken, der plötzlich aus dem Somnambulismus zum Wachen erweckt wird". Wer sähe nicht auch in solchen Äußerungen immer den einen Grillparzer, dem letzthin alles um dramatisch anschauliche Formung geht. Und schließlich gehört hierher, was schon A. Ehrhard ausgeführt hat: „Während Ibsen aus den sittlichen Ideen die belebende Kraft und Quelle seiner Dramen macht, erstickt Grillparzer in den seinigen jede lehrhafte Tendenz".*) Brauchte er sie erst zu ersticken? Lagen für ihn die Probleme, die im Drama zu lösen sind, nicht von vornherein ganz wo anders? Reine Kontemplation, aus wem spricht sie unverfälschter als aus Grillparzer! Er verführt uns fast dazu, sie so nur dem naiven Dichter zuzuschreiben. Ehrhards Worte: „Sein Drama ist ganz ausschließlich poetisch", seien hier doppelt und dreifach unterstrichen. So wird auch, wer auf Ideen ausgeht, nicht auf seine Rechnung kommen und des Dramatikers Bild selbst im besten Falle noch entstellen. Nur wer sie wie Michael Lex faßt, hätte schließlich auch Grillparzers Zustimmung gefunden.**) Lex überzeugen die von ihm behandelten Dramatiker, darunter gerade auch unser Dichter, daß die Erklärung der Idee als Gedanke abgewiesen werden muß (S. 8). Und ganz Grillparzerisch heißt es bei ihm: „Wir müssen in der dramatischen Idee die dichterisch-künstlerisch-verkörperte W a h r h e i t sehen, die uns i m Drama und d u r c h das Drama erscheint, nicht den Verstand, sondern den M e n s c h e n a l s G a n z e s anspricht und erfüllt, nicht der Philosophie, Ethik oder Moral, sondern der Erfahrung, der menschlichen Natur und dem menschlichen Schicksal angehört, die nicht bestehen kann als im Körper der Dichtung und nicht genossen sein will als im Bild", zusammengefaßt: „Die durch Anschauung geoffenbarte Wahrheit menschlicher Schicksale" (S. 8 u. 10). Kein Zweifel: im Grunde wird auch damit dem naiv eingestellten, rein auf Objektivation ausgehenden Dramatiker die Krone zugesprochen. Faßt schon das Sentimentalische ein Ungenügen am Gegenständlichen in sich, romantische Übersteigerung drückt es vollends zur Nebensache herab. Dem Was wurde das Wie geopfert, Expressionismus scheute auch damals nicht vor Form-

*) „Franz Grillparzer", deutsch von M. Necker, 2. Aufl. München 1910.
**) „Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist", München 1904.

auflösung zurück. Letzten Endes hatten alle Gegensätze den gleichen Grund. Grillparzers Einwände lassen sich dem vergleichen, was hundert Jahre früher der Großmeister Johann Sebastian Bach programmatischen Neuerern nachdonnerte: „Das Gefühl, das Gefühl, ihr verfluchten Ecoliers- und Sentimentsseelen, das Gefühl versteht sich doch immer am Rande!"*)

Friedrich Schlegels Worte über die philosophische Tragödie, wie er sie in dem Aufsatz „Über das Studium der griechischen Poesie" äußert, verdeutlichen trefflich, worum es sich im großen und ganzen dreht. Zwar hält er sich dabei wohl vornehmlich an „Hamlet", aber Shakespeare sentimentalisch oder naiv nehmen, das läßt eigentlich schon die nötigen Rückschlüsse zu. Schlegel erklärte bekanntlich: „Ich nenne die idealische Poesie, deren Ziel das philosophisch Interessante ist, didaktische Poesie . . . Ihre eigene natürliche Entwicklung und Fortschreitung führt die charakteristische Poesie zur philosophischen Tragödie . . . , dem höchsten Kunstwerk der didaktischen Poesie . . . , dem vollkommenen Gegensatz der ästhetischen Tragödie". Philosophische Tragödie will natürlich auch sagen: romantische Tragödie; daß die alternden Schlegel und selbst Schelling sie schließlich in die „christlich-katholische" aufgehen ließen, gehört mit zu dem Ausklang der Frühromantik. Was aber lag Grillparzer — wenn wir uns an die romantische Unterscheidung halten — mehr am Herzen und was galt ihm anderes als eben die ästhetische Tragödie! Allerdings setzt solche Geltung auch eine andere Auffassung voraus, als sie Friedrich Schlegel von der ästhetischen Tragödie hatte. Worauf der Romantiker abzielte, darüber bleiben wir nicht im Zweifel: er führt in jenem Aufsatze als eine notwendige Bedingung dieser Art Tragödie die durchgängige Reinheit des Tragischen an, die „der Wahrheit der charakteristischen und philosophischen Kunst Abbruch tun würde". Grillparzer hätte solche Fassung des Ästhetischen nur einengend, ja grundfalsch nennen können. Naiver Einstellung umfaßte es das Typische so gut wie das Charakteristische, reine Tragik nicht mehr und nicht minder als ihre Vermischung mit dem Komischen. Unästhetisch und unkünstlerisch, das fiel für Grillparzer zusammen, und nur dort sprach er davon, wo man im Gebiete der Kunst mehr oder anderes beabsichtigte als eben „bildende" Kunst. Insofern hatte also Schlegels Ausspruch, daß die „philosophische Tragödie" nicht ästhetisch sei, volle Berechtigung, aber sie als Kunst bezeichnen — als „charakteristische und philosophische Kunst" —, das mußte Grillparzer vorkommen wie ein Widerspruch in sich selbst. Überhaupt kennzeichnet es den Romantiker, daß Schlegel charakteristisch und philosophisch hier in so unmittelbare Berührung bringt.

Wer wäre nun aber nicht versucht, bei seiner Deutung, daß die Neigung zum Interessanten, Charakteristischen, Individuellen wesentlich romantisch

*) Vgl. auch Goethe im „Schema über den Dilettantismus": „Das an das Gefühl Sprechende, die letzte Wirkung aller poetischen Organisationen, welche aber den Aufwand der ganzen Kunst selbst voraussetzt, sieht der Dilettant als das Wesen derselben an und will damit selbst hervorbringen" (1799).

sei, gerade an Grillparzers künstlerische Entwicklung zu denken, und gerade an Dramen wie den „Treuen Diener", den „Bruderzwist" und „Die Jüdin"! Neben dem Menschlichen allgemeinster Art, womit er uns stets zu packen weiß, kommt in Spiel und Gegenspiel das Individuelle in überquellender Stärke zur Geltung, dabei so aus dem tiefsten Unbewußten seiner Menschen geschöpft, daß Würdigung und Darstellung dessen auch der modernen Überfeinerung noch eine Aufgabe bleibt. Das im einzelnen zu belegen, ist hier überflüssig; Klaar*) und nach ihm andere haben sich eingehend mit dem großen Individualisten Grillparzer befaßt. Was unser Dramatiker bezweckte und bewirkte, unterliegt keinem Zweifel: poetischen Realismus vom gröbsten bis zum feinsten; er sah im Interessanten, Charakteristischen, Individuellen das Gestaltenbildende. War es der Romantik aber darum zu tun? Wo man in ihrem Bereich rein auf poetischen Realismus abzielte, war ihr Boden auch bereits verlassen. Sie war nicht mehr sie selbst, wo in tausend Farbenbildern nicht gerade die Beziehungen zwischen Mensch und All aufblitzten und nicht philosophisch-religiöse Deutung als das Letzte und einzig Beabsichtigte galt. Ihr blieb das Interessante, Charakteristische, Individuelle im wesentlichen nur Inhalt. Das kam schon in der Anschauung zum Ausdruck, die sie von Shakespeares Kunst hatte und Grillparzer noch am alten Tieck zum Widerspruch reizte. Wir werden auch hier zurückgeführt auf die eine Frage nach dem Wesen der Kunst, deren verschiedene Beantwortung — theoretisch wie praktisch — die Geister grundsätzlich scheidet und uns davor warnt, aus der Verwendung gleicher Stilmittel schon auf eine Übereinstimmung im Wesen zu schließen. Für unsern Dichter hätte natürlich das Wie nicht so entscheidend sein können, wenn es ihm nicht durchaus wesensbedingt und wiederum wesensbestimmend gewesen wäre; sah er doch in der Einheit von Inhalt und Form eine wunderbare Selbstverständlichkeit, die Bedingung alles Organisch-Lebendigen und damit auch des Kunstwerks. Die Form gewinnt ihren tiefsten Sinn bei ihm.

Ohne künstlerisch vergleichen zu wollen, sei hier an einen andern Einsamen des 19. Jahrhunderts erinnert: Anselm Feuerbachs „Vermächtnis" enthält manche Bemerkung, die uns an Grillparzer gemahnt, so wenn er sagt: „Im Positiven (= im Anschaulichen, in der Form — v. Verf.) die Poesie festzuhalten, scheint mir die Aufgabe des Künstlers zu sein" (S. 159). Und nicht weitab liegt, was Walzel an Heine — zwar unter Beziehung auf besondere romantische Bräuche — zu rühmen weiß**): „Heine nimmt sie von dem Standpunkt des Künstlers ...; er denkt nicht daran, die tieferen Absichten zu erfüllen, auf die sie abgestellt waren"; erzielt deshalb auch „weit stärkere künstlerische Wirkungen als die Romantiker, denen der Geist wichtiger ist als die Form, das Leben interessanter als die Kunst". Auf

*) A. Klaar „Grillparzer als Dramatiker", Wien 1891.
**) O. Walzel „Deutsche Romantik", 1918.

die große Mehrzahl der echtesten Romantiker wendet denn auch Walzel uneingeschränkt einen Satz aus Goethes „Schema über den Dilettantismus" an: „Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstituiert. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, gibt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen" (1799). Damit ist nicht nur Grillparzers stete Meinung über die Romantiker ausgesprochen, er besaß auch — wie eben Heine —, was jenen fehlte. Und ob unser Dramatiker „die aus der Natur gegriffenen Inkonsequenzen" (1821) künstlerisch verwertete oder ob die Romantik sich damit befaßte, das will gewiß unterschieden sein wie schon naive oder romantisch-sentimentalische Auffassung.

Sollte nicht Grillparzers naive Einstellung auch ein Schlüssel sein zu seiner Anschauung vom Tragischen und seiner Darstellung dessen? Der herkömmliche Schuldbegriff verliert seine überragende Bedeutung; die Theorien Schillers und der Romantiker vom Siege der Freiheit über die Notwendigkeit werden abgelehnt und geradezu in ihr Gegenteil verkehrt. Grillparzer hatte nicht so ganz unrecht, wenn er den Romantikern vorwarf, daß ihre letzte Absicht im Gebiete dramatischer Kunst, das religionsphilosophische Drama oder die Vorsehungstragödie, jede Tragik eigentlich aufweiche, ja schließlich ganz aufhebe. Ihre Art, dem Tode seine Schrecken zu nehmen, kam dem nur entgegen. Daß einem Dramatiker wie Grillparzer mit romantischer Formulierung des Tragischen nicht beizukommen ist, auch nicht, wenn er sich romantischen Dramatikern darin näherte, daß er das Schicksal zur Hälfte in den Menschen hineinverlegte, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Es findet seine Erklärung in eben dem Grunde, der ihn auch zu der Auffassung Hebbels, wonach das Tragische im Verhältnis des Individuums zur Idee liegt, in schärfsten Gegensatz bringen mußte. Und sollen auch die Worte naiv und sentimentalisch hier nicht ganz extrem genommen sein, an Hebbel wird doch der sentimentalische Gegensatz, der im romantischen Drama nur schlecht Gestalt gewonnen hat, recht offenbar. Grillparzer konnte nicht daran liegen, das Tragische erst aus einer metaphysischen Verknüpfung zu gewinnen, noch weniger, es aus dem Allgemein-Menschlichen herauszuheben. Ganz im Goetheschen Sinne davon überzeugt, daß die Sinnlichkeit des Menschen, seine Triebe, Instinkte und Neigungen ebenso göttlich sind wie die Vernunft, mußten sich ihm die tragischen Konflikte bereits aus einem Sosein oder einem Andersseinwollen entwickeln. Recht charakteristisch für ihn ist denn auch folgende Bemerkung: „Wenn Schiller in seinem Aufsatze über das Pathetische meint: das Tragische liege in dem Widerstande der geistigen Kraft gegen die sinnliche Gewalt, so möchte ich wissen, wo in Romeo und Julia auch nur der geringste Widerstand gegen die Empfindung geleistet wird, und doch ist Romeo und Julia im höchsten Grade tragisch" (1857). Die Anwendung auf seine eigenen Schöpfungen ergibt sich von

selbst. In der Art und Weise, wie er die Menschen und ihre Tragik nimmt, ist er dem großen Briten wahrhaft verwandt. Formelhafte Eindeutigkeit enthüllt sich ihm als unzulänglich. Romantisch-sentimentalische Bindung an den in „Martern der Sinnlichkeit" erprobten sittlichen oder — spätromantisch — christlichen Helden beengt nur, wo der Realismus am Werke ist.

Von Vergleichen mit Shakespeares Tragik hier nur zwei Andeutungen: die Tragödien der Liebe und — wenn auch reichlich gewagt — die Tragödien Hamlets und Rudolfs II. Schiller hatte schon im Gegensatz zu den Romantikern in Shakespeare den naiven Dichter erkannt und ihn vom sentimentalischen unter anderm auch darin unterschieden, daß jener uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart rühre, was bei diesem durch Ideen geschehe. Es liegt nahe, daraus bereits auf eine Zweideutigkeit des Tragischen zu schließen, wie sie ebenso aus Schillers Fassung des Realisten und Idealisten gefolgert werden muß. Einfacher und bestimmter als mit jenen Worten hätte sich jedenfalls Grillparzer auch von romantischer Rührung nicht gesondert sehen können; überhaupt leitet das, was Schiller von dem sentimentalischen Dichter oder dem Idealisten (namentlich im Abschnitt „Idylle") zu sagen hat, in manchem zur romantischen Theorie, zu ihrer Charakteristik über. Und war es dem echten Romantiker überall um Verknüpfung der Gegensätze zu tun, alles Schwergewicht ruhte bei ihm doch stets — auch in der Fassung des Tragischen — auf der ideellen Beziehung; so konnte er Hamlet zur philosophischen Tragödie stempeln, während Grillparzer darüber äußerte: „Das Wort des Rätsels ist die Schwermut, in die der Mensch gerät, wenn er durch g e r e c h t e Bedenklichkeiten am Handeln gehindert wird. Kommt endlich der unabweisbare Moment der Tat, dann bricht das unterhöhlte Dasein zusammen und räumt den Platz der frischen, rücksichtslosen Tätigkeit, die Fortinbras repräsentiert. Nicht als ob Shakespeare das gedacht hätte, denn derlei Abstrakta fallen einem echten Dichter beim Selbstschaffen nicht ein, es liegt aber zum Grunde, und wer außer dem Gemütseindruck noch eine Rechtfertigung braucht, mag nur diese dafür nehmen" (1842). Wahrlich, ein Empiriker spricht aus Grillparzer, der in wesentlichen Fragen nimmermehr mit der Romantik hätte gehen können, so viel sie selbst auch dem Leben abgewann. Seine „Anschauung des Unendlichen" wäre ihr zu sehr in der „Anschauung des Menschlichen" stecken geblieben, was unser Dramatiker allerdings als größtes Lob genommen hätte. Es ist eben der Grillparzer, der auch über die Toren spottet, die verkennen, daß Goethes Poesie einen Mittelpunkt habe; „aber nicht einen durch Grübeln gesuchten, im Traum gefundenen, sondern einen ewig geltenden, für alle Zeiten bestehenden, sich allein genügenden, herrlichen, großen: die Menschheit, das Wirkliche, das Faktum, die Welt" (1822). Auch darin ein Selbstbekenntnis des erdenhaften Künstlers, in dessen formenfreudiger

Anschauung es tief begründet lag, wenn er höchste Tragik schon darin empfand, daß Menschlich-Schönes und Menschlich-Eigenwüchsiges in seiner Entfaltung der Mittelmäßigkeit oder Gemeinheit zum Opfer fallen oder selbst sich zerstören konnte. Das war wesentlich anders empfunden, als wenn etwa Schelling forderte, alles Empirische solle in der Tragödie nur als Werkzeug und Stoff des Absoluten erscheinen, und er das Tragische völlig entmenschlichte und in ein Spiel absoluter Wesenheiten auflöste.*)

Es spiegeln sich darin auch Gegensätze wider, vor die schon Volkelt sich gestellt sah**): er findet vor allem in der spekulativen deutschen Ästhetik die optimistische Deutung des Tragischen entwickelt, von Schopenhauer, Bahnsen, dem jungen Nietzsche und Hartmann dagegen die pessimistische Grundstimmung hervorgehoben. Geht es nun zwar nicht an, unseren Dramatikern mit dieser zweiten Gruppe, die ja dem Tragischen auch von vornherein eine metaphysische Grundlage gab, in einem Atem zu nennen, geschweige denn alle seine Dramen in eine strenge Regel zu zwängen, so ist doch unverkennbar, daß bei ihm eine Schwere inneren und äußeren Schicksals, Tragik von einer Herbheit wirksam wird, die uns kaum einen erhebenden Ausblick läßt. Und wenn Volkelt weiter unterscheidet zwischen dem Tragischen niederdrückender Art und dem befreiender Art (S. 328), ist damit nicht in etwa auch die verschiedene Wirkung angedeutet, die Grillparzers und z. B. Schillers Tragik in den meisten Fällen auf uns ausübt? Ich lasse die Frage offen, wie weit wir dabei notwendig auf naive (realistische) und sentimentalische (idealistische) Anschauung zurückgeben müssen. Schillers Theorie des Tragischen wurde in ihren Grundzügen bekanntlich von der Romantik übernommen, allerdings dann auch gründlich romantisiert und schließlich katholisiert. In Zacharias Werners religiösen Halbdramen wird der freiwillige Opfertod für die Idee der Höhepunkt alles Lebens. Schelling begrüßt A. W. Schlegels Calderon als den „Sophokles der differenzierten Welt".

Wohin man schließlich gelangte, das mag uns noch Schellings Unterscheidung alter und neuer dramatischer Poesie veranschaulichen. Er geht davon aus, „daß die M i s c h u n g d e s E n t g e g e n g e s e t z t e n, also vorzüglich des Tragischen und Komischen selbst, als Prinzip dem modernen Drama zugrunde liegt", und führt natürlich Shakespeares Dramen als Musterbeispiele an. „Die nächste Untersuchung ist, inwiefern das W e s e n der alten Tragödie in der modernen stattfinde, oder nicht. Ist in der modernen Tragödie ein wahres Schicksal, und zwar jenes höhere, welches die Freiheit in ihr selbst ergreift?" Aristoteles drücke den höchsten tragischen Fall so aus, daß ein gerechter Mensch durch I r r t u m Verbrechen begehe; „es muß dazu gesetzt werden, daß dieser Irrtum von der Notwendigkeit oder von Göttern, womöglich selbst g e g e n die Freiheit, verhängt sei.

*) Schelling „Philosophie der Kunst", Werke, Bd. 5, S. 689 ff, 699 f.
**) Joh. Volkelt „System der Ästhetik", Bd. 2, München 1910, S. 306 f.

Dieser letztere Fall scheint nun nach den Begriffen der christlichen Religion überhaupt ein unmöglicher. Diejenigen Mächte, die den Willen untergraben und nicht nur das Üble, sondern das B ö s e verhängen, sind selbst böse, sind höllische Mächte. Wenigstens wenn durch eine göttliche Schickung veranlaßter Irrtum Ursache von Unheil und Verbrechen sein könnte, so müßte in derselbigen Religion, nach welcher dies möglich ist, auch die Möglichkeit einer entsprechenden Versöhnung liegen. Diese ist nun allerdings im Katholizismus gegeben, der, seiner Natur nach eine Mischung des Heiligen und Profanen, die Sünden statuiert, um an ihrer Versöhnung die Kraft der Gnadenmittel zu beweisen. Hiermit war im Katholizismus die Möglichkeit des zwar von dem der Alten verschiedenen, aber doch w a h r h a f t tragischen Schicksals gegeben. Shakespeare war Protestant und für ihn stand diese Möglichkeit nicht offen. Wenn es also in ihm ein Fatum gibt, so kann es nur von gedoppelter Art sein. Entweder daß das Unheil durch die Lockung böser und höllischer Mächte herbeigeführt wird, aber nach den christlichen Begriffen können diese nicht unüberwindlich sein, und es soll u n d kann ihnen Widerstand geleistet werden. Die Notwendigkeit ihrer Wirkung, sofern sie statthat, fällt also doch zuletzt in den Charakter oder das Subjekt zurück. So ist es auch bei Shakespeare. An die Stelle des alten Schicksals tritt bei ihm der Charakter, aber er legt in diesen ein so mächtiges Fatum, daß er nicht mehr für Freiheit gerechnet werden kann, sondern als unüberwindliche Notwendigkeit dasteht . . . Statt des eigentlichen Schicksals hat er die N e m e s i s . . . Der Unterschied dieser Nemesis von dem wahren S c h i c k s a l ist indes sehr bedeutend. Sie kommt aus der wirklichen Welt und liegt in der W i r k l i c h k e i t. Von dem romantisierten Shakespeare bleibt schließlich nichts mehr übrig, als daß er von Schelling „in bezug auf die Hoheit der alten Tragödie der größte Erfinder im Charakteristischen" genannt wird.*) Unausgesprochen schwebt dem Metaphysiker das romantisch-katholische Ideal vor: Calderon. Und bot schließlich dieser Spanier romantisch-sentimentalischer Anschauung die höchste Tragik in einem spekulativen Sinne, für Grillparzer war die gewaltigste Tragik naiv, realistisch, objektiv — wie man den Gegensatz immer nennen mag — bei Shakespeare vorgebildet. Wenn wir bei ihm selbst von Tragik des Willens und namentlich der Willenlosigkeit oder einseitigen Innerlichkeit, von Tragik des inneren und äußeren Kampfes, von schuldvoller und schuldfreier Tragik sprechen können, so will das alles — zeugte es nicht schon hinlänglich für sich — auch seiner eigenen tiefgegründeten Anschauung gemäß beurteilt sein; denn Anschauung und Gestaltung sind nicht zu trennen. Kurz: seine Tragik ist unromantischer Art.

Auf Schritt und Tritt belehrt uns die Romantik, daß „die Mischung des Entgegengesetzten", des Tragischen und Komischen, zu ihrem Wesen

*) Aus Schellings „Philosophie der Kunst", zuerst vorgetragen in Jena 1802/03, wiederholt in Würzburg 1804/05; Werke, Auswahl in drei Bänden herausgegeben von Weiß, 1907, Bd. 3, S. 366—372.

gehört; dabei hat aber stets zu gelten, was schon Grillparzers väterlicher Freund Schreyvogel, der Wiener Dramaturg und Gegner der Romantik, hervorhob: „Durch einen Gegensatz entsteht noch kein romantisches Gemälde". Niemand war mehr darauf bedacht, nach Lehre und Weltanschauung zu gehen, als gerade der Romantiker, und seiner Auffassung vom Wesen des Tragischen muß die vom Wesen des Komischen und der Verbindung beider irgendwie entsprechen. Es gibt für das Komische ebensowenig wie für das Tragische eine sozusagen offizielle Metaphysik; im letzten Grunde stoßen wir auch hier auf Unterschiede, die von naiver oder sentimentalischer Weltanschauung bedingt sind. Wohlgemerkt: im Naiven stets die mehr objektive Haltung gegenüber dem Realen gesehen, im Sentimentalischen das mehr subjektive Drängen nach einem Ideellen und stetes Beziehen darauf. Daß wir das Romantische in seinem Wesentlichsten als eine Steigerung des Sentimentalischen ansehen müssen, hat schon Schiller bewiesen, indem er Gefahren des Sentimentalischen aufdeckte, denen gerade Romantiker erlagen; er spricht einmal vom „Geistesspiel" ohne Gegenstand".

Haben wir auch nirgends reine Typen vor uns, zu einer begrifflichen Wesensbestimmung geht es ohne Verallgemeinerung nicht ab. Die Komik der Romantik hängt aufs engste zusammen mit romantischer Ironie und Illusionszerstörung. Wo sie in Verbindung mit dem Tragischen auftritt, bedeutet sie die Aufhebung dessen oder soll es wenigstens bedeuten. Entsprang die romantische Ironie auch allgemein-menschlicher Unzulänglichkeit, ihr Ziel war doch höchste Freiheit des Geistes. „Ironie ist klares Bewußtsein der ewigen Agilität des unendlich vollen Chaos . . . Wir müssen uns über unsere eigene Liebe erheben und was wir anbeten, in Gedanken vernichten können: sonst fehlt uns, was wir auch für andere Fähigkeiten haben, der Sinn für das Weltall", so sagte Friedrich Schlegel. Und Novalis: „Ja, es steht bei uns, das Leben wie eine genialische Täuschung, wie ein herrliches Schauspiel, eine zeitliche Illusion zu betrachten, so daß wir schon hier im Geiste in absoluter Lust und Ewigkeit sein können und daß gerade die Klage der Vergänglichkeit der fröhlichste Gedanke werden kann". Was auf den ersten Blick nicht recht vereinbar scheint, romantisch-sentimentalische und optimistische Haltung, das wird dem starken metaphysischen Bedürfnis, wie es der Romantik eigen war, gerade das Gegebene. Dieser Wesenszug aber ist mit ein Grund, weshalb ihrem Tragischen und Komischen Wirkungen versagt blieben, die erst bei einer gewissen Erdenschwere sich einstellen; — von dramatischem Unvermögen gar nicht noch zu reden. Vorsehungstragödien und Spottdramen entsprechen einander; sie ermangeln zumeist des Gewichts, das dem Pessimismus von vornherein mitgegeben ist.

Es ist kein Zufall, daß der engere Kreis der Romantik keinen Humoristen hervorgebracht hat. Wäre der rechte Humor wohl anders

als auf dem Boden des Realismus möglich, wo tiefes Leid und starke Liebe zu der gebrechlichen Welt mannigfach miteinander verschlungen sind? Werner, Tieck, Brentano mögen sich mit romantischen Absichten im Drama getragen haben. Schon Kleist bedeutet in Fragen der Tragik und Komik eine Welt für sich, die in ihrem kühnen Aufbau jeden Vergleich mit romantischem Vorhaben ausschließt, mag er immerhin in psychologischen Problemen von Heinrich Schubert beeinflußt sein. Aufgetragen auf einen Hintergrund von dunklem Pessimismus, leuchtet da der Realismus gleich in den grellsten und feinsten Farben hervor, von der wildesten und verwickeltsten Tragik bis zur derbsten Komik „nach dem Teniers". Und diesem Kleist ist Grillparzer verwandt, zwar nicht in dem stärksten Ausmaß unvermittelter Gegensätze, aber in einer Wirklichkeitsnähe, die von Liebe und Verzweiflung gleichermaßen durchsetzt ist. Wer könnte bei ihnen romantisch überlegene Ironie, so etwas wie metaphysischen Witz, in Anschlag bringen? Wer empfände das vollendete Ineinander von Tragik und Komik beim reifen Grillparzer, das sich gar bis zum Widerspiel an ein und demselben Menschen verfeinert, anders als eine Verschärfung des Tragischen? Mag es sich nun um Szenen handeln, in denen der Dramatiker mit geradezu Shakespeareschem Wurf den zynisch wagehalsigen Zawisch als komischen Gegenspieler Ottokars auftreten läßt, oder um die leise angedeutete Komik, die dem alten, getreuen Bancban mit zu seinem Unglück selbst anhaftet, in Libussa um die lustspielmäßige Einflechtung des Liebesspiels zwischen der Heldin und Primislaus oder um eine ursächliche Verkettung von tragischem Geschick und komischen Zügen in der Gestalt des Naturgeschöpfes Rahel. Und ist es nicht so, daß die Komödie bei Grillparzer wie bei Kleist, schon nach dem gestellten Wahrheitsproblem und seiner menschlich brüchig gehaltenen Lösung zu urteilen, letzten Endes Resignation, aber nicht den Mutwillen eines romantischen Aristophanes atmet? Was liegt denn im „Ach!" der Alkmene in Kleist's „Amphitryon", in den letzten Worten des auf volle Wahrheit verzichtenden Bischofs Gregor in Grillparzers „Weh dem, der lügt!"*) anderes als unterdrückte Tragik? Kleist hätte seine Alkmene auch im höchsten Grade tragisch gestalten können, Grillparzer hat das Wahrheitsproblem seines Lustspiels in einem tragischen Sinne in der „Esther" wieder aufgenommen. Kleist konnte von Kants Lehre in schmerzliche Entsagung hineingedrängt werden, die Romantik umging sie mit Fichtes Hilfe in der Ironie. Auf Grillparzer wie auf Kleist wirkte im Grunde jede gewichtige Illusionszerstörung mehr tragisch als komisch; beiden Dichtern galt das Leben, was Kleist auch dagegen gesagt und getan haben mag, um des Lebens willen.**) Dem echten Romantiker war das Leben die letzte und

*) Vers 1795—1800.

**) Ich verhehle mir nicht, daß die Andeutungen über Kleist nicht den Folgerungen entsprechen, die Fritz Strich in „Deutsche Klassik und Romantik" (München 1922) gezogen hat. Was er dann aber in „Romantik als europäische Bewegung" (Festschrift Heinrich Wölfflin 1924) über Kleists Novellen sagt, liegt doch nicht gar so weit ab. Und schließlich sind Dramen und Novellen Werk des einen Meisters, aus einer Weltanschauung heraus geboten.

größte Illusion und in aller Fülle nur dazu angetan, seine unbeschwerte Ironie daran auszulassen. Der tragisch beschwerte Humor entsprang einem anderen Lebensgefühl. Nicht daß Grillparzers Komik mit der Bezeichnung ganz umfaßt wäre, aber ihr Wesentliches ist damit angedeutet, wenn wir uns an den reifen Dramatiker halten. Er neigt in seiner Kunst ebensowenig zur Groteske wie zur Erhabenheit.

Aus der ganzen Schaffensweise unseres Dramatikers — wo und wie immer man sich darein vertieft — spricht ein anderer als romantischer Geist. Als Allerwesentlichstes drängt sich dabei die Tatsache auf, daß für Grillparzer tief im anschaulichen Erlebnis begründete dramatische Gesetze gelten, dramatische Formungsgesetze in jedem Sinne, deren Nichtbeachten im Verein mit romantisch-musikalischen Absichten dem romantischen Drama ja mit zum Verhängnis geworden war. Wie romantische Phantasie, das Wahrzeichen der Schule, erst im Losgelöstsein von aller Wirklichkeit ihre höchsten Triumphe feierte und wie Grillparzer der seinen nur froh wurde, wo er sie in natürliche Fesseln schlagen konnte, so erwuchsen dort Unform und ungebundene Phantasiewelt, Stimmungskünste aller Art, — rang hier aber ein geborener Dramatiker um dramatische Wirklichkeit in Schicksal und Charakter und um ihre künstlerisch vollendete Form; — Gegensätze, die letzhin in dem Widerstreit zwischen subjektivster und objektivster Kunstweise unversöhnlich auseinanderklafften. Es ist deshalb nur selbstverständlich, daß bei Grillparzer in erster und letzter Linie nach dem Wie und nicht nach dem Was zu fragen ist. E. J. Williamson macht es in Grillparzer's attitude toward romanticism" (Chicago 1910) gerade umgekehrt; die eigentlich entscheidende Frage nach der Gestaltung wird überhaupt nicht aufgeworfen. Er hält sich an gewisse Charaktere, romantic types: the instinctive type, the quietistic type, the commonplace character, und kommt so zu Ergebnissen, die Grillparezr bis zur Jüdin von Toledo hin mehr oder weniger zu einem Romantiker stempeln; nicht genug damit, wird noch behauptet: „Firmness of will is essential to the really tragic character", und da sie sich kaum finde, fehle es auch an wirklicher Tragik. Unzulänglichkeit des angelegten Maßstabes wird für Unzulänglichkeit des tragischen Dichters und seines Werkes genommen. Daß einfach die Erlebnisfähigkeit Williamsons für Grillparzersche Tragik nicht ausreicht, braucht hier nicht erst bewiesen zu werden. Und wenn des Dichters Kunst sehr reich ist an problematischen und naturhaften Geschöpfen, wenn er wie Kleist sich an kein Mannes- oder gar Heldenideal hält, wenn er Mann und Weib in allen Möglichkeiten gestaltet, so weist das nicht zurück auf die Romantik, sondern ist bereits der vollkommenste Ausdruck eines psychologisch tiefschürfenden Realismus. Der Romantik war es eigentümlich, stets über den Menschen hinauszugreifen. In der allgemeinsten Bestimmung liegt zugleich die wesentlichste Unterscheidung: Grillparzer stellt den Menschen in den Mittelpunkt seiner Kunst, der Romantik aber

war es stets um das Unendliche zu tun, um das Unfaßbarste und Unanschaulichste; ihr Letztes waren unendliche Stimmungen, nicht Gestaltungen.

Von solchen Gegensätzen wird auch das Verhältnis der Romantik und Grillparzers zu den Spaniern, Calderon und Lope de Vega, bestimmt. Allgemein gesprochen bedeutet es schon einen sehr bezeichnenden Übergang von der Romantik zu einem poetischen Realismus, wenn die romantische Calderonverherrlichung, dieses magische Aufleuchten südlicher Kunst, und ihr rasches Versprühen abgelöst wird von Grillparzers unwandelbarer Liebe zu Lope de Vega, einer Liebe, die ihn zeitlebens darüber hinwegtrösten mußte, einem Zeitalter von Romantikern und insgesamt von „Bildungsdichtern" anzugehören. Schon bei der Betrachtung Shakespeares waren ihm die Gegensätze aufgegangen, die ihn von romantischer Auffassung trennten. Die grundverschiedene Einstellung zu den Spaniern hatte natürlich dieselben Ursachen; die Gegensätze sollten sich aber auf diesem Boden noch wesentlich verschärfen und zuspitzen und dahin führen, daß Grillparzer in seiner Beurteilung Calderons und Lope de Vegas ein unvergleichliches Widerspiel romantischer Bewertung offenbarte. Gewiß hatte er sich in seiner Frühzeit die romantische Entdeckung Calderons zunutze gemacht, aber mit den Augen eines Romantikers hat er auch diesen Spanier nicht gesehen. Hier und dort gemahnt er dabei an Schreyvogel.

Von dem, was ältere Romantiker an Calderon entdeckten, wie sie ihn sahen und erlebten, davon mögen einige bedeutsame Äußerungen zeugen. Dem Interesse Tiecks für katholische Kunst und Dichtung eröffneten sich „die entzückenden Träume des Calderon und die wundersamen Bilder der spanischen Poeten" (Krit. Schriften 6 S. XVIII f.). „Welche lyrische Ausbrüche der Leidenschaft, der Liebe, der Andacht in seinen Romanzen und kanzonenartigen Versen. Welche Malerei, welches Feuer in eben diesen Lyren, Romanzen und Ottaven. Kein Schauspiel, fast kein Akt ist ohne solche Prachtstücke, diese gehören recht eigentlich zum Wesen des spanischen Drama" (ebenda 2 S. 194 f.). Wie dann dieser südliche Geist von dem katholischen Friedrich Schlegel allmählich ganz Besitz ergriff, wie Schlegel zu einer stufenweisen Bewertung kam: Lope de Vega — Shakespeare — Calderon, Shakespeare ihm überhaupt mehr ein alt-nordischer als ein christlicher Dichter war, alles das ist bestimmend für die Anschauung der Zeit. Lope de Vega muß sich, ohne von Schlegel gründlich gekannt zu sein, die abschätzigsten Urteile gefallen lassen, Calderon wird dafür umsomehr gefeiert. In seinen Wiener Vorlesungen über „Geschichte der alten und neuen Literatur" (1812) heißt es noch: „Die dritte Weise der dramatischen Auflösung, welche aus dem äußersten Leiden eine geistige ‚Verklärung' in ihrer Darstellung hervorgehen läßt, ist die dem christlichen Dichter vorzugsweise angemessene und in dieser ist Calderon unter allen der erste und größte (‚Die Andacht zum Kreuze', ‚Der standhafte Prinz').

Calderon ist unter allen Verhältnissen und Umständen, und unter allen dramatischen Dichtern vorzugsweise der christliche, und eben darum auch der am meisten romantische" (S. 127). Seine Schauspiele seien von allegorisch-christlichem Inhalt. Auszusetzen sei an ihm vielleicht, daß er uns zu schnell zur Auflösung führe, fast immer gleich vom Anfang an in das Gefühl der Verklärung versetzend und darin dauernd erhaltend. Shakespeare habe den entgegengesetzten Fehler, daß er uns das Rätsel des Daseins, wie ein skeptischer Dichter, allzuoft nur als Rätsel in seiner ganzen Verwirrung und Verwicklung vor Augen stehen lasse, ohne die Auflösung hinzuzufügen (S. 132). Schlegel findet immer neue Wendungen für seine Verehrung, sie fallen — wenn man so sagen darf — immer katholischer aus. 1822 schiebt er unter anderm ein: „Im Calderon, als dem letzten Nachklange wie im strahlenden Abendrot des katholischen Mittelalters, hat eben jene Wiedergeburt und christliche Verklärung der Phantasie, welche den Geist und die Poesie desselben überhaupt charakterisiert, den vollen Gipfel ihrer Verherrlichung erreicht." (Werke 2, 127 f.) An Calderons Kunst werden schließlich Theorien entwickelt, die geradezu jesuitisch anmuten müßten, wenn sie nur gröber gefaßt wären und statt romantisch-katholisierende Betrachtung zu sein, kämpferisch den Effekt auf die breite Masse und deren Fesselung mit solcher Kunst erwogen hätten; wußten doch die Jesuiten auf ihre Art Calderon für die Kasuistik und den blendenden Prunk ihrer Barockdramen sehr ausgiebig zu nutzen, während sie Lope de Vega links liegen ließen.

Tieck hatte sich letztlich auf die Feststellung beschränkt, daß die englische und die spanische Bühne völlig entgegengesetzt seien. Aber schon A. W. Schlegel, der dem Hinweise Tiecks auf Calderon zuerst gefolgt war, hatte in seinem Aufsatze „Über das spanische Theater" („Europa" 1803, 1, 2, 72 ff.) Calderon hoch über Lope de Vega gestellt, „ein ganz anderer Dichter, ein Dichter, wenn es je einen gegeben hat". Im ersten Zyklus der Berliner Vorlesungen erklärte er: „Calderon kann uns als Beispiel eines von dem Shakespeareschen ganz verschiedenen, jedoch ebenso vollendeten Stiles im romantischen Drama dienen" (1, 110). Knapp gefaßt bringen seine Wiener Vorlesungen alles, was er zum „Spanischen Theater" zu sagen hatte; weite Umblicke und Ausblicke gesellen sich hinzu. „Der Reiz der spanischen Poesie überhaupt besteht in der Verbindung von hohem, begeistertem Ernst in Gefühlen, die eigentlich aus dem Norden abstammen, mit dem lieblichen Anhauch des Südens und dem blendenden Pomp des Orients" (20. Vorl. S. 65). Bei Besprechung der „Athalie" Racines legt er die Bedeutung fest, „welche ein religiöses Drama haben soll: auf der Erde der Kampf des Guten und Bösen, und am Himmel das wache Auge der Vorsehung, aus unzugänglicher Glorie Entscheidung herniederstrahlend" (21. Vorl. S. 88). Die 35. Vorlesung ist ganz den Spaniern gewidmet. Gleich im Eingang wird hervorgehoben, daß das Lustspiel

bei all seiner Eigenheit (gemeint sind die realistischen Gegenwartsstücke mit ihren Intrigen) keineswegs die schätzbarste Seite des spanischen Theaters sei, „dessen Eigentümlichkeit sich in der Behandlung wunderbarer mythologischer oder ritterlicher Fabeln oder historischer Gegenstände weit glänzender offenbart" (S. 377). In der Bekanntschaft mit Lope de Vega könne man es durch Lesung einer geringen Anzahl seiner Stücke schon ziemlich weit bringen und dürfe nicht besorgen, das Ausgezeichnetste verfehlt zu haben, „indem er in seinen einzelnen Hervorbringungen nicht durch Erschwingung ungewöhnlicher Höhen oder Darlegung unbekannter Tiefen seines Gemüts überrascht". Verschwendete, nicht zu Rat gehaltene Erfindung und vernachlässigte Ausführung werden ihm vorgeworfen, geistreiches Skizzieren, wo aber — das räumt Schlegel ein — ungeachtet dieses eilfertigen Leichtsinns jeder Strich Leben und Bedeutung habe. Außer der sorgfältigen Bildung fehle es Lopes Werken nur an Tiefe und „an jenen feineren Beziehungen, welche eigentlich die Mysterien der Kunst ausmachen" (S. 383). „Calderon legt auf die Autos sacramentales das größte Gewicht" (S. 384). In allen seinen Werken sei nichts aufs Geratewohl hingeworfen, alles „nach sicheren konsequenten Grundsätzen mit den tiefsten künstlerischen Absichten in vollkommener Meisterschaft ausgearbeitet. Dies läßt sich nicht leugnen, wenn man auch Calderons reinen und hohen Stil des Romantisch-Theatralischen als Manier verkennt und diese kühnen Flüge der Poesie bis an die äußerste Grenze des Ersinnlichen für Verirrungen hält" (S. 385). Kraft des religiösen Enthusiasmus lasse der Dichter in den geistlichen Aufzügen, die zur Feier des Fronleichnamsfestes bestimmt waren, das allegorisch dargestellte Universum gleichsam in purpurnen Liebesflammen glühen. „In diesen Darstellungen heiliger Geschichten aus der Schrift und Legende bewunderten ihn seine Zeitgenossen am meisten" (S. 87). „Wenn Religionsgefühl, biederer Heldenmut, Ehre und Liebe die Grundlagen der romantischen Poesie sind, so mußte sie in Spanien wohl den höchsten Aufschwung nehmen" (S. 391). Auch A. W. Schlegel kann sich nicht genug tun im Preise Calderons. Sein Gemüt spreche sich „am meisten in der Behandlung der religiösen Gegenstände aus. Die Religion ist seine eigentliche Liebe, das Herz seines Herzens. Nur für sie erregt er die erschütterndsten bis in die innerste Seele dringenden Rührungen. Die weltlichen Begebenheiten sind ihm, wie trübe sie auch an sich sein mögen, schon durch die religiöse Ansicht bis zur Klarheit aufgehellt. Dieser Glückselige hat sich aus der labyrinthischen Wildnis der Zweifel in die Burgfreiheit des Glaubens gerettet, von wo aus er die Stürme des Weltlaufes mit ungestörter Seelenruhe ansieht und schildert; ihm ist das menschliche Dasein kein düsteres Rätsel mehr. Selbst seine Tränen spiegeln den Himmel in sich ab. Seine Poesie, was auch scheinbar ihr Gegenstand sein möge, ist ein unermüdlicher Jubelhymnus auf die Herrlichkeiten der

Schöpfung .... Adams erstes Erwachen, gepaart mit einer Beredsamkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, mit einer Durchdringung der geheimsten Naturbeziehung, wie nur hohe Geistesbildung und reife Beschaulichkeit sie verschaffen kann ... Entzückende Harmonie und Eintracht des Weltalls ist wieder nur ein Widerschein der ewigen alles umfassenden Liebe ... Calderon blühte noch, als man sich in andern Ländern Europas schon stark zum manirierten Geschmack in den Künsten und zu den prosaischen Ansichten in der Literatur neigte, die im 18. Jahrhundert so allgemein einrissen. Er ist folglich als der letzte Gipfel der romantischen Poesie zu betrachten" (S. 397/98). Schlegel stellt mit Befriedigung fest, daß die Spanier „in Absicht auf die leidige Aufklärung des letzten Geschlechts mit den Windpocken abgekommen sind, während die entstellenden Blattergruben in den Zügen anderer Nationen nicht zu verkennen. In ihrer etwas insularen Existenz haben sie das 18. Jahrhundert verschlafen, und wie konnte man im Grunde seine Zeit besser anwenden?" Recht charakteristisch für den Frühromantiker, aber nicht ganz im Sinne seiner uneingeschränkten Bewunderung Calderons ist es, wenn er von einem Wiederaufwachen spanischer Poesie erwartet, daß „sie allerdings einen Schritt vom Instinkt zum Bewußtsein würde zu tun haben. Was sie bis jetzt aus angeborener Neigung geliebt, müßten die Spanier mit klarer Erkenntnis verehren lernen" (S. 399).

Gewiß haben Tieck und die Schlegel nicht vergessen, auch auf den dramatischen Former Calderon hinzuweisen, aber das geschieht doch im ganzen nur so nebenbei und verliert alles Gewicht in der Überfülle dessen, was dem Inhalt und dem Schmuck an Bedeutung beigelegt wird. Und wenn spanische Dramatik noch mehr als Shakespeares Königsdramen Romantiker reizte, das ganze Leben und den Tod des Helden oder der Heldin darzustellen, so führte das sie selbst nur noch weiter ab von aller Dramatik.

Ein letztes Aufflackern romantischer Begeisterung zeigt sich bei Immermann, der allerdings auch den Bühnenpraktiker Calderon sehr zu schätzen weiß, überall in seinen Werken den „Geist des Baumeisters" verspürt. Zu dem Auto „Der wundertätige Magus" bemerkt er u. a.: „Mag auch hier der zur Sprache kommende katholische Standpunkt des Dichters die Psychologie und Tiefe des Details, womit ein Protestant diese Dinge ansieht, nicht ergeben, so würde doch wohl manches aus dem Gesichtspunkt der katholischen Philosophie sich noch eigentümlicher und bedeutender haben gestalten lassen" („Theatertagebuch"). Den Kranz reicht er dem Spanier für seinen „Standhaften Prinzen". „In diesem einzigen Werke hat sich der große katholische Dichter in eine Sphäre geschwungen, wohin der Brite mit seinen unermeßlichen Kräften doch nicht reicht: Läuterung eines reinen Menschen in das Reinste, in die Seligkeit. Da ist also ein Gebiet abgesteckt, welches anfängt, wo andere Dichter auf-

hören. Ein christlicher Märtyrer, nach unsern Begriffen der Gipfel alles Modern-Menschlichen, ist der Held dieses Gedichtes, welches mir die Krone der neuen Tragödie zu sein scheint. In der Person des Dichters wird uns hier etwas Ähnliches sichtbar, wie bei den zwei größten Tragikern des Altertums. Aeschylos und Sophokles lieferten zum Teil deshalb ewig mustergültige Schöpfungen, weil sie in vollkommener Einheit mit dem Volksglauben dichteten. Und so konnte nur der Katholik, der Spanier, den standhaften Prinzen schaffen, in dem der christlich-katholische Volksglaube seine Verklärung feiert. Lessing hat mit seiner Behauptung, der Christ als Christ sei undramatisch, recht, weil er Calderons Werk nicht oder nur oberflächlich kannte ..." („Düsseldorfer Anfänge").

Allgemein ist der Calderonkult auf die Spätzeit der Frühromantik beschränkt. Farinelli hat festgestellt, daß aus diesem Kreise nur Tieck sich schließlich um eine Würdigung Lope de Vegas bemühte und der Theoretiker Solger bereits an A. W. Schlegels Wiener Vorlesungen u. a. bemängelte, daß Lope de Vega eine zu flüchtige Erwähnung erhalte. Tieck schrieb schon 1818 an Solger, er finde in Calderon nichts mehr „von jener großen Naivität", die er „immer an Lope bewundern muß"; Calderon ist ihm nur noch „ein vollendeter Manierist". Es scheint ihm jetzt „ungewiß, ob nicht Lope der größere Dichter sei, wenn er auch vielleicht nur wenig oder nichts vollendet hat". Wiederholt nennt er ihn einen wahrhaft großen Dichter und lobt er die erstaunliche Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Dramen. Daß aber der Undramatiker Tieck ihn nun gesehen hätte wie später Grillparzer, das wird man billig bezweifeln dürfen. Die Calderonbegeisterung hatte eben begonnen, als der aller Romantik fernstehende Bouterwek, der bei Schreyvogel (vgl. Tgb. 10. 3. 17) und bei Grillparzer starke Beachtung finden sollte, in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit (1804) nach dem wenigen, was er von Lopes Werken kannte, eine „hinreißende Natürlichkeit" als den Vorzug aller Lopeschen Comedias bezeichnete (S. 377), eine Auffassung, die als Unterströmung im Zeitalter der Romantik geradewegs zu Grillparzer hinführt. Es wäre keine romantische Eigenheit gewesen, die sich nicht schroff davon abgehoben und unter den Spaniern nicht gerade in Calderon ihre stärkste Stütze gefunden hätte.

Wenn es irgendwo angebracht ist, aus den Urteilen eines Menschen Rückschlüsse zu ziehen auf seine Wesenheit, so sicherlich bei Grillparzer aus seiner Bewertung der Spanier. Abwandlungen und Wiederholungen ein und desselben Gedankens müssen oft für die Eindringlichkeit seiner Meinung zeugen. Gewiß fallen viele, ja die meisten seiner Urteile in eine Zeit oder wurden doch erst niedergeschrieben, als die Romantik längst der Vergangenheit angehörte, um und nach 1850; aber schon in den zwanziger Jahren tut er Äußerungen, die so unzweideutig wie die allerletzten die tiefe Kluft zwischen ihm und der romantischen Schule auf-

decken. Einflüsse der Spanier, soweit sie nicht v. a. angeführt wurden und namentlich auf den in gewisser Hinsicht Grillparzer kongenialen Lope de Vega zurückgehen, können hier natürlich nicht weiter verfolgt werden. Daß dabei Calderon sehr bald von Lope de Vega abgelöst wird, darf nicht für eine grundsätzliche Wandlung unseres Dichters angesehen werden, wie sie das etwa für einen Romantiker gewesen wäre. Er wußte sie beide seinem eigenen Wesen gemäß zu nutzen, vermißte nicht an Lope de Vega, was Calderon der Romantik einzig lieb und wert machte. Was er selbst schon sehr früh an Calderon zu rügen hatte, war eben das spezifisch Romantische, und wenn die Schilderhebung Lope de Vegas hie und da auf Kosten Calderons ging, lagen auch dafür die Gründe nicht fern. Seine Wertungen haben hier nur als solche, nicht nach ihrer Richtigkeit zu gelten.

Kann etwas kennzeichnender sein für Grillparzer als die Art, wie er sich 1820 gleich in seiner ersten Bemerkung zu Werken Calderons ausläßt über das Wesen der Galanterie? „... Sie, die im Altertum beinah ganz unbekannt war, ist wohl nur dadurch entstanden, daß das Christentum die letzte Gunst, wonach denn doch eigentlich die Liebe strebt, so schwer verpönte. Wie weich ein solches Verlangen und Versagen einen kräftigen Ritter, besonders in den heißen Ländern, machen mußte, läßt sich wohl denken. Auch hat sich die Galanterie in Spanien und im südlichen Frankreich am ersten gezeigt. Nach Deutschland kam sie in ihrer vollen Ausdehnung wohl erst mit der provençalischen Poesie, und sie steht daher den Leuten auch nicht recht zu Gesichte. Im Nibelungenliede ist davon noch keine Spur. Überhaupt lassen sich wohl alle Eigenheiten der romantischen Poesie aus der durch das Christentum bewirkten einseitigen Verkehrung des Verhältnisses zwischen Körper und Geist erklären, wodurch der erstere mit seinen Anforderungen als sündlich abgewiesen und, durch den daraus entstehenden ewigen Kampf, der Grund zu all den melancholischen Grübeleien gelegt wurde, an denen die neuere Zeit krank liegt. Wann wird der medius terminus da gefunden werden!" Noch im selben Jahr wendet sich Grillparzer gegen Malsburgs Auslegung von Calderons „Leben ein Traum". Malsburg hatte, von A. W. Schlegel angeregt, Calderonsche Werke übersetzt. In seiner Vorrede spricht er von den Autos sacramentales und macht besonders auf jenen Auto aufmerksam: „... hohe Symbolik ... in den Spiegelstrahlen der Romantik eingefaßt". Da es zu einer erhöhten Ehrfurcht für den Dichter führen könne, flechte er „durch eine Übersicht des gottdurchflammten Gedichts die hohe Deutung der schönen Hieroglyphe" ein. „... Jeder Leser und Denker wird das Verhältnis der Allegorien zu den Symbolen leicht auffinden und fortspinnen". Dazu Grillparzer: wohin die deutsche Poesie kommen müsse, wenn sie auf dem Wege fortgehe, den sie in der neuesten Zeit eingeschlagen hat, zeige am deutlichsten die Art, wie sich — mit der Billigung des ganzen gelehrten Deutschlands — Baron Malsburg über die Bedeutung

jenes Werkes äußere. „Vollkommen ägyptisch. Wer wird wohl das Symbolische aller Kunst leugnen? Aber sie zu einer Hieroglyphenschrift machen, deren an sich gleichgültige Gestalten erst durch das Herausfinden eines praktisch nutzbaren Gehaltes einen eigentlichen Wert bekommen, heißt alle Kunst aufheben und in die Poesie die Prosa zurückführen, die bei ihrem Tausch von ägyptischem Grübelgeist gegen den vormaligen französischen Leichtsinn kaum etwas gewonnen haben dürfte". Es sei, wie Aurelie sagt, das Unglück der Deutschen, daß sie über allem schwer werden und alles über ihnen schwer wird. Und was konnte mehr dem interesselosen Wohlgefallen Grillparzers widersprechen, als durch die Kunst das Heilige verherrlichen zu wollen, wie es für Calderon und die Romantiker so selbstverständlich war? Zudem meinte Grillparzer das Christliche der Gesinnungen in den spanischen Dramen, wofür die Schlegel nicht genug Worte des Lobes fanden, oft gar türkisch nennen zu müssen (1824). Überhaupt war er in seiner Weltanschauung, wie das schon Farinelli hervorgehoben hat, von dem spanischen „Dichtertheologen" durch eine Kluft getrennt. Darüber sollte auch der viel eher an Lope de Vega gemahnende Quietismus Grillparzers nicht hinwegtäuschen können, der doch im Grunde nur mit ein Ausfluß ist seiner äußerst kontemplativen Natur. Man verwechselt durchaus Zweckgestaltung und Schöngestaltung miteinander, wenn man auch nur etwas von dem Calderon in Grillparzer hineinsieht, der nach Nagl und Zeidler*) der Meister der katholischen Barocke war und das „Pulvis et umbra sumus" in den mannigfachsten Formen gestaltete. Es ist schon Voreingenommenheit, wenn man etwa den „Traum, ein Leben" und „Medea" kaum anders zu nehmen vermag.

Romantische Calderonbegeisterung ist auch Grillparzers frühe Gefolgschaft nicht, wenigstens hat sie ihre ganz bestimmten Grenzen, die bereits Gegensätze ahnen lassen, wie sie zwischen Inhaltsästhetikern und Formästhetikern bestehen — diese natürlich im modern erweiterten Sinne verstanden. Was er von vornherein bewunderte an Calderon und auch dann noch uneingeschränkt schätzte, als längst Lope de Vega all seine Liebe besaß, das war in der äußersten Prachtentfaltung dessen große theatralische Meisterschaft, dessen geniale Führung einer Fabel. „Die neuesten Deutschen haben keinen Sinn für Komposition, d. i. das Band der innern Notwendigkeit, wodurch die einzelnen willkürlichen Gestalten der Kunst zu einem organischen Ganzen, zu einer Kunstwelt verbunden werden. Komponieren kann man lernen von Raffael, Mozart und Calderon" (1820). Und Schiller, so dürfen wir hinzufügen, denn auch er blieb ihm stets ein vollendetes Muster für Form, Aufbau des Dramas und theatralische Führung. Mit ihm berührt er sich denn auch in jener Ansicht über Calderon. Zwar sieht sich Schiller genötigt, zu unterscheiden zwischen der Sinnlichkeit

*) Nagl und Zeidler „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte", Wien 1914.

und Leidenschaft des südlichen Geistes und der moralischen Tiefe des Gemüts im Norden, „indessen ist im Calderon doch eine hohe Kunst und die ganze Besonnenheit des Meisters zu sehen; selbst was als regellos ins Auge fällt, wird von einer großen Einheit zusammengehalten". Das sind Dinge, die zwar auch die Frühromantiker an Calderon gesehen haben, aber sie würden eben nicht Romantiker gewesen sein, wenn sie nicht, statt ernstlich in seine dramatische Schule zu gehen, ihr Augenmerk gerade auf Stimmungen, Inhalte, reiche Phantastik und Unendlichkeiten gerichtet hätten.

Es liegt nahe, Grillparzers stetig anwachsende Bedenken gegen die Kunst Calderons aus den gleichen oder wenigstens ähnlichen Beweggründen zu erklären, wie sie seine Urteile über die Romantik bestimmten. In der Tat ist es in den meisten Fällen der Calderon der Romantiker, gegen den Grillparzer seine Abneigung ausläßt — und umsomehr ausläßt, als ihre Kritiker vor allem, wie er selbst sagt, unsäuberlich mit Lope verfahren sind, ihn verurteilten, ohne ihn hinreichend zu kennen. Mit der ganzen Folgerichtigkeit innerer Gesetze wickeln sich auch hier die Gegensätze ab. Was darüber noch zu sagen bleibt, geben direkt oder indirekt gerade die Bemerkungen wieder, die er an die Kunst Lope de Vegas knüpft. Schon 1824 eine höchst unromantische Feststellung, wenn es danach auch Lopes eigentliche Poesie erst noch zu entdecken gilt: „Ich habe bis jetzt erst zwölf Schauspiele des Lope de Vega gelesen. Wenn ich ihn gegenwärtig mit Calderon vergleichen sollte, so fiele auf seinen Teil: ein männlicherer Geist, weniger Manier, weniger prunkhafte Rhetorik, weniger Bombast im allgemeinen, von der anderen Seite aber: ein bei weitem geringerer Fond von Poesie; unendlich weniger Kunst in dem Bau und in der Anordnung, keine Spur der Calderonschen Vollendung. Es ist eine Art Korrektheit, eine gewisse Klassizität in Calderon". Immer wieder können wir lesen, daß organische Entfaltung eines Stückes ihn zur Bewunderung hinreißt. In eben jenem Jahre bekennt er aber auch bereits, daß er Lope liebe wegen seines rein Menschlichen bei aller Überlegenheit, und ihn als G e i s t, als Individuum dem Calderon unbedenklich vorziehe, obgleich der letztere als dramatischer Dichter und vielleicht sogar als D e n k e r (das Denken in seiner strengen, diskursiven Funktion genommen) höher stehe als jener. Lope sei „von einer Naturwahrheit, die man beim Calderon meistens vergeblich sucht" (1824). Fünfzehn Jahre später: „Je weiter man in der Lesung (Lopes) vorschreitet, um so erstaunlicher tritt der poetische Reichtum seines Talents uns entgegen, und endlich muß man sich gestehen, daß er, alle seine Mängel und Nachlässigkeiten zugegeben, an Naturwahrheit, künstlerischer Empfindung, Mannigfaltigkeit, Darstellungsgabe kaum seinesgleichen habe". Mit dem tieferen Eindringen in Lope de Vegas Kunst wird ihm dieser Dichter dann „die vollkommenste Protestation

gegen die Begriffspoesie. Calderon ist es schon nicht mehr, obschon seine ungeheure blendende Kraft das absichtliche Moment meistens glücklich, ja glorreich überwindet". Ein stärkeres Bekanntwerden Lope de Vegas wäre „ein eigentliches Glück für unsere jetzige in Klügeleien und Abstraktionen versunkene Welt". Nachzuahmen sei an ihm nichts, aber sich mit ihm erfüllen, die Phantasie, das Vorhandene und die Anschauung wieder in ihre Rechte einsetzen, es aber der äußeren Form, ja dem Inhalte nach ganz anders machen als Lope de Vega, das wäre die Aufgabe. Es scheint Grillparzer, daß der Einfluß Calderons sich sichtbar mache, „wo das Märchenhafte nicht mehr als das Geträumt-Natürliche, sondern als das absichtlich Gesteigerte vorkommt". Lope de Vega stelle es nur deshalb nicht so geschickt an als sein Nebenbuhler, weil ihm das Begriffsmäßige fehle, das bei jenem derlei Phantastmagorien erst ihre Bedeutung gebe. Lope besitze durchaus nicht die Gabe Calderons, den abstrakten Gedanken mit Fleisch und Blut zu bekleiden, bei ihm sei nur das Ereignis lebendig, — für Grillparzer zweifellos ein Vorzug. Es fällt sogar der Vergleich: „Schiller und Calderon scheinen philosophische Schriftsteller, Goethe und Lope de Vega sind es. Jene s c h e i n e n es vorzugsweise zu sein, weil sie philosophische D i s k u s s i o n geben, diese haben nur die Resultate".

Er kann sich nicht genug darin tun, auf seine Weise die beiden Spanier streng voneinander zu sondern. „Calderon und Lope de Vega sprechen in Bildern. Aber Calderon ist bilderreich und Lope de Vega ist bildlich. Calderon schmückt seinen Dialog mit ausgesponnenen und prächtigen Vergleichen. Lope de Vega vergleicht nichts, sondern beinahe jeder seiner Ausdrücke hat eine sinnliche Gewalt, und das Bild ist nicht die Ausschmückung, sondern die Sache selbst". „Lope de Vega ist natürlich, was aber das Übernatürliche, ja das Unmögliche nicht ausschließt, Calderon ist künstlich, ohne darum auf das Unmögliche und Übernatürliche Verzicht zu leisten. Lope de Vega geht aber von der natürlichen Empfindungsweise des Spaniers zu jeder Zeit aus; Calderon nimmt die künstliche Verbildung seiner Zeit zum Ausgangspunkt". „Calderon großartiger Manierist, Lope Naturmaler". Es beschämt Grillparzer, auch nur an eine der leichtblütigen Hervorbringungen Lopes mit weit hergeholten Deutungen, mit deutschen Grübeleien von kausalem Zusammenhang und derlei herangehen zu wollen. Nichts könne im allgemeinen falscher sein, als wenn A. W. Schlegel, offenbar, ohne diesen Spanier zu kennen, Neigung zu scholastischen Spitzfindigkeiten für einen Hauptzug Lopes halte. Unser Dramatiker wird nicht müde, die Vorzüge seines Lieblings mit immer neuen Worten herauszuheben. „Es ist ein Reiz der Natürlichkeit, eine Atmosphäre von Poesie und bei den barocksten Anlässen eine Wahrheit der Ausführung, der man nicht widerstehen kann". Liebevolles Haften am Besonderen sei zwar der Fehler, aber auch der unermeßliche Vorzug

Lope de Vegas. Shakespeare gebe häufig eine Metaphysik der Leidenschaft, ein précis, ein abrégé des Gefühls; bei Lope sei die Darstellung immer rein der Natur abgesehen. Ja, Foglar gegenüber äußerte er: „Lope de Vega ist fast ein noch natürlicherer Schriftsteller als Shakespeare. Seinen Dialog setze ich an Natürlichkeit, Poesie und Weltklugheit über den in Shakespeares Dramen. Seine Kompositionen sind unwahrscheinlich, absurd und fast keines seiner Stücke aufzuführen, aber man wird durch ihn eigentlich in die Poesie eingeführt. Ihm ist kein Lebensverhältnis fremd, er erschöpfte sie alle" (22. 1. 43 und 10. 7. 43). Und das geschehe alles so nebenbei, wie es ihm in die Feder komme, scheinbar rein im Dienste der Fabel und der Wirkung. Deshalb sei es auch seinen bisherigen Beurteilern entgangen, „die keine Lehre kennen, als in der Form der Abstraktion". „Er ist die Natur selbst, nur die Worte gibt die Kunst" (1824).

Romantik, wie sie Grillparzer verstand, bot ihm gleich mit ihrem ganzen Rüstzeug „El gallardo catalan": „Eine alles hintansetzende Liebe". Dabei stellt er fest, daß die Grundlage von Lopes Poesie das Märchen sei und das Vehikel der Glaube. Wo die Handlung Sprünge mache, springe notwendig die Empfindung mit. „Aber von einem Haltpunkt bis zum andern entfaltet sich sein großer Natursinn; das Einzelne ist von der größten Wahrheit, das Ganze mag so bunt sein, als es will. Sein Reichtum zeigt sich auch darin, daß er seine Nebenpersonen nicht gerade individualisiert, ihnen aber besondere Interessen und Zwecke gibt, wodurch selbst die Ausfüllszenen Leben und Bewegung bekommen. Lebendigkeit und Fülle ist der Charakter seiner Poesie". Die Romantiker allerdings würden sich schönstens bedankt haben, jene abenteuernde Liebe ihrem eigenen Begriff von Liebe gleichzusetzen. Grillparzer selbst war sich des Gegensatzes wohl bewußt. Daß Lebendigkeit und Fülle Lopescher Poesie romantischen Bedingungen nicht entsprachen, gereichte diesem Spanier in Grillparzers Augen nur zum Vorteil. Wo ihm Bedenken aufsteigen, ist er stets geneigt, Lope de Vega zu entschuldigen. Er rühmt ihm jene naive Sinnbildlichkeit nach, die im Dramatischen von so großer Wirkung sei (1824). „Die Poesie ist im Bilde und nicht im Räsonnement". Aus „El casamiento en la muerte" merkt er sich u. a.: „... toma silla con estruendo, y sientase. Wie dieses: Sich setzen mit Geräusch durch die Wirkung auf die Sinne den Eindruck verstärkt, den Bernardo del Carpios trotzige Worte auf den Verstand machen! Die ganze Poesie ist nichts als eine Verbindung dieser beiden Faktoren". Von unschätzbarem Werte findet er Lopes „Durchfühlen einer Situation bis in die scheinbaren Zufälligkeiten, diese Belebung selbst der Nebenfiguren, die gesteigertste Lyrik des Ausdrucks Hand in Hand mit der prägnantesten dramatischen Geltung". Man denkt unwillkürlich an sein eigenes Schaffen; schon Farinelli betont, daß lyrische Elemente kaum bei einem anderen Dramatiker besser und zweckmäßiger mit der dargestellten Handlung verwoben sind, als eben bei Lope und

Grillparzer. Lyrik wirklich dramatisch auszumünzen aber war wie alle Dramatik ein wunder Punkt der Romantik. Im Hinblick auf Lope wagt es unser Dramatiker, ein kühner Realist zu sein, im Hinblick auf diesen Spanier wird er selbst immer anschauungsgesättigter. Dabei haben aber auch von ihm Hebbels Worte zu gelten: „Was einer werden kann, das ist er schon". Und selbst die ersten jugendlichsten Ansätze, Bruchstücke aller Art, lassen etwas davon ahnen.

Calderon und Lope de Vega, die stärksten Gegensätze schon innerhalb der spanischen Poesie,*) erlebten in der deutschen nachklassischen Literaturentwicklung eine Auferstehung, die ihre Verschiedenheit nur noch verschärft zeigte. Von Calderon ließen sich die Romantiker aus der Wirklichkeit hinausführen; Grillparzer aber glaubte in Lope, den noch ein Hebbel flach finden konnte, am Herzen der Natur selbst zu liegen. Sein Preislied auf ihn (1850?) ist Bekenntnis und Sehnsucht zugleich, es enthält alles, was ihm die Poesie ausmacht:

„. . . . . .

Und was an Menschen, Pflanzen, Blumen, Tieren
Nur irgend da und sich des Daseins freut,
Das wobst du ein, der Göttin Bild zu zieren,
Die, täglich sterbend, stündlich sich erneut.

Die Mutter alles Wesenhaften, Guten,
Sie sitzt an deinem Born, der strömend quillt,
Und spiegelt sich in den kristallnen Fluten,
Ihr Selbst verwechselnd träumrisch mit dem Bild.

Und lächelt sie, so lächelst du ihr wieder,
Und grollt sie, gibst du ihr den Trotz zurück;
Durchsichtig, gleich der Wahrheit, deine Lieder,
Und täuschend nur, wie Täuschung auch das Glück.

Und so ein Kind, noch bei ergrauten Haaren,
Und auch ein Greis beim frühsten Kinderspiel,
Hast du für all, was Menschheit je erfahren,
Ein Bild, ein Wort, den Pfad und auch das Ziel.'

*) Gegensätze, die in der spanischen Malerei jener Zeit ihre Entsprechung haben. Man denke an Greco und Velasquez.

EIN NEUER IMMERMANN-FUND: DIE URHANDSCHRIFT DES „ALEXIS“

JOSEPH RISSE

Auf Erich Schmidts Anregung hat sich August Leffson in einer sehr eingehenden und sorgsamen Untersuchung*) mit der Stoffgeschichte, der Entstehung und der Bühnengeschichte der Immermannschen Trilogie „Alexis“ beschäftigt. Insbesondere würdigt er in kritischen Darlegungen den künstlerisch-dramatischen Wert des Werkes und zieht dabei zum Vergleiche die verschiedenen Bearbeitungen des Dichters heran. Er stützt sich dabei auf die ungedruckten Handschriften des „Alexis“, die sich im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar befinden. Dort sind vorhanden: Alexis I. „Die Bojaren“, von Immermanns Hand, im folgenden kurz mit W. J. bezeichnet, sowie „Alexis“ I, II und III, „Die Bojaren“, „Das Gericht von St. Petersburg“ und „Eudoxia“, alle drei in derselben sorgfältigen fremden Schreiberhandschrift, die W. S. genannt sein möge.

Vor einigen Jahren tauchte nun in einem Münchener Antiquariat eine weitere Handschrift des „Alexis“ auf, die bald in den reichen Handschriftenbestand der Dortmunder Stadtbibliothek überging. Gütiges Entgegenkommen des Direktors Dr. E. Schulz sowie der Leitung des Weimarer Goethe-Schiller-Archivs ermöglichten mir eine nähere Prüfung und Vergleichung der Handschriften.

Die Dortmunder Handschrift von Immermanns Hand, abgekürzt D. J., enthält die beiden ursprünglichen Teile des Alexisdramas „Die Bojaren“ und „Das Gericht von St. Petersburg“, wozu sich das zuerst geplante Drama „Peter und sein Sohn“ allmählich erweitert hatte. Gegenstand der Handlung ist die geheimnisvolle Tragödie, die sich im Jahre 1718 im Hause der Romanows abgespielt hat. Infolge weiterer Umarbeitungen wurde später ein dritter Teil „Eudoxia“ hinzugefügt.

Die rein äußere Betrachtung ergab zunächst die Tatsache, daß D. J. auch den zweiten Teil der Trilogie, „Das Gericht von St. Petersburg“, das in Weimar nur in Schreiberhandschrift vorhanden ist, von Immermanns Hand aufweist, während der dritte Teil „Eudoxia“ bisher nur in W. S., also in fremder Hand, vorliegt.

Die Frage nach dem Verhältnis der einzelnen Handschriften untereinander wurde zuerst auf textkritischem Wege zu lösen versucht. Dabei stellte sich schon bald heraus —, die vielen beweiskräftigen Einzelheiten mögen einer ausführlicheren Darstellung vorbehalten bleiben —, daß der erste

*) Immermanns Alexis, Eine literarhistorische Untersuchung von August Leffson. Perthes, Gotha 1904. Weiter sind benutzt: „Karl Immermann, sein Leben und seine Werke“. Herausgegeben von Gustav zu Putlitz (2 Bände, Berlin 1870) Harry Maync „Immermann, der Mann und sein Werk“. München, Oskar Beck 1920. „Michael Beers Briefwechsel“. Herausgegeben von Ed. von Schenk, Leipzig 1837 und „Theaterbriefe von Karl Immermann“. Herausgegeben von Gustav zu Putlitz (Berlin 1851). Ebenso wurde das Immermann-Handschriften-Material des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar eingesehen.

Druck und W. S. nur geringfügige Abweichungen haben, so daß W. S. also als Handschrift letzter Hand und Druckvorlage anzusprechen ist. W. S. geht aber — es kommen hier zunächst nur „Die Bojaren" in Frage — auf W. J. zurück. Denn die in W. J. vorgenommenen Änderungen — in der Hauptsache Streichungen — sind von dem Schreiber von W. S. sämtlich berücksichtigt. Wie verhält sich nun D. J. zu W. J. (Bojaren)? Ursprünglich hat sich W. J. eng an D. J. angelehnt, ist also, wie die weitere Untersuchung auch bestätigen wird, von D. J. regelrecht abgeschrieben worden. Aber nachträglich sind in W. J. zahlreiche Änderungen, Streichungen, sowie Überklebungen angebracht worden. Dieser Umstand, sowie die Beobachtung, daß viel Zusätze von W. J. in W. S. und in den Druck übergegangen sind, bezeugen, daß D. J. die früher und W. J. die spätere Handschrift ist. W. J. enthält auch Verbesserungen in der Gestaltung des sprachlichen Ausdrucks. Ein Beispiel möge dies veranschaulichen. In der Erzählung des Schiffers vom Tode des Zaren (Bojaren I 1) heißt es in D. J.:

„Zuletzt verschwand der Leichnam in der Brandung;
Drei Tage s c h i f f t e n wir, jedoch umsonst.
O Rußland, in dem Meer erlosch dein Licht,
E s l i e g t z u r B e u t e d e m g e f r ä ß ' g e n H a i."

In W. J. ist das Zeitwort „schiffen" durch das anschaulichere „fischen" ersetzt und das falsche Bild vom Licht, das dem Hai zum Fraße fällt, ausgemerzt und folgerichtig durchgeführt worden, so daß die Verse in W. J., in W. S. sowie im Druck nunmehr lauten:

„Zuletzt verschwand der Leichnam in der Brandung;
Drei Tage f i s c h t e n wir, jedoch umsonst.
O Rußland, in dem Meer erlosch dein Licht,
U n d a u f d e m G r u n d e l i e g t d e r K e r z e S t u m p f."

Demnach ist das Verhältnis der Handschriften dahin zu bestimmen, daß D. J. die Urhandschrift, W. J. die zweite Fassung und W. S. die dritte Abschrift darstellt. Wohlgemerkt handelt es sich bei der bisherigen Betrachtung immer nur um den ersten Teil des „Alexis", um „Die Bojaren". Das vorliegende Ergebnis wird durch Immermanns Briefwechsel noch gestützt und bestätigt. Die Herkunft vom D. J. läßt sich sogar noch genauer festlegen. Am 27. August 1830 meldet Immermann seinem Freunde Michael Beer die Fertigstellung der „Bojaren". Die Handschrift schickt er am 3. September seinem Bruder Ferdinand in Magdeburg zur Weiterbeförderung an den Intendanten der Königlichen Schauspiele in Berlin, den Grafen Redern, der noch kurz zuvor den Dichter zur Einsendung seiner dramatischen Arbeiten ermuntert hatte. Für Michael Beer, der um das Manuskript der „Bojaren" gebeten hatte, fertigt Immermann selbst eine Abschrift an. „Da Sie auf den ersten Teil des Alexis bestehen . . . so sollen Sie

die Bojaren für sich empfangen. Ich schreibe in den Abendstunden ein Manuskript für Sie, werde damit in ca. 8 Tagen fertig sein, es soll dann gleich zu Ihnen wandern." (Brief vom 28. Oktober.) Am 7. November geht die Handschrift mit einem Begleitschreiben von Düsseldorf ab. „Hierbei, mein liebster Beer, sende ich Ihnen den ersten Teil des Alexis . . . . Ihre Bemerkungen erbitte ich mir auf die Ihnen bequemste Weise, per Bleistift ad marginem. Halten Sie die Handschrift nicht zu lange dort, es ist die einzige letzter Hand, die ich besitze, und ich brauche dieselbe denn doch hin und wieder bei der Arbeit des zweiten Teils." In einem Briefe vom 23. November 1830 bestätigt Beer den Empfang und äußert sich gleichzeitig sehr freimütig über das Stück, so daß dieserhalb eine kleine Spannung zwischen ihm und Immermann eintrat. Noch im November hat Beer, wie sein Brief an Immermann vom 8. Mai 1831 kundtut, die Handschrift zurückgesandt. Von der Erlaubnis, seine Bemerkungen am Rande des Manuskripts anzubringen, hat er reichlich Gebrauch gemacht. Denn W. J. weist zahlreiche Bleistiftnotizen, Abänderungsvorschläge und auch einige beiliegende Zettel mit neuen Versen auf, die von Beers Hand herrühren müssen. Sie stimmen nämlich zum Teil genau mit den Äußerungen und Ausstellungen in Beers Briefen überein. Eine Reihe dieser Vorschläge hat Immermann übrigens trotz seines anfänglichen Grolles gegen Beer später übernommen, wie dies W. S. und der erste Druck beweisen. Somit wäre W. J. als diejenige Handschrift ermittelt, die Immermann für Beer abgeschrieben hat. Da sie Abweichungen vom D. J. aufweist, so ergibt sich weiter, daß der Dichter während des Abschreibens noch weitere Veränderungen vorgenommen hat.

Was ist nun aus der nach Berlin gesandten ersten Handschrift geworden? Immermann hat sie nicht, wie Leffson angibt (S. 97), zurückerhalten. Darüber gibt ein Brief des Grafen Redern vom 17. November 1830, dessen ungedrucktes Original sich im Archiv zu Weimar befindet, Auskunft. Eine Aufführung der „Bojaren" lehnt Redern mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse unter bedauernden Worten zunächst ab und fährt dann fort: „Indem ich Ew. Wohlgeboren hier meinen aufrichtigsten Dank für die freundliche Mitteilung des Manuskripts sage, bitte ich Sie, zu erlauben, daß das Gedicht mir verbleibt.

Möchte die Zeit nicht fern sein, Ew. Wohlgeboren, durch die Tat zu beweisen, welchen großartigen Eindruck Ihr Werk auf mich gemacht hat, und wie ich nichts mehr wünsche als das klassische Repertoire damit zu bereichern."

Die Arbeit am zweiten Teile des „Alexis", am „Gericht von St. Petersburg", wurde am 28. Dezember 1830 vollendet. „Gestern", so berichtet Immermann am 29. an Ferdinand, „habe ich meinen Alexis unter die Erde gebracht." Etwa einen Monat später geht die Handschrift ebenfalls an Ferdinand ab. „Ich habe gestern, mein liebster Ferdinand, den zweiten

Teil des Alexis für Dich per Fahrpost abgehen lassen. . . . Auch die Bojaren liegen Deinem Wunsche gemäß in ihrer neuesten Gestalt (W. S.?) wieder bei.

Um nun zuvörderst das Geschäftliche abzumachen, so ersuche ich Hermann, den exakten Praktiker [der jüngste Bruder Immermanns], Dich zu ersuchen, a) das Gericht von St. Petersburg mit dem anliegenden Briefe an Redern spätestens drei Tage nach Empfang zu spedieren; b) mir die Bojaren in möglichst kürzester Frist . . . . zu remittieren. Ich muß die Bojaren schleunig zurück haben, weil ich einer Einladung des Prinzen, sie ihm vorzulesen, entgegensehe." (Brief vom 30. Januar 1831.)

Der Begleitbrief für Redern — ohne Datum, das Ferdinand wahrscheinlich ausfüllen sollte —, bezeugt ferner, daß nur das „Gericht von St. Petersburg" und nicht auch die umgearbeiteten „Bojaren", wie Leffson meint (S. 97), nach Berlin gegangen ist. „Ich nehme mithin keinen Anstand", so heißt es darin, „und beehre mich, Ew. Hochgeboren auch den zweiten Teil des Werkes vorzulegen. . . .

Da Ew. Hochwohlgeboren nunmehr sich im Besitze des ganzen Werkes befinden, so werden dieselben im Stande sein, zu entscheiden, ob eine Aussicht für die dereinstige Darstellung bleibe, oder nicht."

Auch dieser Teil ist der Berliner Intendanz verblieben. Ein Brief Beers aus Berlin vom 24. Mai 1832 gibt darüber Aufschluß: „Recht bewegt und erschüttert schreibe ich Ihnen, teuerer Freund, denn ich danke Ihnen eine Erhebung und Rührung, wie ich sie lange nicht empfunden. Ich habe soeben die Lektüre des Gerichtes von St. Petersburg vollendet, ohne Ihre Zustimmung, vielleicht wider Ihren Willen; aber ich habe es gelesen und freue mich nun doppelt, daß ich so beharrlich bei der Intendanz um das Manuskript gebettelt, die es mir nur auf dringendes Bitten anvertraute." Nach einer schmeichlerischen und übertreibenden Anerkennung, durch die er die tadelnden Bemerkungen zum ersten Teil wahrscheinlich wieder gutmachen wollte, fährt Beer fort: „Ein eigenes, höchst romantisches Gedicht ist die Szene der Eudoxia in der Fischerhütte. Hätte ich Sie nicht so lieb, ich könnte sie darum beneiden." In seiner Antwort vom 30. Mai berichtet Immermann von der inzwischen erfolgten Überarbeitung des zweiten Teiles: „Es soll indessen auch zwischen Ihnen und mir über diesen Russen ein eigener Stern walten. In der Gestalt, wie Sie es gelesen haben, besteht nämlich das Werk gar nicht mehr. Lange habe ich selbst seine Fehler erkannt, das Zersplittern in zu viele Einzelheiten, die Interessen statt des Interesses, die verschobenen Perspektiven, die für sich unverschmolzen mit dem Übrigen dastehende mythische Szene der Eudoxia, kurz alles, wozu mich ein überreicher Stoff verführt hat." Leffson äußert sich zu der hier zweimal erwähnten Eudoxia-Szene in einer Anmerkung (S. 30). „Gemeint ist die bei der Umarbeitung gestrichene Szene in der Fischerhütte, die leider gänzlich verloren ist." In

der Handschrift D. J. habe ich sie wiedergefunden. Dadurch dürfte der klare Beweis erbracht sein, daß die Handschrift D. J. mit den beiden an den Grafen Redern gesandten Manuskripten identisch ist und daß D. J. auch in ihrem zweiten Teile als die Urhandschrift des Alexis zu betrachten ist. Auf welchem Wege D. J. nach München gewandert st, ließ sich bisher nicht feststellen.

Die Eudoxia-Szene ist die Keimzelle des dritten Teiles der Trilogie und wird nachstehend im Faksimile wiedergegeben. Sie bildet in D. J. die 8. Szene des 4. Aufzuges.

Diese unheimliche, visionär erhellte Szene ist in ihrer Wirkung packend und dramatisch, und Immermann hätte vom Bühnenstandpunkte aus besser daran getan, diesen Auftritt so zu belassen, wie er ist, anstatt daraus einen dritten Teil, eben „Eudoxia", herauswachsen zu lassen. Aber seine geschichtsphilosophische Auffassung, die offenkundig von Görres' Ideen befruchtet ist, drängte ihn, die innere Idee des Stückes in diesem dritten Teil deutlich zum Ausdruck zu bringen. Beer gegenüber hat sich Immermann darüber unmißverständlich ausgesprochen. „Das dritte Stück heißt Eudoxia und unterscheidet sich wesentlich von den beiden ersten, überhaupt wohl von dem, was ich bis jetzt gemacht habe. Es ist ein tragischer Nachgesang, der alle Elemente der früheren Teile auf einem höheren Punkte wieder versammelt, und die Töne in zusammengefaßter Harmonie aufeinander ausklingen läßt. . . . . Die innere Idee ist: daß der Dämon des Verstandes und der Aufklärung, wie er Petern so mächtig trieb, am Ende besiegt wird, wenn er die Natur in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt, wie sich dort die aufs Äußerste gebrachte (Natur) in mystischer Gestalt aufrichtet und den verwegenen Feind niederschlägt."

Der dritte Teil ist dadurch zu einem gedanklich überfrachteten Stück geworden, das durchaus undramatisch ist und das durch seine antikisierenden Metren sich vollends um jede Bühnenfähigkeit gebracht hat.

Erste Szene.

Hütte der Eudoxia am [illegible] See. Geräumig, nicht ärmlich. Bunte Heiligenbilder hängen an den Wänden. Die Thür steht offen. Man sieht den See. [illegible]. Tische und Sessel von sonderbarer Form. An der Wand steht eine Truhe von bunter byzantinischer Arbeit.

Nacht.

Eudoxia (in dunklem Leibgewande, gegürtet, geht unruhig umher.)

Andromeda (ein junges Mädchen.)

Später: Ihr Vater. Zuletzt: Ganden.

Andreas.

Lisch aus, Mutter,
Geh nun zur Ruhe,
Die Kerzen sind munter.

Hedwig.

Mädchen, munter!
Öffne die Truhe!

Andreas.

Einzunicken
Ist es die Zeit.

Hedwig

Nein, mich zu schmücken
Bin ich bereit.

(Nachtvögel kommen durch das Fenster geflogen.)

Andreas.

Für die Eul' und die Fledermaus?

Hedwig (die Vögel scheuchend)

Gesindel hinaus!

Andreas.

Ach, warum die Kleinen,
Die's ehrlich meinen,
Also vertreiben?

Hudegin.

Müssen treu bleiben
Auf dem Baum, dem Ast,
Ich ~~erwarte~~ den Gast
Von schönem Stande.

Andreanna.

Aus dem Gartenlande
Hinter der Thür
Steht unser Bote,
Der Vogt, der rothe.
Bettelt um Futter:
Gieb es ihm, Mutter.

Hudegin.

Fort mit dem Thiere!
Bring dir den Zeiten,
Er soll sich packen.
Doppelt versorgen
Will ich ihn morgen.
Mach zu, mach zu!

Andreanna. (die Thüre schließend)

O welche Schuh!
O welche Gewande!
Die Purpurbänder,
Die goldenen Ränder,

Und die Steine dazu!

Hedwig

Hast die Schuh, die Schuh

(Andreanna bringt goldene Schuhe aus der Truhe)

Rühre dich, Kind,
Wir haben Eile.

(Andreanna legt ihr die Schuhe an.)

Schon traben die Rosse
Über die Steine;
Jetzt sind sie am Schlosse.

Andreanna.

Wacht man? Kommt man
So spät bei der Nacht?

Hedwig.

Nun schnauben sie schon
Im Burghof her.
Rühre dich, Kind;
Wir haben Eile.
Den Mantel geschwind!

Andreanna

(nimmt aus der Truhe einen schweren, goldenen Mantel)

Ja, welche Last!
Sie zieht mich nieder.

Hüterin.

An den Zipfeln gefasst,
Werft mir ihr über
Leibrock und Mieder.

(Sie wird mit dem Mantel bekleidet,
der die Gestalt in grossen und schweren
Falten umfliesst.)

Nun zu, nun zu!
der Hirsch ist dem Schützen vorübergesprungen,
der Andere hat längst schon sich an ihn gedrängt!
Sie reiten im Wald schon;
Aus dem Teich, aus dem Teich
bring mir die Kron'.

Ackermann.

(bringt eine Krone von altertümlicher
Form aus dem Teiche.)

Ach, die roten Funken, die grünen Flammen!
Das muss ich haben,
Mutter, von dir.
Hast es verborgen
so lange Zeit!

(Sie setzt ihr die Krone auf.)

Cäcilie.

Das hab' ich gesungen
Für heut, für heut.
Ich trug' es heut,
Ich trug' es im Sterben.
Das hatte bei mir
Ruhe im Herzen zusammen!
So setzen sie Einem
- Als Zigeuner aus,
Und dann treiben sie Einen
Zum Hause heraus,
Und dann brechen sie Einem
Das Herz entzwei,
Und dann werden die Ohren
Und Augen feucht'

(Sie sieht starr vor sich hin. Ihr Antlitz nimmt immer mehr den Ausdruck des inneren Schauens an.)

(Andreasen kauert sich hinter dem Tische nieder)

Da kommt es wehend durch die Lüfte geschwommen!
Nur immer her, nur immer her!
Das ist die Stadt, von Mondenlicht umglommen,
Das ist der Hafen, ist das Meer.

Das sind die Stützen, das sind die Strebeband,
Das sind die Stützchen, das sind die Gerüsten,
Das sind die Zäunchen, das sind die Fallbrücken,
Das ist die Mauer, das Dach und die Decke,
Das sind die Riegel, die Nägel, die Schifte,
Dahinter brennen die Flämmchen am Kiste!

Zu den Fenstern der Hütte herein
Werfen die Leuchten den nächtlichen Schein;
Die Strassen entlang
Summt die Menge! Die weissen Kalkhäuser
Jubeln! Es schweigt die gewöhnliche Nacht.
Sey mir gegrüsst, Sankt Johannisburg!

<u>Zum Fenster</u>

(Tritt ein. bei dem Anblicke Frederic's flieht er zurück.)

Ist dies ein Bild von Stein
Geschmückt und vergoldet?
Fesseln und Schein,
Von der Lust umhaldet!
Keinen Mut zu wecken;
Ich werde hin wandern.
(Er nähert sich ihr.)
Frederic! Frederic!

Gudrun. (ohne ihn wahrzunehmen)

Wo blieb der Herr?!

Peter.

Sie sieht mich nicht, und doch bin ich ihr nah!
Trügender Wahn!
Sie sieht nach mir und blickt mich doch nicht an.
Ist's falsch, ist's wahr?

Gudrun.

Wenn ich nur wüsste,
Wo der Herr geblieben wär!
Treibt den Herren doch so sehr
Nach mir das Gelüste
Nach nächtlichem Pfand!
Ich hört' mich zinnen,

Dann er kam, mich zu führen
In seine Stadt!

Peter.

Warst dem Ungern verheiratet,
Meine Geheimnisse wirst zu ergründen?!
Bei dem Lichte, der Himmelsnacht!
Du sollst mich nicht täuschen.
(Er fasst sie an.)

Gudrun.

Du leihst mir ferner den Arm
Im Schwarm.

Sehet mich freundlich Freund, nimmt etwas genau!
Ich bin meines Herrschers Freude.
Wir gehen spazieren,
Die Stadt mir gefällt.
Warum dem Häuschen gegenüber
An der Fontanka?
Bleiben wir, lieber,
Sehen wir zu.
'S ist sein geschäftig.

Peter.

Schauspiel des Abgrunds, was suchen die Blicke, die stieren?
Das Haus, was hält mich, an der Fontanka?

Führerin.

Sieh in die Küche!
Welche starken Gerüche!
Die gönnen bei Nacht sich keine Ruh.
Die Kessel glühen heftig,
Vor dem Feuer steht
Der bleiche, rußige Mann,
Des Herren Diener geht
Gähnend umher und sieht die Gläser an.
Er taucht's, wenn er leicht's,
Aus dem Tische funkelt der Höllenlohe,

Und ein Zeichen des Gifts
Für unseren Sohn!
(Peter läßt Lucrezia's Hand los und verhüllt
sein Haupt.)

Er läßt mich los!
Wo bleibt mein Begleiter?
Wir sind nächst dem Schloß.
Der führte mich nicht weiter,
Im Hochgeschoß
Im rechten Flügel,
Im Chinesischen Zimmer.

Peter (dumpf)

Margarethes Zimmer!

Lucrezia.

Ihr denket, euch schützte der Riegel?
Ich ging durch die Mauer,
Nun steh' ich nicht drinnen.
Verdämmernde Gestalten!
Ich kann die Gesichter nicht erkennen,
Dann müßt' ich Margarethe nennen,
Er sieht so bös aus.
Das Haar sträubet ihm empor das Grauen.
Aus des Mantels Falten

Aus der Muschel Taschen
Zieht er die Flaschen.
Und sie murmelten und nickten zum Verderben:
"Wollen wir leben, muß er sterben!"

Peter.

Gräßlich! Gräßlich!

Fürstin.

Mir gefällt's da nicht; es ist doch gräßlich.—
Aber welch ~~breiten~~ stattlichen Männergang!
Die Hände zittern, die Pfeiler sind blank.
Da wohnt die neue Frau Kaiserin.
Die neue Frau Kaiserin
Ist nicht allein.
Zu ihren Füßen
Der Knabe klein;
Das ist ein Küssen,
Das ist ein Herzen!
Warum soll sie nicht scherzen?
Ist doch der Kaiser verreist
Weit weg, wie er heißt.

Und im Vergnügen
Hält zu die Augen Schwester Weihe

Peter.

Gnaden! Gnaden!

(Er stürzt ohnmächtig nieder.)

Garden (stürzt herein)

Ist er zu Nicht?

(Er kniet neben dem Gnomen)

Hedwig

(steht unbeweglich hinter der Gruppe.)

Das ist das Gericht
Von Peters Hexerung!

IMMERMANNS BRIEFE AN FERDINAND GESSERT. EIN VORBERICHT

ERICH SCHULZ

Die Briefe Immermanns an Ferdinand Gessert kamen 1924 aus dem Nachlaß der Witwe „eines deutschen Buchhändlers am Rhein", Emil Strauß,[1]) in den Besitz der Stadtbibliothek. Emil Strauß' Gattin hieß mit ihrem Mädchennamen Anna Gessert und war eine Enkelin des Freundes Immermanns.

Die 20 Briefe Immermanns umfassen die Jahre (März) 1822 bis (Oktober) 1828 — also die zweite Hälfte der Münsterschen Jahre, die Zeit in Magdeburg und die beiden ersten Düsseldorfer Jahre. Dem ersten Brief vom 23. März 1822 liegt das „Gebet um Frieden"[2]) bei. Ferner gehört zu diesen Stücken ein kurzer Brief Elisas von Lützow an Gessert, datiert vom 21. Mai (1824) und enthaltend die Sätze: „Heute habe ich nur Muße, Sie herzlich zu bitten, an unsern Immermann s o b a l d a l s m ö g l i c h[3]) schreiben zu wollen, ich weiß es leider, daß er mit schweren Verhältnissen zu kämpfen hat, aber auch, daß S i e sein wahrer S e e l e n h e i l e r schon einmal waren und gewiß wieder sein werden; der Himmel gab Ihnen die Fähigkeit, den Reichtum des Gemüts, so fördernd und segensreich auf leidenschaftliche Naturen einwirken zu können, damit er seiner würdig aus den Prüfungen des Lebens hervorgehe; ich habe weder die Kraft und das Vermögen, ihm in dieser Beziehung ein Beistand zu sein, muß auch alles von Andern empfangen.

Um Sie schadlos für meine geringen Zeilen zu halten, verehrter Freund, sende ich Immermanns Brief über Eßlairs[4]) Spiel, mit der Bitte einer baldigen Zurücksendung".

Die Briefe Immermanns, und wenn bisweilen noch so lange Pausen zwischen ihnen liegen, sind alle auf den einen Ton gestimmt, „die gemischten trüben Empfindungen" spiegelnd — „es läßt sich darüber mit Worten nicht reden" — „streckenweis unmöglich sich schriftlich auszusprechen"; darum (solange Immermann in Münster war, sahen sich die Freunde dann und wann) auch in Magdeburg, wo doch Mutter und Bruder um ihn waren, sich gegenseitig herzlich zugetan, Monate zwischen den einzelnen Briefen: des Herzens Not zerriß ihn. „Es ist gut, daß ich

---

1) Emil Strauß, ein deutscher Buchhändler am Rheine. Von Oskar von Hase. 1907.
2) Gedruckt mit einigen Änderungen: Gedichte, Hamm 1822, S. 178. — Bei Boxberger 11, S. 277.
3) Im Original doppelt unterstrichen; die folgende Unterstreichung einfach.
4) Elisa schreibt weiter, daß sie den Künstler in den ersten Tagen des Juni in Münster erwarteten.

ihn (Bruder Ferdinand) und meine Mutter hier gehabt habe — ihre Nähe hat allein in den verflossenen 1½ Jahren meine Seele vor der Verzweiflung geschützt, mit der mich die dürre charakterlose Gegenwart zu überschatten drohte" (17. Juli 1825).

Welche Achtung und Liebe die Gräfin und Gessert einander entgegenbrachten, zeigt uns diese Stelle aus Immermanns Briefen: „Die edle Frau, deren Du so herzlich erwähnst, befindet sich wohl. Ich habe mir nicht versagen können, ihr Deinen Brief mitzuteilen, weil ich ihr die Freude nicht vorenthalten wollte, die ihr jederzeit aus einer Äußerung Deiner Neigung und Verehrung entspringt. Auch sie liebt und achtet Dich in einem sehr hohen Grade, das kannst Du mir glauben (11. Juni [1882]).

Immermanns Brief über Eßlairs Spiel, von dem Elisa spricht, ist bei Ludmilla Assing[5]) abgedruckt. Gessert wird Elisens Wunsch bald erfüllt haben. Magdeburg, den 17. Juli 25, schreibt er an Gessert: „Deine Liebe und Treue hätte eine frühere Antwort verdient, auch würde diese erfolgt sein, wenn mir nicht das Schreiben in mancher Hinsicht jetzt sehr schwer würde. Ich fühle mich im Innern zwar ganz und in Übereinstimmung, nach Außen aber in vieler Beziehung gehemmt und verwickelt, und bin daher mehr als je geneigt, nur in mir und mit mir zu leben". Vorher aber liegt ein anderer Brief Immermanns an Gessert (15. April 1824), worin steht: „Ein widriges Gerücht, welches mir zu Ohren gekommen ist, verknüpft bei Lützows Ehescheidung meinen Namen mit dem Namen meiner Freundin auf eine unangenehme Weise". Es kann bei dieser Gelegenheit nicht die ganze Frage Immermann—Elisa—Lützow aufgerollt werden. Alle Briefe, von denen hier die Rede ist, sind ja aufschlußreich zu diesem innersten Immermann-Thema. Auch der von Josef Risse in der Prümer-Festschrift 1921 aus unserem Besitz veröffentlichte Brief Immermanns an Schlüsser vom 8. Februar (1824)[6]) steht dem eben genannten an Gessert inhaltlich durchaus nahe.

Abgesehen von diesem die Schaffensjahre beherrschenden Erleben bringen die Briefe Immermanns zur Erkenntnis des Menschen, des seiner selbst bewußten und des ganz gewiß bescheidenen, manchen Aufschluß. Alle andern Zeugen können fast außer Betracht bleiben vor diesem Bekennen an den innerlich am tiefsten verstehenden Freund. Über Menschen und Zustände fallen Lichter, vom Entstehen und Vollenden der Werke hören wir. Darüber wird eingehender bei der Veröffentlichung der gesamten Briefe zu handeln sein, soweit das Bedürfnis sich ergibt. Im Überblick

---

[5]) Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolfs von Lützow, die Freundin Karl Immermanns. Eine Biographie von Ludmilla Assing. Berlin 1857. Im Anhang S. 233: Magdeburg, den 8. Mai 1824. Auch der folgende Brief vom 16. Mai 1824 handelt noch von Eßlair.

[6]) „Karl Prümer zum 75. Geburtstag" hrsg. von Erich Schulz und Wilhelm Uhlmann-Bixterheide. Dortmund 1921. S. 22—33.

hat diese Briefe schon einmal Anselm Ruest behandelt.[7]) Auch Werner Deetjen[8]) schneidet das Thema „Immermann in Münster" neuerdings an.

Die Briefe Immermanns stammen aus dem Nachlaß des Empfängers, Ferdinand Gesserts, des Schwiegersohnes des Konsistorialrats Anton Möller in Münster. Gessert war Pfarrer in Lienen bei Münster, dann in Heeßen bei Bielefeld, seit 1837 in Schwelm. Später lebte er in Elberfeld. Bei den nachgelassenen Schriftstücken befindet sich ein ganzes Konvolut von Briefen und Konzepten, die die Zeit von 1814 bis 1868 umspannen und im wesentlichen rein familiären Inhalts sind. Aber über diesen Rahmen hinaus: Abeken, Kohlrausch, Krummacher, Natorp, J. D. Baedeker, Nonne sind hier unter anderen mit Briefen vertreten. Abekens Briefe (3) sind aus den zwanziger Jahren.

1863 erschienen in der Hahnschen Buchhandlung in Hannover „Erinnerungen aus meinem Leben" von Fr. Kohlrausch, der damals als Provinzial-Schulrat in Münster war und zu dem Kreise um Elisa von Lützow gehört und Gessert, Abeken, Möller wie auch Immermann befreundet war. Auch er warnt vor der Einseitigkeit der Ludmilla Assing. Alsbald nach dem Erscheinen von Kohlrausch' Buch schrieb Gessert an den Verfasser, um ihm s e i n e Auffassung von den Ereignissen mitzuteilen. Kohlrausch' Antwort ist vom 2. August 1863. Ich gebe sowohl Gesserts Konzept wie den Brief von Kohlrausch, soweit sie Immermann betreffen, im Faksimile bei. Auch Kohlrausch hält mit seinem Urteil über die Assing nicht zurück. Sie ist die Ursache seines Berichtes.

Die Briefe Immermanns an Gessert, dazu das zur Erläuterung etwa Wichtige aus den nachgelassenen Papieren des Freundes werden als besonderer Band in den Veröffentlichungen[9]) unserer Stadtbibliothek erscheinen. Hier sollte es sich nur um kurzen Vorbericht handeln.

Die Zahl der Veröffentlichungen zu Immermann ist allmählich zu einer kleinen Legion geworden. Und doch scheint seine Zeit noch nicht einmal gereift. Mit dem Anstreichen seiner etwaigen Nachahmungen, dem Bedauern über den Einfluß der Vorgänger auf ihn erschöpfen wir ihn nicht, bringen ihn mit sittlicher Entrüstung keinem nahe. Wichtig kann allein bleiben, zu erforschen, was er gewollt und was er geleistet hat. Ich glaube, daß Wachlers[10]) Vorgang einmal Nachahmer finden wird. Nicht nur ist der Oberhof[11]) das bedeutendste Zeugnis einer Darstellung westfälischen Volkstums, auch dem heutigen Zeitgenossen können z. B. die

---

[7]) Neue Immermann-Funde, von Dr. Anselm Ruest (Berliner Tageblatt vom 27. 7. 1924).

[8]) Immermann in Münster. Nach unbekannten Briefen des Dichters (an Ferdinand Göring). Von Prof. Dr. Werner Deetjen (Rheinisch-Westfälische Zeitung vom 10. 10. 1926).

[9]) Der erste Band der Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Dortmund wird noch in diesem Jahre erscheinen, dank der Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft: Jakob Schöppers „Synonyma" (Dortmund 1550), im Faksimile mit Erläuterungen hrsg. von Karl Schulte-Kemminghausen (Dortmund: Fr. Wilh. Ruhfus).

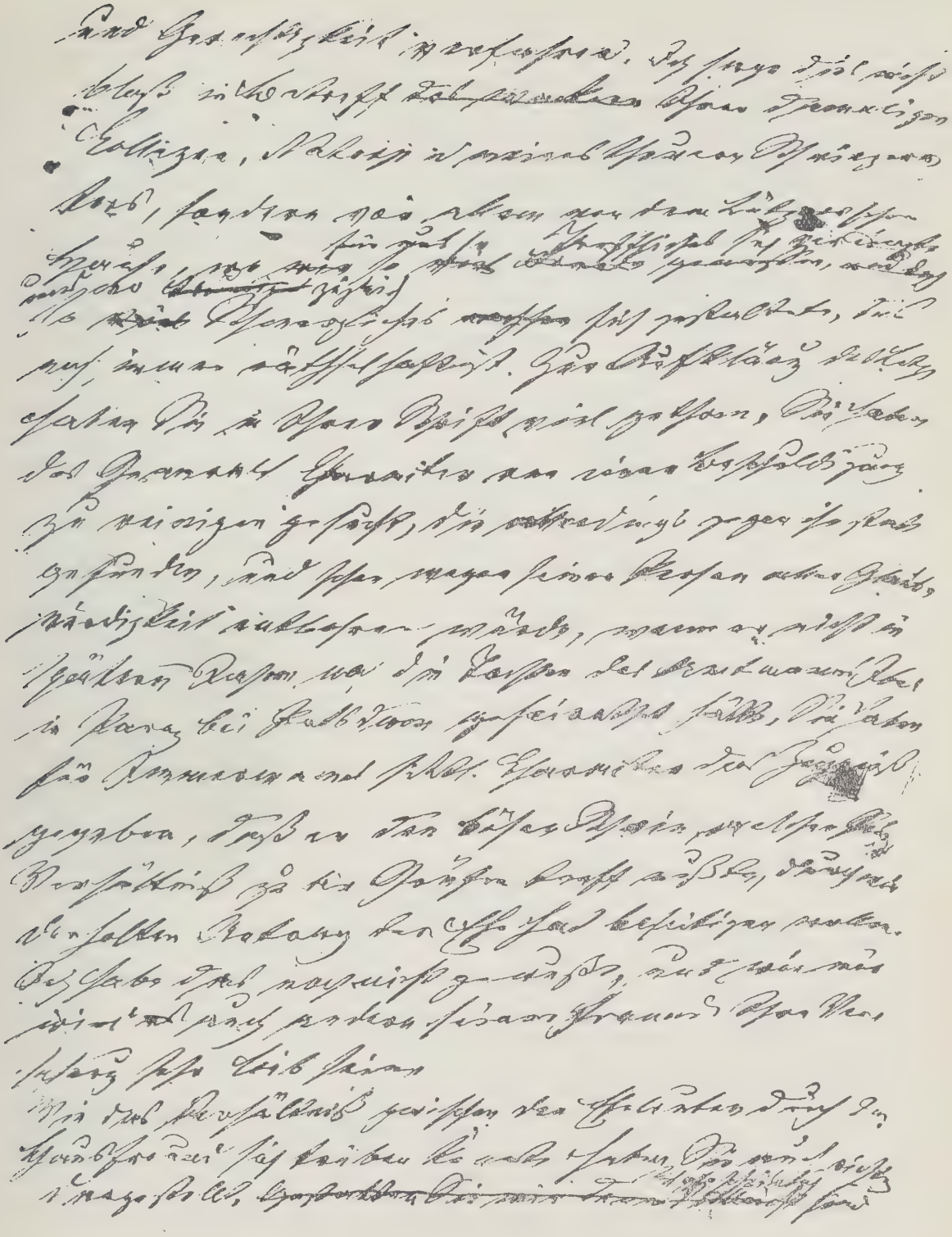
[10]) Ernst Wachler führte 1905 auf dem Harzer Bergtheater „Die Nachbarn" auf.

[11]) Münchhausen (Der Oberhof) wurde von Julius Bab in „neuer zusammenfassender Bearbeitung" herausgegeben (Berlin Deutsche Buchgemeinschaft 1925).

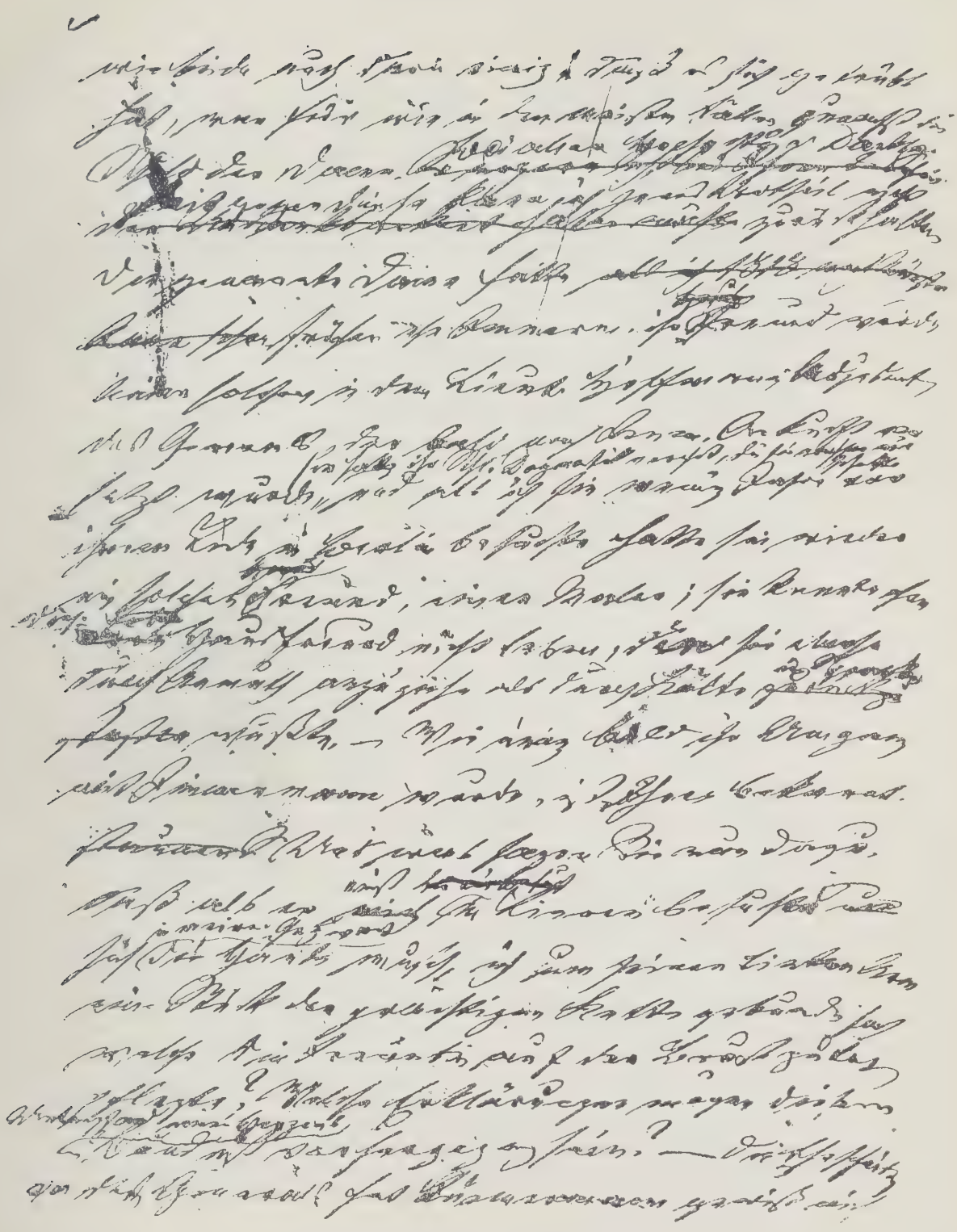
Epigonen noch unendlich viel geben, künstlerisch, menschlich — beides.[12]) Es ist nicht zu wünschen, daß Immermanns Wort wahr sei und bleibe, das er, da die Mutter verreist ist, aus einsamen Weihnachten am 23. Dezember 1824 an Gessert schreibt: „Immer habe ich dankbar gefühlt, wie Du mein Inneres verstandest, und Deine liebevollen Zeilen geben mir davon einen neuen Beweis. Leider geschieht das nicht überall, wo ich wohl einigen Anspruch darauf machen könnte, doch ziemt es nicht, darüber zu klagen, denn es ist im Grunde ein beneidenswertes Los, von Gottes Finger als Hieroglyphe auf die Tafel dieser Welt geschrieben zu sein, nur lesbar den Eingeweihten". Vielmehr soll auch heute noch seinem Satze Hoffnung sein: „Ich wünschte meinem äußeren Schicksal die Richtung, welche mir vergönnte, in einem größeren Kreise den Sinn für das Schöne zu entzünden, woran es so sehr gebricht" (an Gessert, 12. April 1826).

[12]) Eine prächtige Lese Immermannscher Kernsätze: Immermann „Worte in die Zeit" gab 1925 Julius Bab mit einem herzerfrischenden Geleitwort in Niels Kampmanns Verlag in Heidelberg heraus.

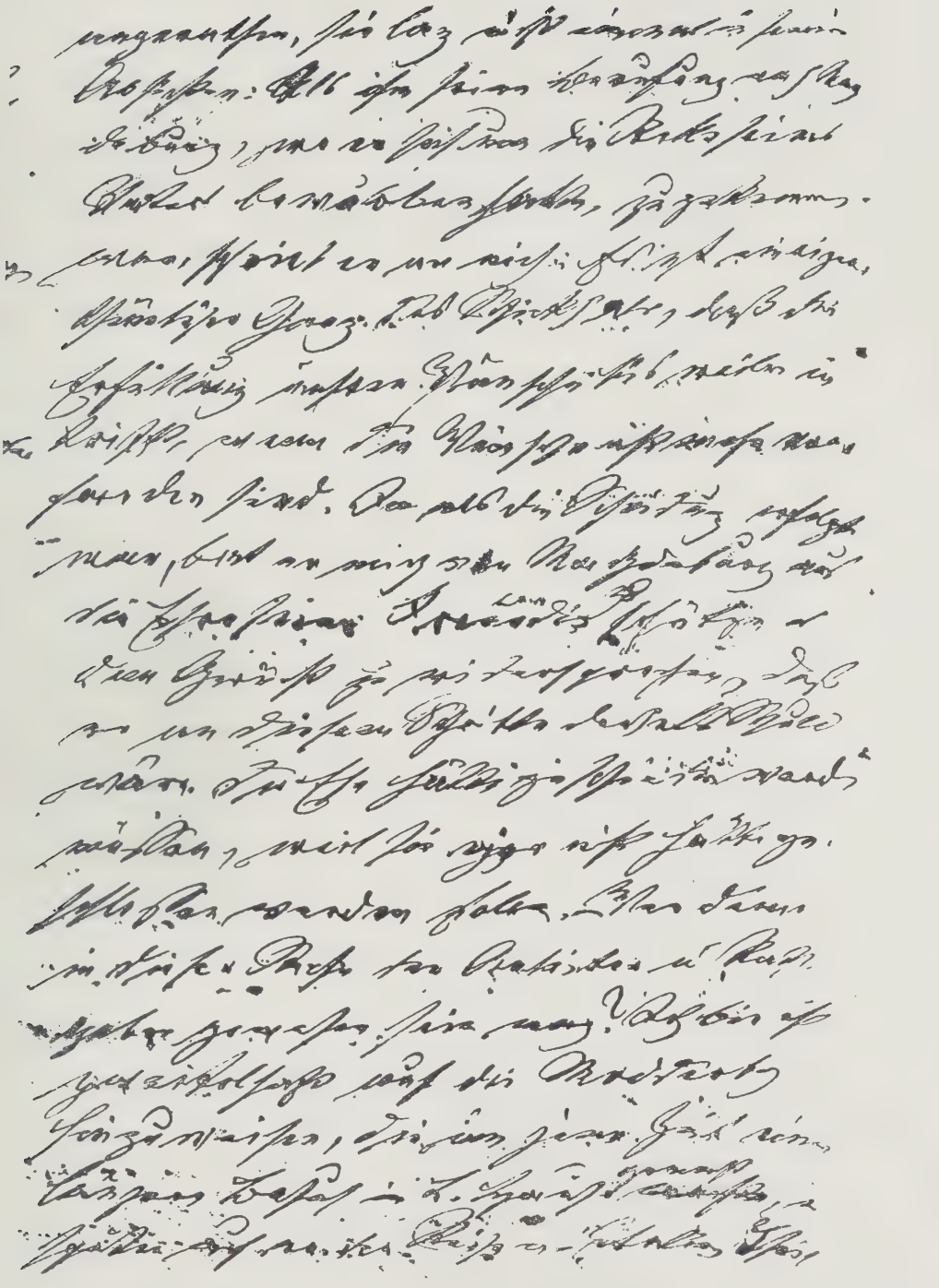
Gessert an Kohlrausch (Konzept) Seite 2



Gessert an Kohlrausch (Konzept) Seite 3



Gessert an Kohlrausch (Konzept) Seite 4



Gessert an Kohlrausch (Konzept) Seite 5

DER WERDEGANG DER LÖNSSCHEN TIERERZÄHLUNGEN

(EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DER NEUEREN TIERDICHTUNG.) MIT UNVERÖFFENTLICHTEN LÖNSBRIEFEN

WILHELM DEIMANN

Die achtunggebietende Höhe, auf der wir heute die deutsche Tierdichtung sehen, ist in steilem Anstiege erobert worden.

Der Naturalismus breitete sein gesteigertes Beobachten naturgemäß auch auf die Äußerungen des Tierdaseins aus, und so sehen wir gegen Ende des 19. Jahrhunderts das erste zögernde Sprießen der neuen Tierdichtung bei Maupassant, Turgenieff, Kielland. Auch A. de Mussets Geschichte einer weißen Amsel ist schon aus realistischer Einstellung erwachsen.

Daß sich die Tierdichtung in der Folgezeit so schnell und mächtig in die Tiefe und Breite entwickelte, scheint zudem ein Ergebnis des „naturwissenschaftlichen Jahrhunderts" zu sein. Die Biologie besiegte die einseitige, rohere, nur den Körper durchforschende Erkenntnisgewinnung, die durch Jahrhunderte mit dieser Tätigkeit genug getan zu haben glaubte. Der Art ihrer Betätigung nach „ist die Biologie angewandte Psychologie", ist Arbeit „des Verstandes im Dienste nichteigener Lebenserweisungen". (A. Glupe, Tierdichtung, Hellweg 1925, S. 279.) Erst auf der Grundlage der Biologie und der auf ihr fußenden wissenschaftlichen Tiermonographie errang man die geistige Verfassung, das Tier ganz nur um seiner selbst willen, nicht lediglich in seinen seelischen Beziehungen zum Menschen darzustellen, also zu wirklich t i e r t ü m l i c h e r Tierdichtung zu kommen.

Dazu hatten Erdgeschichte, Abstammungslehre und Prähistorie die anthropozentrische Weltauffasung zertrümmert. Der Mensch sah den Abstand zwischen sich und den Tieren verringert; die Tiere wurden ihm mehr und mehr vollwertiger und gleichwürdiger Gegenstand psychologischer Ergründung und dichterischer Gestaltung. Auch die Schärfung des sozialen Gefühles mag mitgespielt haben. Hinzu trat die durch die Schöpfungen des Psychologismus gesteigerte Fähigkeit im Erfassen und Nachgestalten des Unausgesprochenen und der Unterbewußtseinsschwingungen. Von dieser Seite näherten sich Maeterlinck und der Holländer van Eeden der Tierdichtung.

Das ihre taten dann die Rückwirkungen gegen die Großstadtkultur und Naturentfremdung und die Ausstrahlungen der daraus erwachsenen Natur- und Heimatschutzbewegung.

Leuchtende Leistungen glückten zuerst Rudyard Kipling und den Amerikanern Thompson Seton und Jack London. Sie waren es auch, die belebenden Einfluß auf die deutsche Tierdichtung gewannen.

Die ersten markanten deutschen Schöpfungen sammelten sich in den von Hermann Meerwarth herausgegebenen „Lebensbildern aus der Tierwelt". Sie bedeuteten im ganzen sogleich eine künstlerische Leistung von Rang. Das Skelett des Werkes bildeten wie bei C. G. Schillings' „Mit Blitzlicht und Büchse" naturgetreue unretouchierte Lichtbildaufnahmen aus der Tierwelt, die der Verlag (R. Voigtländer, Leipzig) durch ein Preisausschreiben zusammengeschafft hatte.

Der Zoologe Hermann Meerwarth in Braunschweig, der selber ein beachtlicher Tierlichtbildner war und in seinen „Photographischen Naturstudien" (1905) eine Anleitung zum Photographieren von wildlebendem Getier veröffentlicht hatte, übernahm die Aufgabe, die eingelaufenen Lichtbilder zu sichten und Mitarbeiter zu gewinnen, die die begleitenden Texte verfaßten.

Feuilletonistisch-künstlerische Formung, aufgebaut auf streng wissenschaftlicher Stoffbeherrschung und eigenen Beobachtungen, war sein Ziel. Die textliche Eigenart des Werkes darf Meerwarth als sein Verdienst buchen, auch daß er es vermochte, so viele zum Teil eigenwillige und starke Persönlichkeiten, wie es die Mitarbeiter waren, in derselben ihm vorstehenden Richtung marschieren zu lassen. Anregungen gaben, wie eigene Aussagen von Mitarbeitern bezeugen, Kipling und die Amerikaner. Aber die biologische Grundströmung drängte sie — glücklicherweise, kann man sagen — von der weitgetriebenen Vermenschlichung der Ausländer ab.

Diese „Lebensbilder" sind der Hauptausgangspunkt und Kern der Lönsschen Tiererzählungen. An Tierbüchern von Löns liegen vor „Mümmelmann, Ein Tierbuch" 1909; die Jugendschrift „Was da kreucht und fleugt, Ein Tierbuch" 1909; „Widu, Ein neues Tierbuch" 1917.*) Den größten Teil der Lönsschen Beiträge zu den erwähnten „Lebensbildern aus der Tierwelt" hat der Verlag Voigtländer nach des Dichters Tode in einem Sammelbande vorgelegt, von dem Herausgeber Karl Soffel „Aus Forst und Flur" betitelt. Löns hat selbst das Wort Novellen, wie man sieht, in seinen Büchertiteln vermieden. Für diese zumeist runden Lebensbilder, die den Blick mehr auf das Ganze und Allgemeingültige, denn das Zwischenfällige und Seltsame gerichtet haben, ist dieser Name auch schwerlich der rechte und sicherlich keinen tieferen begrifflichen Erwägungen des Herausgebers entsprungen. Weiterhin veröffentlichte Voigtländer unter dem Titel „Wasserjungfern, Geschichten von Sonnen-

*) Aus dem Nachlaß. – Löns hatte die Herausgabe eines gleichnamigen Tierbuches bereits für 1912 ernstlich beabsichtigt, wie aus seiner Angabe für Kürschners Literaturlexikon vom Jahre 1913 hervorgeht. Aus Wald und Heide (1909) und Goldhals, Ein Tierbuch (1909) sind Auslesen für die Jugend aus Mümmelmann, dem Grünen und dem Braunen Buche.

boten und Sonnenkündern" die Lönsschen Libellenschilderungen für den ursprünglich geplanten Insektenband der Lebensbilder, zu dessen Herausgabe der Verlag sich seinerzeit leider nicht mehr hatte entschließen können.

Die Anregung zur Mitarbeit an den Lebensbildern geschah durch einen Brief Meerwarths vom Sommer 1907. Zwar faßte Löns die Tiergeschichte jetzt nicht zum allerersten Male ins Auge. Die ersten Auflagen seines „Braunen Buches" hatten bereits ein paar Tiererzählungen gebracht, die Schilderung einer Reiherkolonie, überschrieben „Der Wald der großen Vögel", und eine später im Buche „Mümmelmann" untergebrachte Heidhasengeschichte. Aber durch die Annahme der Mitarbeiterschaft und der Meerwarthschen Ziele wurde Löns mit kräftigem Ruck in weiterführende Wege und neue künstlerische Erwägungen geschoben, zu fleißigem Schaffen genötigt und auch nebenher zu mancher verwandten Geistesgabe bewogen.

Das von Meerwarth aufgestellte Ziel, die Vermählung des Strengwissenschaftlichen mit dem Künstlerischen, lockte Löns mächtig als Fachzoologen und Dichter.

Er war von Hause aus Naturwissenschaftler. Seine Naturstudien reichen bis in seine allererste Jugend zurück. Bereits als Sechzehnjähriger verfaßte er eine Vogelfauna des Kreises Deutsch-Krone, die der Primaner, als er Westpreußen verließ, beim Provinzialmuseum in Danzig niederlegte. Um 1890 in Münster waren sein Sondergebiet die Mollusken und Psociden. Seine westfälische Molluskenfauna, mit der er seine Weichtierforschungen abschloß, pries Eduard v. Martens als das Muster einer Lokalfauna. Auch durch seine Psocidenforschungen leistete Löns der Wissenschaft Dienste; er entdeckte die neue Art der Caecilia rubra und das einzige bisher gefundene geflügelte Weibchen der Kolbia quisquiliarum Bertkau sowie das zweite Stück Pseudopserus Rostocki Kolbe. Die Pterodela quercus war so lange als äußerst selten bekannt, bis er die Erfindung machte, sie zu züchten. Löns erzählt launig davon:

„ . . . Da ist der Neopsocus, die Bertkauia und die Cäcilia, Psociden, von denen wir die Männchen nicht kennen, und die Kolbia, deren Männchen Flügel haben, während die Weibchen, wahrscheinlich aus Mangel an Nadelgeld, es dazu nicht bringen und noch als Mütter im Backfischröckchen, von den Entomologen Nymphentracht genannt, zum Skandal der Leute herumlaufen. Einmal ist allerdings auch ein geflügeltes Weibchen der Kolbia gefunden, und daß in dem Busch bei Münster, wo es erbeutet wurde, noch kein Denkmal steht, und daß der Entdecker nicht einen hohen Orden bekam, das verdrießt mich über alle Maßen, denn der Mann, dem dieser welterschütternde Fund glückte, das war niemand anders als ich. Meine Freunde behaupten zwar, ich hätte die Natur bestochen, daß sie

mir dieses eine Exemplar, das ein Kabinettstück des königlichen zoologischen Museums in Berlin bildet, eigens anfertigen ließ. Das ist aber nackte Verleumdung, denn so gut stehe ich mit der Natur nun doch nicht.

Allerdings, einige Geheimnisse habe ich ihr doch abgelauscht; ich kann nämlich Psociden herstellen, und zwar lebendige Psociden. Als Professor H. J. Kolbe in meiner Sammlung die von ihm neu beschriebene Pterodela quercus in vielen Stücken fand, war er sehr erschüttert und fragte: „Woher haben Sie die?" Aber das Gesicht, das er machte, als ich antwortete: „Mach' ich selber!" das können Sie sich denken. Ich habe es ihm vorgemacht. Ich knickte an einer Wallhecke frische Eichenzweige ein, so daß das Laub grün trocken wurde, und einige Wochen nachher war das seltene Tier zu Tausenden darauf zu finden, denn gewisse Pilze oder Algen, die auf grüntrockenem Eichenlaube leben und von denen es sich nährt, die es aber sonst selten findet, waren massenhaft da und erlaubten es ihm, sich bis an die Barrieren der Unmöglichkeit zu vermehren.

Das ist natürlich ein großer Erfolg, aber so stolz, wie auch mein geflügeltes Kolbiaweibchen, bin ich doch nicht darauf, denn damit bewies ich die von mir aufgestellte Theorie, daß die ungeflügelten Kolbiaweibchen nur deswegen keine Flügel haben, weil sie bei uns in schlechten Verhältnissen leben und vor Haushaltungssorgen nicht an die Vervollständigung ihrer Garderobe denken können. Als ich diese Theorie aufstellte, wurde ich ausgelacht. Da war die Natur so gütig, mir ein geflügeltes Weibchen herzustellen, ich trat die demonstratio ad bestiam an und stand groß da vor mir und allen Menschen, die in der Psocidologie den Gipfel des menschlichen Wissens sehen. Und das ist mein Trost: ich werde nicht vergessen werden. . . . . Als ich diese Entdeckung gemacht hatte, zog ich mich aus der Psocidologie zurück . . ." („Der zweckmäßige Meyer".) Mit seiner Schrift „Die Quintärfauna von Nordwestdeutschland. Ein zoogeographischer Versuch" (1908) erwarb er sich das Verdienst, einen gänzlich vernachlässigten Zweig der Zoologie neu belebt zu haben. Der Begriff „Quintärfauna" war von ihm in Weiterführung der erdgeschichtlichen Bezeichnungen Quartär und Quintär neu gebildet worden. Er versteht also unter unbedingten Quintärtieren die Bestandteile der deutschen Tierwelt, die durchaus an den Kulturboden gebunden und in Deutschland nicht autochton sind. Um dieselbe Zeit erschien seine Wirbeltierfauna der Lüneburger Heide. Sein naturwissenschaftliches Haupt- und Lebenswerk versprach seine Fauna Hannoverana zu werden. Mehrere Jahre zähesten Fleißes hatte er darauf verwandt. Fachleute, wie Matschie, Reichenow, Tornier, Metzger, Schäff, Ritter v. Tschudi und 300 Mitarbeiter aus allen Kreisen hatten ihn unterstützt. Da fielen die wertvollen Vorarbeiten, Unterlagen und Nachweise einem Nervenzusammenbruch zum Opfer. Er vernichtete sie. Nur einige grobe Abrisse sind in den Jahrbüchern des Hannoverschen Provinzialmuseums erhalten.

Hieraus mag sich ein Bild der entfernteren Unterlagen der Lönsschen Tierdichtung ergeben. Der unmittelbare Träger war sein außergewöhnliches Beobachtungsvermögen, das von solcher Ausprägung und Nachhaltigkeit war, daß eine Reihe der von ihm beigesteuerten „Lebensbilder" lediglich auf Deutsch-Kroner Beobachtungserlebnissen sich aufbauten, die zwei Jahrzehnte zurücklagen.

Die Meerwarthsche Zuschrift an Löns eröffnete einen literarhistorisch und biographisch belangreichen Briefwechsel, der ohne Unterbrechung bis zum August 1914 ging.

In ein paar Wochen Sinnens und Suchens, in tagtäglichem Hinundherschreiben, in mündlichen Aussprachen mit Meerwarth geschah die Klärung grundsätzlicher Fragen und Überbrückung auftauchender Meinungsunterschiede.

Löns plaudert gelegentlich über die Anfänge seiner Mitarbeit:

„Es war im vorletzten Sommer; ich hatte mich aus dem Tintenhandwerk nach Wernigerode geflüchtet und kroch jeden zweiten Tag in den Mooren, Trümmerhalden und Zwergwäldern des Brockens umher, bis ich den alten, lieben Berg und seine Tierwelt so gut kannte, wie meinen 17 Jahre alten Rucksack.

Da brachte mir ein Morgen einen Brief, der mich verdroß. Er kam aus Braunschweig von dem Naturforscher H. Meerwarth, dessen vortreffliches Naturkundenbuch ich mit vieler Freude gelesen hatte, und enthielt die Anfrage, ob ich Mitarbeiter an einem groß angelegten Werke werden wolle, das im Verlage von R. Voigtländer in Leipzig erscheinen und zu Freiaufnahmen einheimischer Tiere volkstümliche, doch wissenschaftlich einwandfreie, schildernd und erzählend gehaltene Texte bringen werde.

Auftragsarbeiten liebe ich nicht; so wollte ich erst ablehnen, unterbrach aber aus zoologischer Neubegier die Rückfahrt und besuchte den Herausgeber. Und als ich bei ihm auf dem großen Tische, über dem an der Wand seltsame Andenken an die Urwälder Mittelamerikas hingen, die Stöße von Tieraufnahmen sah, diese köstlichen Bilder, auf denen die Tiere in der Landschaft leiben und leben, da war ich verloren und sagte zu, recht viele Texte liefern zu wollen.

Es hat mich nicht gereut. Es war Auftragsarbeit, aber sie ließ der Erinnerung und der Einbildungskraft den allerweitesten Spielraum; es gab kein Schema für die Ausführung, keine vorgeschriebene Seitenzahl, jede Art der Tierschilderung war erlaubt, nur nicht die langweilige und die unwissenschaftliche. So ging ich frisch an das Werk, stellte mir die Aufnahmen vom Zaunigel auf den Tisch, rief mir das liebe Dorf Hülsen an der Aller in das Gedächtnis, in dessen Lehmscheunenviertel ich eine Igelhochzeit stundenlang beobachtete, versetzte mich vor den Aufnahmen der Zwergmäuse in das üppige Tal der Despe bei Gronau, ließ den Edelmarder in dem alten Bergwalde des Weserlandes sein Wesen treiben, rief mir die

Heiden, Brüche, Moore und Wälder des Hannoverschen Geestlandes zurück, um Nachtschwalbe, Brachvogel und Ohreule dort balzen und brüten zu lassen, die Bucht am Galgenberge bei Deutsch-Krone, wo ich so oft den Haubentaucher belauschte, und die Sandwehen vor den Sägemühler Fichten bei demselben westpreußischen Städtchen, wo ich den seltsamen Triel so manches liebe Mal beobachtete und dabei Zeit und Pensum vergaß, und fand in jeder neuen Bildersendung neue Anregungen und frische Freuden.

So wie mir, ist es nun allen Mitarbeitern an den beiden ersten stattlichen Bänden der „Lebensbilder aus der Tierwelt", wie H. Meerwarth sein schönes Werk benannte, gegangen; ob nun auch Fritz Bley oder Hermann Meerwarth, Martin Braeß oder Hugo Otto, das Maler- und Schriftstellerehepaar Soffel, Dr. Ernst Schäff, A. Bütow und Otto Leege den Stoff so oder so anfaßten, leicht darüber hinglitten, wie Else Soffel beim Kolibri, oder sich tief darin versenkten, wie Bley beim Hirsch, Schäff beim Bison, Meerwarth bei Kaninchen, Fuchs und Opossum, Hermann Friedrich beim Biber und Braeß beim Adler, sie alle haben um die lebenswahren Aufnahmen lebensfrische Textrahmen geschaffen, so daß Bild und Text sich zusammenstimmend ergänzten. Und so ist ein Werk entstanden, einzig in seiner Art, ein Buch, das jedem, der Sinn für die Natur und Freude an der Tierwelt hat, das Herz heben und die Seele laben muß, mag er nun von Bild zu Bild blättern oder in langsamem Genusse sich an den Schilderungen erfreuen." (Hannoversches Tageblatt 21. Februar 1909.)

In der Zeit vom Sommer 1907 bis zum Frühling 1909 schuf Löns seine Beiträge zu den „Lebensbildern" in stetem Gedankenaustausch mit dem Herausgeber, dessen persönlichem Einfluß es immer wieder gelang, den oftmals infolge Überarbeitung und Nervenschwäche Erlahmenden zu neuem Schaffen anzuspornen.

Mit Lust und Liebe hatte sich Löns sofort an die Arbeit gemacht. Er war vor allem bestrebt, die künstlerischen Gesichtspunkte zu den herrschenden zu machen und dafür lieber eine biologische oder morphologische Lücke in Kauf zu nehmen. So vermied er Zwitterschöpfungen, denen auszuweichen anderen, wissenschaftlich sehr beachtlichen Mitarbeitern nicht immer glückte.

Die ersten Lönsschen Beiträge schienen dem Herausgeber so wertvoll, daß er sie als Musterproben an die übrigen Mitarbeiter versandte.

Den Werdegang der Lönsschen Tierbilder im einzelnen können wir aus den Lönsschen Briefen ablesen. Sie mögen in den die wichtigsten Staffeln anzeigenden Stücken von jetzt ab selber sprechen.

Am 8. Juli 1907 lieferte Löns vier Beiträge ab, das erste halbe Dutzend damit füllend. Soviel ich sehe, waren Igel, Kohlmeise und Kiebitz darunter.

Sehr geehrter Herr Meerwarth, 8. Juli 1907.

„als dann bitt' schön: Noch vier Tierbilder, jedes in einer andern Singweise. Nun „ist das halbe Dutzend voll, und ich will erst einmal an andere Arbeit gehen.

„Aber bitte, verschonen Sie mich mit Ergänzungen. Man kann nur zweierlei: Ent-
„weder erschöpfende Langeweile, oder kurzweilige Anschaulichkeit, die aber biolo-
„gische und morphologische Lücken hat. Beides zusammen geht nicht. Und das
„Werk soll ja auch keine erschöpfende Zoologie, keine Naturgeschichte werden.
„So wie es Momentaufnahmen als Bilder bringt, kann es auch nur, oder vielmehr
„darf es nur textliche Momentaufnahmen bringen. Meiner Meinung nach müßten
„die Texte noch viel mehr Momentaufnahmen sein.

„Ich bin ganz damit einverstanden, daß Sie dieses oder (jenes) meiner Bilder als
„Musterprobe versenden. Ich fürchte nur, daß der schlechtere Teil der Mitarbeiter
„sklavisch abschreiben oder nachschreiben wird.

„Herrn Dr. Schäff und meinen Bruder*) habe ich ausführlich unterrichtet. Beide
„wollen gern mitarbeiten. Meinem Bruder liegen Kleinsäuger: Mäuse, Spitzmäuse,
„Wiesel usw. sehr gut, aber auch Amphibien, Eidechsen und Vögel. Er schreibt
„recht gut und eigenartig . . ."

Kleiber, Brachvogel, Eichkater, Kreuzotter, Glattnatter und Zwergsteißfuß folgten langsamer. Berufsarbeiten nahmen ihm die Zeit fort.

15. Juli 1907.

„ . . . In die Otter habe ich so ziemlich alles Lebensgeschichtliche hineingequetscht,
„während ich mich bei der Glattnatter fast ganz auf Typung ihrer Eidechsenjagd
„beschränken mußte. Es geht wahrhaftig nicht, immer alles zu sagen, sonst verliert
„man die Lust. Und die ist bei mir sowieso schon mäßig, weil ich zu viele eigene
„Dinge im Kopf habe, die immer Krach machen, wenn ich an andere Arbeiten gehe.
„Und zudem geht es mir so la la. Ich habe mich 14 Tage mit einer blöden Erkäl-
„tung herumgehauen und komme erst jetzt langsam wieder zu mir.

„Übrigens ist die gruppenhafte Behandlung nur dann zu machen, wenn genug Photos
„aus der Gruppe vorliegen. So denke ich, behandle ich nicht auf Grund der beiden
„Photos Kohlmeise und Kleiber „Die Meisen", sondern eben Kohlmeise und Kleiber
„einzeln; denn bekommen Sie später mehr Meisenbilder, so sitzen Sie in der Klemme.
„Wünschen Sie, daß ich Ihnen die fertigen Bilder gleich schicke oder erst, wenn ich
„alles fertig habe? Aber bitte, keinen langen Brief wieder; Postkarte genügt. Sie
„haben so genug zu thun . . ."

7. Oktober 1907.

. . . „Längere Zeit mußte ich vor Berufsarbeiten alle anderen liegen lassen. Gestern
„bin ich endlich dazu gekommen, den Eichkater, an dem Ihnen zuerst lag, zu schrei-
„den. Da ich die Pennsylvanien**) nicht anders hineinbekommen konnte, habe ich
„die Aussetzung, die im Sauparke bei Springe vor zehn Jahren stattfand, genommen.
„Ich denke, es geht so . . ."

6. Dezember 1907.

. . . „Und wenn Sie mir das doppelte Honorar erwirken, es geht nicht. Erstens
„überhaupt und so, und dann die Amerikaner. Das macht mir zuviel Mühe. Und
„ich habe an 30 angefangene Feuilletons liegen. Ich bin froh, wenn ich die letzten
„Arbeiten für Sie fertig habe. Wenn Sie irgendwo korrigieren müssen, machen Sie
„es bitte. Ich habe kein wenig Zeit . . ."

Aber ein paar Wochen später, im Januar 1908, ist Löns schon wieder bei der Hand.

*) Rudolf; lebte zuletzt in Zinnowitz auf Rügen; er starb vor ungefähr 3 Jahren.

**) Die 2. im Erscheinen begriffene Ausgabe des Werkes nennt sich „Lebensbilder aus der Tierwelt Europas". Die 1. Ausgabe hatte gegen die Bedenken des Herausgebers, welcher fürchtete, das Unternehmen wurde ihm über dem Kopfe zusammenschlagen, auch außereuropäische und zwar amerikanische Tiere berücksichtigt, weil der Verlag von einer amerikanischen Zeitschrift zahlreiche Klischees von Lichtbildern amerikanischer Tiere erworben hatte.

3. Januar 1908.

. . . „Sobald ich kann, erledige ich die Katt-Uhlen und den Mushawk. Dann finde ich auch wohl noch für diese oder jene Art Zeit. Das mit dem Honorar eilt nicht „so. Vorläufig habe ich Kartoffeln und Kohlen. Treten Sie meinen Bruder Rudolf „ . . . . ruhig noch einmal. Er befand sich lange Zeit recht schlecht. Ich habe ihm „zugeredet, mitzuarbeiten. Herr Dr. Schäff, den ich Sonntag sprach, ist wegen Ihrer „Monita verschnupft. Sie müssen ihn sehr vorsichtig behandeln, doch ist er sehr „wertvoll für Sie. Er hat außerdem arg viel zu tun.

„Was ich weiter haben will! Bitte, senden Sie mir die Liste, und ich schreibe Ihnen, „was mir liegt. Ich glaube, daß es sehr schwer ist, und daß Sie mit den Mitarbeitern, „vorzüglich solchen, die schriftstellerisch Dilettanten sind, Ihre liebe Not haben. „Kenne das.

„Mein grünes Buch ist neu heraus. Wenn Sie hierher kommen, kriegen Sie es. „Montag kommt mein Eheweib samt dem Gerümpel. Hinterher mein Filius und „die Aquarien. Der Zeisig und ich witwern solange Stroh. Es ist zum Schwanz-„federn-auspiepen, meint er.

3. Januar 1908

„Da ich gerade dabei war, habe ich die Kornweihe auch noch erledigt. Nun habe „ich noch den Hamster, der dieser Tage abgemurkst wird, und die Eidechsen.

„Wenn Sie die Weihen bringen, stellen Sie die Rohrweihe bitte voran, da ich bei „der das Leben genauer geschildert habe.

„Vorläufig habe ich nun Viecherei genug getrieben und werde mich auf das Gebiet „der Humannovellestik begeben . . .“

So lieferte er im ersten Vierteljahre doch nur wenige Beiträge (Kornweihe, Zwergmaus, Steinmarder). Er klagte über Zeitknappheit, Überarbeitung, Mangel an „Inspiration“.

12. April 1908.

. . . „Das ist nun das! sagt Herodot. Aber Marder, Feisthirsch pp? Ja, damit steht „es mies. Ich darf nicht mehr arbeiten, als ich muß, sonst werde ich noch baufälli-„ger. Den Steinmarder fing ich vor zwei Monaten an, und so liegt er da noch. „Mir fehlt jeder Schwung und jede Lust. Noch nicht einmal an die Luft mag ich. „Am liebsten schlafe ich. Also, wenn Sie für Marder, Feisthirsch, Bussard, Eulen „andere Bearbeiter haben, schreiben Sie bitte. Ich sende dann alles zurück.“

Den Feisthirsch schob er oft hin und her. Er hatte sich ursprünglich seine Bearbeitung ausgebeten. Am 27. April 1908 heißt es:

. . . „Mit dem Feisthirschen weiß ich nicht zugange zu kommen. Die Bilder sind „ja meist Kreuzungshirsche, und mit diesem Gatterviehzeug weiß nicht nichts an-„zufangen. Ich kann höchstens schildern, wie ein Feisthirsch lebt, der in Kiefern-„wald, Bruch und Heide sich herumtreibt, immer in Gefahr, und der nur im König-„lichen Freistatt, aber keine Äsung hat. Wenn ich es so machen soll, gut. Aber „viel Lust habe ich nicht, von wegen der Bilder . . .“

Schließlich machte er sich davon los, indem er ihn endgültig Fritz Bley zu übertragen bittet.

Die Sommerreise brachte wenigstens die Waldohreule.

26. Juli 1908.

„Wie Sie aus der nicht erhaltenen Antwort auf Ihre Karte ersahen, tue ich in der „augenblicklichen Momentanität weiter nichts, als faul zu lenzen. Waldohreule „anbei, Waldkauz nach Rückkehr . . .“

Ein Beobachtungserlebnis ließ im Oktober schnell das Bild vom Habicht werden. Am selben Tage kam der Sperber an die Reihe.

26. Oktober 1908.

„Zufällig sah ich gestern am Heisterholz bei Minden den Habicht ein Feldhuhn „aus einer Kette herausholen, und setzte mich heute gleich hin und besang die „Schaudertat . . ."

26. Oktober 1908.

„Weil es so schön ging, tat ich den Sperber auch gleich ab. Bei ihm sowohl wie „beim Habicht habe ich viel Lokalnotizen und Einzelerfahrungen, die ich als Re„dakteur erhielt oder selbst machte oder die mir erzählt wurden, verwertet. Die „verrückte Geschichte mit dem ausgerissenen Habichtsbein ist mir unter Bierzeugen„benennung von einem Schulmeister in Bissendorf mitgeteilt. Als ich sie in der „D. J.-Ztg." veröffentlichte, wurde sofort ein Parallelfall gemeldet. Das Entree „zum Habicht spielte sich in Ickhorst zum Schlage bei Hannover genau so ab. Die „Geschichte mit dem durch eine Ritze in die Voliere geschloffenen Sperber hat „Herr Dr. Schäff in Hannover eigenhändig erlebt . . ."

Meerwarths Lob tät ihm wohl. Mehr und mehr verband er sich dem Werke.

14. November 1908.

„Es freut mich, daß Ihnen Habicht und Sperber gefallen. Ich dachte schon, ich „hätte sie zu feuilletonistisch behandelt. Aber ich denke: je bunter das Buch ist, „um so besser.

„Insekten möchte ich nicht. Das ist mehr etwas für Leute, die aus Büchern schöp„fen. Auch mit den Reptilien ist es mau; ich kenne ja Blindschleiche und die „Eidechsen genau, habe besonders die rotrückige Zauneidechse und das freiwillige „Baden der Zwergeidechse viel beobachtet, aber mir fehlt doch Dürigens Buch „hier. Schließlich nehme ich eine der Eidechsen aber doch, am liebsten wohl vivi„para. Von den Säugern bitte, d. h. wenn ich zum Abliefern etwas Zeit habe: „Hase, Hamster, von den Piepmätzen Rohr- und Kornweihe, Baum„läufer (von dem verdammt wenig zu erzählen ist), Wendehals, die Raben „— Nebelkrähe und der Pirol. Die Pieper müssen doch in einem Aufsatze „verwurstelt werden, sonst gibt es ja nichts, als ellenlange Landschaftsschilderung „mit Nischt drin.

„Bitte, schicken Sie mir die Bilder von beiden Eidechsen mit: vielleicht, daß ich „beide mache . . ."

18. November 1908.

„Das nennt man einen freien Tag! 1. Leitartikel über Kaiser und Kanzler, 2. über „China, 3. über Balkan, und als Dessert habe ich mir den Pirol gelangt, weil der „leicht für mich ist. Es ist ulkig, daß der Gesang des Pirols so wenig bekannt ist; „im Friedrich steht kein Ton davon. Und ich habe ihn schon bei meinen Pürsch„gängen ein Dutzend Mal gehört und den Vogel mit dem Glase beobachtet.

„Die Sache mit den Eidechsen ist nicht leicht für mich, da ich gar kein Reptilien„werk besitze. Wenn der Dürigen nicht so teuer wäre, kauft ich ihn mir. So aber „werden Sie ihn mir wohl leihen müssen. Ich habe das Krabbelzeug ja genug be„obachtet, aber über manches weiß ich doch nicht so aus dem Handgelenk Bescheid. „Ich schicke das Buch dann sofort zurück. Im Notfalle kann ich es aber auch in „Hannover einsehen, komme nur sobald nicht dorthin.

„Dieser Tage bekam ich eine Ansichtskarte aus Tunis, in der mir jemand schreibt, „er hätte ganz vergessen, mir einen Gruß aus Afrika zu senden. Und der lobt Ihr „Werk über den grünen Klee. Möchte bloß wissen, wer der Mann ist, denn er ver„gaß seine Unterschrift. Und die Handschrift kenn ich nicht . . ."

19. November 1908.

„Heute bekam ich die beiden ersten Bände gebunden. Sie sind famos. Sie haben „mir so viel Spaß gemacht, daß ich sofort den familiären Certhia hernahm und ihn, „trotzdem er wenig Fläche bietet, zu 9 Seiten breit schlug. Ich denke, innerhalb „8—14 Tage haben Sie Hase, Hamster, Krähe und eine Weihe. Beim Hasen ver- „misse ich ein Bild, worauf ein Hase, der Kegel macht. Und es fällt mir auf, daß „keine Hasenhochzeit dabei ist. Sehr hübsch wäre auch ein Kesseltreiben. Hase „und Krähe werde ich ziemlich ausdehnen und bei Krähe in einem Einleitungs- „kapitel auf die Subtilformenfrage etwas eingehen . . .“

30. November 1908.

„Da Herr Braess und die anderen Mitarbeiter sehr viel ausführlicher sind als ich, „so habe ich bei der Krähe auch einmal einen Zug ins Breite genommen. Ich hätte „lieber eine geschlossenere Form gewählt, aber die cornix-corone-Frage und „die Nützlichkeitsgeschichte mußten gesondert behandelt werden. Ich denke, Sie „bekommen wohl noch eine Anzahl Krähenbilder dazu. Übrigens habe ich sehr weit- „läufig geschrieben.

„Den Dürigen bringe ich mir von Hannover mit; Sie brauchen ihn nicht zu „senden . . .“

8. Dezember 1908.

„Die Saatkrähe würde in den Aufsatz gar nicht hineinpassen, da sie mit cornix „corone ja nichts zu tun hat. Ich kenne fregilegies auch nur sehr wenig. Übrigens „ist die Lebensweise so ganz anders, daß man später ein ganz anderes Bild leicht „schreiben könnte. Ob ich das kann, weiß ich nicht. Wenn Braess es macht, muß „er eben etwas anderes liefern. — Mir ging's dreckig; war sehr erkältet, zu viel „Arbeit, zu viel Vorträge, jetzt aber wieder munter. Mein Sohn auch . . .“

Die Arbeit für den Insekten- und Amphibienband wird verteilt.

5. Januar 1909.

„Ich habe mir den casus überlegt und möchte doch in dem Insektenbande vertreten „sein. Lieb wären mir Libellen, Locusta viridissima, Maulwurfsgrille. Vielleicht „haben Sie davon. Irgend etwas, wo ich lange in Büchern herumlesen muß, habe „ich nicht gern. Die Hauptsache ist: Anschauung . . .“

5. Januar 1909.

„Uff, nun bin ich es leid und gehe Bachflöhe sammeln, die ich jetzt mit Erfolg „züchte. Sobald ich den Düringen habe, — wenn Sie ihn nicht beschaffen können, „leihe ich ihn mir von Dr. Schäff —, gehe ich an die Heiditzen. Einige Amphibien „schriebe ich auch gern, so Wasserfrosch mit f. ridiburda, Bomb. bombinus, viel- „leicht auch Rana arvalis und Knoblauchkröte, falls Sie davon Bilder haben, und „den Fessler kenne ich auch gut. Am liebsten aber ist mir der Wasserfrosch. „Irgend einen Fisch hätte ich auch gern, am liebsten den Hecht . . .“

9. Januar 1909.

„Man soll nicht sagen, was ne Sache ist; drei Stunden habe ich mich mit diesem „Sauertier herumgeödet, wo ich doch sonst 30 Seiten in eineinhalb schreibe. Ober- „flächenlose, uninteressante Bestien. Na, mit ecculenta wird's besser gehen; den „kenne ich aus dem feinsten ff. Darf ich H. Landois schöne Verse darüber als „Motto setzen:

Hört Ihr des Mannes Grunzens Ton?
Sie laicht, er spermazotet schon.
Acht Tage dauert das Plaisier,
O der glückliche Tier.

„Die Krähe ist ein Sauertier, sprach der Forstaufseher auf dem Hartenberge ob „Wernigerode, da kriegte er sie nicht. Ich sage Ihnen, diese niederen, höheren „Tiere sind übel. Hüppen, schnappen, laichen, das ist das ganze Voila. Machen „Sie mal aus einem Ei einen Eierkuchen von 30 Seiten. Übrigens, das Schauderbild „von dem stigmatisierten Frosch und das von der Unke mit der allgemeinen geisti„gen Körperschwäche, die sind doch zu übel. Am besten ist es, Sie richten einen „Veterinären Schreckensband für Liebhaber ein. Vor Ankauf wird gewarnt. Die „Sache mit dem Kletterfrosch habe ich in unserm Garten in Münster allabendlich „mit Bierzeugen erlebt. Dort kletterten beinahe alle Grasfrösche abends auf die „höchsten Akazien, denn im Parterre schwebten zu viel spitze Mäuse herum.

„Außerdem waren wir gestern in Minden, das Hochwasser anzusehen, verpaßten „in Porta den 6-Uhr-Zug und saßen eine Stunde auf dem infolge Grundwassers im „Elektrizitätssouterrain festlich unbeleuchteten Bahnhof bei einer Studierlampe aus „olympischen Zeiten, wissen Sie, so eine zum Rauf- und Runterlassen, wie Lehmann „seine Hosen, die hellen, wenn's regnet . . ."

Die Pläne über die Fische tauchen auf. Sie wurden aber nicht ausgeführt, weil der Verlag den Band fallen ließ.

27. Februar 1909.

„Hecht und Forelle, gerne, Karpfen, nee. Kein Interesse für Bierphilister wie dieses „Vieh . . ."

Im Sommer steckt Löns wieder in Schaffensfreude.

12. Juli 1909.

„Die beiden letzten Beiträge, Feldhuhn und Birkhuhn, liegen geruppt und gebraten „da. Schicken Sie mir bald neue Bilder. Augenblicklich sitzt mir die Tinte lose „und bei diesem dilettantischen Wetter kann man ja doch nichts Vernünftiges an„fangen. Wie war'sch d'rheeme? . . ."

Diese gute Laune benutzte Meerwarth, um ihm die Behandlung des spröden Libellenstoffes zuzuschieben. Löns löste die Aufgabe glänzend. Über die Entstehungsgeschichte der „Wasserjungfern" habe ich ausführlich behandelt in „Die Literatur" 1925, Seite 456—459. Nur die Briefe, die ihn auf dem ersten Wege zur Gestaltung zeigen, und das Schreiben, mit dem er Meerwarth jungensfroh das Gelingen der Arbeit und die bevorstehende Fertigstellung ankündigt, seien darum hierher gesetzt.

25. Juli 1909.

„Ich habe den Plan fertig: großer Landsee mit wechselreichem Ufer, Wald, Feld, „Heide, Lehmberge, Moor, Wiesen. Darin, darauf, darum spielt sich alles ab. Die „einzelnen Arten und Phasen werden in Unterabschnitten mit Titeln behandelt. Zwei „sind fertig. 1. Auf der Wanderschaft (Lib. 4 mac.) und 2. Die Bucht (Anax for„mosus), von der leider kein Bild da ist, was auch schwer ist. Hetzen Sie den „Künstler doch auf das herrliche Tier, die Libellenkönigin."

26. Juli 1909.

„Hören Sie mal, Ihre Teufelsbolzen soll aber der sogenannte dieser oder jener holen. „Mir sträubt sich die Glatze, sehe ich die noch „restierenden" 13 Pakete liegen. „7 habe ich abgetan. Die Rippen knackten mir, und der Brägen schwimmt mir in „Mostrichsauce. Die Sache ist nämlich die: ich muß nämlich ungefähr andauernd „dasselbe mit anderen Worten sagen. Ich komme mir vor wie einer, der mit „7 Ukleis 700 000 Arbeitslose speisen soll. Hol's der Kuckuck! . . ."

27. Juli 1909.

„Das glaube ich wohl, daß Sie für dieses Dreiteufelzeug keinen Bearbeiter kriegen „konnten. Drei Kommodenschiebladen voller Adjektive habe ich bisher verspritzt „und mir den Brägen schon geklemmt. Aber es geht. Ich denke, Sie können den „ganzen Summs bald haben. Daß ich das Verzeichnis zu rohem Mett hackte, „schadet wohl nicht. Gerade ist mir mein Dextrin ausgegangen, sonst hätte ich es „wieder zusammengepappt. Zwei der interessantesten Viecher, den einsamen See- „flieger Anax formosus (auf deutsch: F. K. — feiner Kerl), von mir Libellenkönigin „benamst, und die Dämmerungslibelle Aeschna viridis, beide mir persönlich gut „bekannt, haben keine Bilder; ging aber nicht anders, sonst reichte der Stoff nicht. „Das Gemeinste ist, daß dieser Sommer ein ausgesprochener Antilibellensommer „ist; kein Schwein fliegt. Na, man hat das Zeug ja genug gesehen und beobachtet. „Manche Abschnitte habe ich abscheulich breittreten müssen, aber ich bin sicher, „kein Deuwel hätte es sonst fertig gebracht, wenigstens keiner, der in unserer Art „darüber schreiben kann. Ich wollte, ich hätte Kolbes genaue Libellenkenntnisse, dann wäre es Kinderspiel.

Mit Libellenidiotengruß
Ihr verwasserjungferter,
verteufelsbolzter,
verschilleboldeter,
verhimmelspferdeter
Spezialist für Libellen und
andere langstielige Viecherei
H. L.“

(Folgt eine Löns'sche Tintenzeichnung einer von vorn gefaßten, gefräßig wirkenden Libelle mit dem Motto: In hoc signo vinces.)

Mißhelligkeiten zwischen Meerwarth und dem Verlage, zu denen dann auch noch Spannungen zwischen Löns und dem Verlage hinzukamen, machten der Mitarbeit der beiden an den Lebensbildern ein Ende. Vor allem bestand Löns auf weiterer Honorarerhöhung.

5. Dezember 1909.

. . . „Wer hätte Ihnen das Birkhuhn mit allen in Betracht kommenden Fragen so „geschrieben und dabei lesbar, außer mir? Und Spaß macht mir das eigentlich „nicht; denn lieber schreibe ich schon Novellen und Romane. Ich gebe Voigtländer „meine Arbeiten gegen mäßiges Tageszeitungshonorar und verzichte damit auf alle „Rechte. Das geht nicht so weiter. Daß das Werk sich erst allmählich lohnt, ist „klar wie eine Brandheide; aber ich habe keine Veranlassung, mein Geld hineinzu- „stecken, da ich doch nicht Teilhaber bin . . .“

Einige Monate vor Kriegsausbruch, als er sich mit der Bearbeitung von Widu beschäftigte, erinnerte er sich seiner noch unverwertet beim Verlage schlummernden Beiträge und forderte sie zurück. Unter anderen sind die drei von ihm zuerst genannten bis heute noch nicht gedruckt.

13. Mai 1914.

„Ich habe seinerzeit R. V. mehrere Arbeiten geliefert, die nicht verwertet, aber „honoriert sind, z. B. Maulwurfsgrille, Eidechse, Unke, Libellen. Vielleicht noch „einige. Nach dem Pressegesetze muß eine Zeitung oder Zeitschrift eine Arbeit, „die sie bezahlt, aber nicht gebracht hat, dem Verfasser nach Jahresfrist zur Ver-

„fügung stellen. Ist das hier auch der Fall? Vielleicht weißt Du das? Ich könnte
„die Arbeiten gut für mein neues Tierbuch gebrauchen. — Mir geht es ganz gut,
„nur bin ich arbeitsfaul. In Hamburg befand ich mich sehr schlecht. Jetzt fahre
„ich ab und zu Rad und gehe der Kneipe ganz aus dem Wege. Das Kneipensitzen
„macht nur faul, dumm und krank . . ."

Zwischen den Arbeiten zu den „Lebensbildern" erschien neben der Jugendschrift „Was da kreucht und fleugt" der Band „Mümmelmann", dessen zum Teil humoristische Skizzen schon eher die Bezeichnung Novellen vertragend, sich mehr mit der vermenschlichenden Darstellungsart Thompsons und Kiplings, zuweilen auch des Tiermärchens berühren. In einem Falle ließ sich eine unmittelbare Anregung durch Kielland feststellen. Beim Durchblättern der „Schaumburg-Lippischen Landes-Zeitung", die Löns in Bückeburg von 1907—1909 redigierte, stieß ich auf die Löns'sche Besprechung der Kielland'schen Novellen. Die Erzählung „Torfmoor", in der so wirkungsvoll dargestellt wird, wie sich der „alte, vernünftige Rabe" an den Steine werfenden Menschlein rächt, druckte Löns als Kostprobe in der Landeszeitung nach. Acht Tage später erschien im Feuilleton von ihm „Mümmelmanns Rache".

Die in dem posthum erschienenen „Widu" zusammengefaßten Tiererzählungen sind ein Weiterklingen der „Lebensbilder" und ihnen artverwandt, nur hin und wieder knapper, impressionistischer. Ihre Entstehung fällt zu allermeist in die Zeit von 1911—1914. Wenigstens habe ich aus diesen Jahren die meisten Zeitungsdrucke feststellen können.

Löns war die künstlerisch stärkste und anregendste Persönlichkeit der Mitarbeiter an den „Lebensbildern" gewesen. Mit seiner umfassenden zoologischen Vorbildung, mit seinem künstlerisch geschulten Beobachtungsvermögen*), mit seiner geschmeidigen Sprachgewalt, mit seinem starken Sehertum, das der Tierdichter weniger denn jeder andere entbehren kann, mit dem alles belebenden Wunderstab seiner Gestaltungskraft war er geradezu berufen, der „Vater der deutschen Tiergeschichte"**) zu werden. Um damit ein Wort Egon Freiherrn v. Kapherrs zu gebrauchen, der selbst Mitarbeiter der „Lebensbilder" war und heute ein vollkommener Meister der Tierdichtung genannt zu werden verdient.

*) Siehe Ostdeutsche Monatshefte a. a. O., Seite 830 f.

**) St. Hubertus, 1924, Seite 625. Mit noch deutlicheren Worten schreibt Kapherr ebenda: „Und es wird wohl keinen unter uns geben, der nicht freudig und dankbar anerkennen wird, durch Löns und seine Werke die erste Anregung zu seinen Tiergeschichten erhalten zu haben und viel mehr durch ihn, als durch die Engländer und Amerikaner, wenn wir Alle auch natürlich unsere Eigenart gewahrt haben, und jeder von uns seine besondere Note hat." Auch hiernach dürfte Glupes Ansicht über die Vaterschaft der neueren deutschen Tierdichtung (Hellweg, 1926, Seite 279) zu berichtigen sein.

Schaumburg-Lippische Landes-Zeitung.

Fernsprech-Anschlüsse
Redaktion: Nr. 22
Expedition: Nr. 61.

Bückeburg, den 27. Juli 1909.

Lieber Herr Meerwarth!

das glaube ich wohl, daß Sie für dieses [illegible] keinen Bearbeiter kriegen konnten. Drei Kommodenschiebladen voller Adjektiven habe ich bisher verspritzt und mir den Brägen schon geklemmt. Aber es geht. Ich denke, Sie können den ganzen Zimmt bald haben. Daß ich das Verzeichnis zu rohem Mist halte, schadet wohl nichts. Gerade ist mir mein [illegible] ausgegangen, was hätte ich sie wieder zusammen[illegible]. Zwei der interessantesten Viecher, den einsamen Jüngling Anax formosus (auf deutsch:

F. X. = seine Kral), war mir
Libellenkönigin bekannt,
und die Dämmerungslibelle,
Aeschna viridis, beide mir
gewöhnlich gut bekannt,
haben keinen Leiden; ging
aber ich anders, sehr wichtig
der Nacht ich. Das Gemeinste
ist, daß dieser Jammer nie
ausgestorbenen Antilibelle-
Lottern ist. Mein Schmerz
fliegt. Na, man hat das
Ding so ganz gesehen
und beobachtet. Manche
Abschnitte habe ich ab-
sichtlich bei[illegible] lassen
müssen, aber ich bin
sicher, mein Damal
hätte es sonst herrlich
gebraucht, [illegible] keinen,
der in unserer Art
darüber schreiben[illegible]

Kaum. Ich wollte, ich hätte
die alten genauen Libellen:
[illegible]; dann ~~wär~~ wären
es die Ideal.
Mit Libellen die [illegible]
Ihr [illegible],
[illegible],
[illegible],
[illegible]
Spezialist für Libellen
und andere kunstsinnige
[illegible].

[illegible]

In hoc signo vinces!

DAS PRINZIP DER VOLKSSOUVERÄNITÄT UND DIE TAGESPRESSE

ROLF IPPEN

Der Staat von heute unterscheidet sich grundsätzlich von dem Staat früherer Zeiten durch den Gedanken der Volkssouveränität durch die Proklamation der Einheit zwischen Regierenden und Regierten. Ausfluß aller Staatsgewalt über seine Bürger ist nur der allgemeine Wille (volonté générale) dieser Bürger. Gegen diesen Willen kann Staatsgewalt nicht ausgeübt werden und es gibt keine Quelle, aus der Macht fließen könnte, außer aus eben diesem allgemeinen Willen. Keine göttliche Sanktion, keine usurpierte Macht ist imstande, diesen Willen der Nation zu ersetzen. Aus der Einheit der Regierten und Regierenden folgert mit Notwendigkeit, daß grundsätzliche Gegensätze zwischen Staat und Bürger nicht mehr vorhanden sein können. Parteien, die den Staat als solchen regieren, obwohl sie sich an den Geschäften seiner Regierung beteiligen, sind eigentlich ein Widerspruch in sich.

Ganz anders im Obrigkeitsstaat vergangener Jahrzehnte: Die Quelle der Staatsgewalt ist nicht der Wille des freien Volkes, sondern die göttliche Bestellung des Herrschers. Zwischen ihm und denen, die regiert werden, besteht ein absoluter Gegensatz. Selbst wenn er sich den ersten Diener des Staates nennt, bleibt er damit wesentlich getrennt von der Masse seiner „Untertanen", die trotzdem immer nur Objekte der Regierungskunst bleiben und deren Wert nur insofern vorhanden ist, als ihre große Zahl oder ihre Tüchtigkeit die Macht und den Glanz des Staates erhöhen. Dieser gewaltige Unterschied zwischen dem Staat und den Bürgern ist in das Gefühl aller Zeitgenossen übergegangen. Man erinnere sich nur der Worte des großen Königs: „Die Nation darf nicht merken, wenn der König sich schlägt" oder der Verfügung des Berliner Gouverneurs vor dem Einzug der Franzosen 1806: „Der König und sein Heer hat eine Bataille verloren, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht". Also die Könige führen Kriege, schlagen und verlieren Schlachten, treten Länder ab und erobern Länder, verkaufen ihre Untertanen an fremde Fürsten oder erwerben selbst für bares Geld neue Untertanen. All dieses geht den Bürger nicht das geringste an. Für ihn ist der Staat lediglich insofern von Bedeutung, als er sich seinen Anordnungen unbedingt zu fügen hat. Als bezeichnend sei noch der Ausspruch Friedrich Wilhelms I. an seine Beamten angeführt: „Ihr sollt das Volk verdreußen, auf daß es merke, daß es regieret wird".

Außerordentlich unangenehm ist es diesem Staate, wenn der Untertan es wagt, seine Handlungen unter die kritische Lupe zu nehmen. „Es

steht dem Untertanen nicht zu, an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht die Handlungen der Obrigkeit anzulegen". Die Idee von dem beschränkten Untertanenverstand beherrscht alle Regierenden. Verantwortlich ist man lediglich dem Könige und dieser ist keiner irdischen Macht Rechenschaft schuldig. Man sieht, die Existenz dieses Staates ruht auf dem Gegensatz zwischen Regierten und Regierenden. Das ganze System muß in dem Augenblick anfangen zu wanken, wo die Regierten die Frage nach dem Weshalb der Staatsmaßnahmen aufwerfen oder wo sie gar verlangen, über ihr eigenes Schicksal gehört zu werden. Der Gedanke der Volkssouveränität ist das zersetzendste Gift für den Autoritätsstaat, das man sich denken kann. Das ganze neunzehnte Jahrhundert ist lediglich ausgefüllt durch den Kampf dieser beiden Prinzipien, einen Kampf, in dem das Volk auf der ganzen Linie und in allen Staaten gesiegt hat.

In diesem Kampfe hat das Volk als wirksamste, ja man kann sagen, fast als einzige Waffe die periodische Presse. Durch sie wird es möglich, Ideen, die sonst nicht über kleine Kreise hinausgreifen konnten, zu allgemeiner Verbreitung und damit zu allgemeiner Wirkung zu bringen. Gleich wie eine künstlerische Leistung, z. B. ein Musikstück erst den richtigen Klang erhält, wenn es durch die Resonanz des großen Raumes getragen wird, so haben auch die großen Ideen der modernen Staatsverfassung erst Klang und Wirkung und Leben erhalten durch die unendliche Resonanz in den Herzen aller gebildeten Geister, wie sie die Presse vermittelt. Man denke sich die großen Ereignisse unserer Geschichte losgelöst von der Wirkung des gedruckten Wortes und man wird sich sofort des gewaltigen Einflusses dieser Einrichtung bewußt.

Kaum erscheinen regelmäßige Publikationen, als auch schon die Regierenden sich der großen Gefahr dieser neuen Institution bewußt werden. Man sagt zwar, daß „Gazetten ungenieret sein sollen", aber in der Tat unterdrückt man die freie Meinungsäußerung auf alle nur erdenkliche Weise. Kein Wunder, daß die vom Staate so wenig freundlich behandelte Presse von vornherein ihre wichtigste Aufgabe in der Kritik an eben diesem Staate sieht. Mehr oder weniger alle Blätter der Frühperiode der modernen Zeitung stehen zur Regierung in Opposition und im Augenblick, wo den Regierungen eine größere Freiheit der Presse abgetrotzt ist, wächst sich diese Oppositionsstimmung ins Ungemessene aus. Im konstitutionellen Staate ändert sich im Grunde an der Einstellung der Presse zum Staate und umgekehrt nicht viel, freilich gibt es jetzt mit der Bildung der Parlamente verschiedene Parteien. Es gibt regierungsfreundliche und -feindliche Blätter, aber an der Grundeinstellung hat sich nichts geändert. Nach wie vor stehen sich der Staat und die Untertanen in zwei Lagern gegenüber. Die Untertanen haben sich zwar ein gewisses Recht der Kritik erkämpft und machen von diesem Rechte einen bescheidenen Gebrauch, aber die

„öffentliche Meinung" ist der Regierung höchst unbequem und man versucht ihre freie Betätigung durch allerlei Maßnahmen versteckter Zensur zu hemmen. Andererseits sieht das Volk und mit ihm die Presse im Staate eigentlich keine Sache, an der jeder Einzelne höchst persönlich beteiligt ist, sondern mehr oder minder etwas Außenstehendes, über das man redet und das man kritisiert, jedoch in dem Bewußtsein, daß dieses Reden und Kritisieren rein theoretischer Art ist und auf den Gang der Ereignisse nur geringen Einfluß nehmen kann. Bezeichnend für die geringe Wirkung der Presse im Vorkriegsdeutschland ist ihre Haltung während des Burenkrieges. In diesem Kriege stand fast ohne Ausnahme Presse und öffentliche Meinung auf Seiten der Buren. Trotzdem nahm die Regierung in ihren Handlungen kaum irgendwelche Notiz von dieser Einstellung, sondern stellte sich zum Schluß sogar mit aller Deutlichkeit und Öffentlichkeit auf die Seite der Engländer.

Den Zustand der Vorkriegszeit gibt ein 1914 erschienenes Buch des Amerikaners Collier über Deutschland und die Deutschen unseres Erachtens sehr gut wieder. Wir zitieren wörtlich: „Da die Deutschen noch keine politischen Tiere sind, spiegelt sich in ihren Zeitungen auch nur eine gekünstelte politische Begeisterung wider". „Die Presse kann lästig sein wie Mücken es sind, und ist es oft, aber ihre Feldzüge bringen niemand Gefahr. Indem ich dies schreibe, wird es mir fast schwer zu glauben, daß in den nächsten Tagen die neuen Reichstagsmitglieder gewählt werden sollen. Es finden allerdings politische Versammlungen statt, und die Zeitungen bringen allerlei Leit- und andere Artikel, während man sich bei Tisch und in der Gesellschaft ziemlich mattherzig darüber unterhält; aber das Ganze hat etwas Unwirkliches an sich, es ist, als ob die Menschen dächten: Etwas Bedenkliches kann ja auf keinen Fall passieren!"

Es läßt sich also sagen, daß in einem Obrigkeitsstaat, selbst wenn in ihm konstitutionelle Formen herrschen, die öffentliche Meinung und ihr Sprachrohr, die Presse, den Staat als etwas Fremdes, außerhalb Stehendes empfinden, daß man zwar innerhalb der Grenzen der vom Staate eingeräumten Freiheit kritisieren darf, das aber eigentlich die Lebensinteressen der Untertanen nicht direkt berührt und von dem man durch eine zu respektierende Schranke getrennt ist. Der Staat seinerseits sieht in der Presse fast immer höchstens ein notwendiges Übel, das man, da nun einmal Pressefreiheit besteht, nicht mehr unterdrücken kann, dem man aber möglichst wenig Rechte einräumen soll. Allen sind noch die wenig freundlichen Bezeichnungen, wie „Pressebengel" usw. im Gedächtnis, die von höchster und allerhöchster Stelle anzuwenden beliebt wurden.

Da es der Presse kaum möglich ist, wirklich fruchtbringende politische Arbeit zu leisten, füllt sie ihre Spalten vielfach mit Nichtigkeiten, Hofnachrichten usw. an. In der Nummer vom 28. Februar 1911 der Wiener „Neuen Freien Presse", d. h. des bedeutendsten Blattes in Österreich,

findet sich in einem Bericht über den Besuch eines Friseurs beim österreichischen Kaiser folgende Stelle: „Bevor der Friseur die Haarschneidemaschine in Anwendung brachte, probierte er sie erst in der Luft, worauf der Monarch lächelnd an ihn in ungarischer Sprache die Frage richtete: „Sind Sie mit der Maschine zufrieden?" „O, Majestät, sie ist prächtig", antwortete der Friseur. In wenigen Minuten hatte der Friseur seine Arbeiten vollendet. Während der Arbeit fragte ihn der Kaiser: „Wie geht es den Friseuren in Budapest?", worauf der Friseur antwortete: „Sehr gut!" Als der Friseur seine Arbeit beendigt hatte, nickte ihm der Kaiser freundlich zu und sagte zu ihm: „Es ist sehr gut! Ich bin sehr zufrieden!" Hierauf begab sich der Kaiser in das anstoßende Gemach." Wir glauben, hiermit ausreichende Charakteristika der Presse der Vorkriegszeit gegeben zu haben. Inzwischen sind fast alle europäischen Staaten und vor allem Deutschland Demokratien geworden, d. h. der Grundsatz der Volkssouveränität und damit die Einheit der Regierenden und Regierten ist Tatsache geworden. In der Verfassung vom August 1919 lautet die Präambel: „Das deutsche Volk ... hat sich diese Verfassung gegeben". Hiermit tritt zum ersten Male in der neueren deutschen Geschichte die Nation aus der Rolle des Objekts der Regierung in die des Subjekts. Der Untertan ist zum Bürger geworden, die bequeme Tätigkeit des Gehorchens oder höchstens der bescheidenen Kritik ist abgelöst durch die Pflicht des Entscheidens. Die öffentliche Meinung, früher ein Ding, das die Regierung nach Belieben beachten oder ignorieren konnte, ist heute die entscheidende Macht im Staate geworden. Sie bläst Regierungen und Parlamente hinweg und setzt neue ein. Ihre Lieblinge erfreuen sich königlicher Ehren und wen sie nicht will, den kann sie im Augenblick zum Unbedeutendsten der Menschen machen.

Für uns ergibt sich das Problem, das bereits für Rousseau bestand: Wie ist die Ausübung der Volkssouveränität durch den Souverän möglich, da es doch sichtbar ein Unding ist, daß sich alle Glieder der Nation persönlich oder dauernd an der Regierung beteiligen? Die Antwort, die auf diese Frage alle demokratisch regierten Staaten geben, lautet: Das Volk übt seine Macht durch Ernennung von Vertretern aus, es wählt aus seiner Mitte Männer, denen es Vollmacht gibt, in seinem Namen zu regieren, und wenn diese Männer seine Erwartungen nicht erfüllen, hat es die Möglichkeit, seinem Willen Ausdruck zu geben, indem es sie nicht wiederwählt. Das Unzureichende dieser Repräsentationslogik ist oft genug aufgezeigt, um hier noch des langen und breiten erörtert werden zu müssen. Es ist in der Praxis eben so, und die Geschichte eines jeden Vereins beweist das, daß jede Demokratie oligarchische Tendenzen in sich birgt. Die erwählten Führer fangen sehr bald an, die Herkunft ihrer Machtbefugnisse zu vergessen und eine Führeraristokratie zu bilden, der gegenüber die Masse der Geführten machtlos

ist. Bei den Parlamentswahlen hat der Wähler im Grunde nur die Auswahl zwischen einer Reihe von Persönlichkeiten, die ihm durch eine Anzahl Komitees präsentiert werden. In Wahrheit werden die Parlamente nicht durch das souveräne Volk, sondern durch einige unverantwortliche und anonyme Parteifunktionäre ernannt. Man kann getrost behaupten, daß zum Beispiel auf die Zusammensetzung des deutschen Reichstages höchstens 5000 Personen wirklichen Einfluß haben, alle übrigen Wähler haben nur das Recht zu entscheiden, ob sie lieber die Kreaturen des Komitees A oder die des Komitees B als ihre Vertreter sehen wollen. Bei diesem Stande der Dinge muß man sich fragen, wie ist denn überhaupt noch Demokratie möglich und wie kann es immer noch Leute geben, die diese „korrupte" Staatsform noch propagieren. Auf diese Frage nun antworten wir, daß die periodische Presse die wichtige Aufgabe hat, Mittlerin zwischen dem Herrscher und seinen Vertretern zu sein. Sie übt die Kritik an den Volksvertretern, eine Kritik, die diese veranlassen muß, ständig auf den Willen der Nationen zu horchen. Die Aufgaben der Presse im demokratischen Staat sollen im Nachstehenden kurz erörtert werden.

Sobald einmal ein Gemeinwesen so groß wird, daß sich seine Bürger nicht mehr auf einem Markt versammeln können, und sobald die Aufgaben so kompliziert werden, daß der Unvorgebildete nicht mehr imstande ist, sie ohne weiteres zu lösen, bedarf es, wie oben schon gesagt, Personen, die diese Aufgaben für das Volk lösen. Sehr bald wird sich auch die Notwendigkeit herausstellen, daß sich innerhalb der Nationen Gleichgesinnte zur Erreichung bestimmter Ziele zusammenschließen, denn ohne solchen Zusammenschluß würden sich so viele Meinungen wie Köpfe bei den einzelnen Fragen ergeben. Die Existenz der Partei ist die notwendige Voraussetzung für das Funktionieren der Demokratie. Parteien und Klassen machen aus dem ungeordneten Volkshaufen die organisierte Masse, insofern man Masse eine mehr oder weniger fest durch gemeinsame Interessen (Klasse) oder durch gemeinsame Ideen (Partei) verbundene Gruppe nennt. Erst in dieser organisierten Form wird es möglich, daß sich innerhalb des Volksganzen bestimmte Strebungen durchsetzen. Das Ideal der Demokratie ist die Existenz zweier Parteien, von denen die eine die Geschäfte führt, während die andere als Oppostion eine ständige Warnung für die Regierung ist, die ihr übertragenen Vollmachten nicht zu überschreiten. Andererseits wird die Opposition vor hemmungsloser Kritik durch die Erwägung bewahrt, daß sie gezwungen sein kann, am nächsten Tage selbst die Regierungsgeschäfte zu übernehmen. Dieser ideale Zustand wird eben nur dadurch verschlechtert, daß kraft der oligarchischen Tendenzen die Parteibürokratie beider Parteien sehr bald nach dem Prinzip: Leben und leben lassen verfährt und die Demokratie schließlich zum wechselnden Ausbeutungsobjekt beider Parteien wird.

Solche Parteien bilden sich ursprünglich und am einfachsten dadurch, daß eine kräftige Persönlichkeit zahlreiche Menschen in ihren Bann schlägt und sich ein persönliches Gefolge schafft. Derartige Parteibildungen sind freilich nur da möglich, wo es noch große unorganisierte Massen gibt und wo das Gebiet klein genug ist, daß der Führer noch auf die einzelnen persönlich einwirken kann. Im modernen Großstaat sind derartige Parteien selten. In der Regel ist an die Stelle der persönlichen Führung die Ideologie getreten und an die Stelle der direkten Beeinflussung die Presse.

In diesem Punkte setzt die einzigartige Bedeutung und Wirkung der Presse ein. Sie ist das einzige Mittel, durch das ein ständiger geistiger Einfluß auf das Volk ausgeübt werden kann. Versammlungen und persönliche Beeinflussung sind zur Parteienbildung gänzlich ungeeignet, denn sie erfassen immer nur geringe besonders interessierte Kreise und sind stets nur von einmaliger Wirkung. Die suggestive Kraft dauernder Einwirkung ist nur der Presse möglich. Die große Masse des Volkes pflegt nur e i n e Zeitung von bestimmter Richtung zu halten und die ihr hier vorgetragenen Ideen wirken mit der Eindringlichkeit des stetig fallenden Tropfens auf das Gemüt des Lesers, mit einer Wirkung, der sich niemand, am wenigsten aber der einfache Mann aus dem Volke zu entziehen in der Lage ist. Auf diese Weise entstehen feste Gemeinschaften Gleichgesinnter, täglich neu verbunden durch den Vortrag der gleichen Ideen, durch die gleiche Stellungnahme zu gleichen Vorfällen. So bildet die Presse in stetiger Arbeit eine Fülle öffentlicher Meinungen, als deren Komponente sich dann die Politik des Staates ergibt. „Government by public opinion is government by discussion". Regierung durch die öffentliche Meinung, das ist Regierung durch Besprechung: Diese tägliche Besprechung aller Vorkommnisse des politischen Lebens ist Aufgabe und Leistung der Tagespresse. Die öffentliche Diskussion soll nicht leere Erörterung sein; sondern Wirkung haben, darum ist A k t u a l i t ä t die Seele der Zeitung in der Demokratie mehr noch als in jeder anderen Staatsform. Die Dinge müssen in dem Augenblick veröffentlicht werden, wo diese Veröffentlichungen noch Wirkungen ausüben können, wo sie noch nicht abgeschlossen sind. Wir glauben, daß in dieser Tatsache einer der Hauptgründe zu sehen ist, weshalb die Leserschaft von heute mit dem Nachrichtendienst der Vorkriegszeit auf keine Weise mehr zufrieden sein würde.

Es genügt nun nicht, daß die Zeitung bestimmte Ansichten vertritt und ihre Stellungnahme zu den Ereignissen des Tages möglichst rasch dem Leser mitteilt, sondern es ist ebenso notwendig, daß der Leser auch wirklich geneigt ist, diese Einstellung kennen zu lernen, das heißt, die Nachricht oder das Raisonnement muß i n t e r e s s a n t vorgetragen sein. Interessante Aufmachung ist der zweite Grundsatz der Zeitung. Im

Autoritätsstaat war starkes politisches Interesse als Allgemeingut nicht notwendig, ja nicht einmal erwünscht. Die Presse hatte es nicht nötig, ihre Ideen möglichst eindringlich vorzutragen. Entweder sie war möglichst unpolitisch (General-Anzeiger) oder sie trug ihre Ideen in fast akademischer Form vor. Heute ist alles an der Zeitung auf Wirkung abgestellt. Die Kunst des Umbruchs ist erfunden, der langatmige Leitartikel wird immer mehr durch die Nachricht und die kurze Spitze verdrängt. Unpolitische Zeitungen haben aufgehört zu existieren. Der politische Teil ist in allen Blättern das wesentliche geworden.

Zum Staate hat die moderne Zeitung ebenfalls längst eine positive Einstellung gefunden. Man begnügt sich nicht mehr mit bloßer Kritik, sondern ist immer entschiedener zu positiver Mitarbeit bereit. Die Einstellung der Opposition aus Grundsatz verschwindet mehr und mehr. In den älteren Demokratien werden wieder und wieder Presseleute zu Ministern berufen und die Minister sehen es nicht als unter ihrer Würde an, nach ihrem Abgang in der Redaktionsstube zu sitzen.

Innerhalb der Partei übt die Presse ein heilsames Kontrollrecht aus, denn sie vertritt die Interessen der Geführten gegenüber den Führern, sie kann dem Führer große Macht verleihen, wenn sie ihn stützt. Sie ist die wirkungsvolle Tribüne, von der herab die Aussprüche des Führers den Tausenden verkündet werden. Genügt aber der Führer nicht, so kann ihn die Kritik der Presse rasch tödlich treffen, ja schon wenn sie seine Handlungen verschweigt, wird seine Stellung erschüttert. Heilsam für jede Partei ist eine unabhängige Presse, d. h. eine Presse, die nicht in der Hand von Parteifunktionären ist. Eine solche kann auch gegenüber den Führenden ihre Selbständigkeit behaupten und ein Regime der Parteileute verhindern. Entwicklungen, in denen auch die Presse der Partei gänzlich unterworfen ist, halten wir für wenig günstig.

Schafft die Presse so durch Parteibildung die Grundlage jeder ordnungsmäßigen Staatsverwaltung, so erfüllt sie über den Rahmen der Partei hinaus eine zum mindesten ebenso wichtige Aufgabe durch Information. Ist das Volk als Souverän zur Entscheidung über die großen Fragen der Politik gezwungen, so muß es in der Lage sein, sich ein Urteil über die zur Entscheidung stehenden Fragen zu bilden. Das kann es nur, wenn ihm die Möglichkeit gegeben wird, alle wichtigen Tatsachen zu erfahren. Hier wieder tritt die Presse als einfach u n i v e r s a l e L e h r m e i s t e r i n auf. Alles Wissenswerte, politische Nachrichten, kulturelle Ereignisse, Ergebnisse der Wissenschaften, der Künste, der Wirtschaft, des Sportes findet seinen Niederschlag in den Spalten der Tagespresse. Sie stellt eine wahre Enzyklopädie des Wissens dar. Aufgeklärte Völker verlangen von der Presse in erster Linie Nachrichten, nicht Meinungen, die Meinungen wollen sie sich selbst aus dem Material der Nachrichten bilden und wir glauben, behaupten zu dürfen, daß die Jahrzehnte lange unterrichtende

Arbeit der Presse freilich nicht jeden Mann zum großen Politiker gemacht hat, daß sie aber eine Summe von Urteilsfähigkeit geschaffen hat, die im Vergleich mit vergangenen Jahrzehnten einfach ungeheuer ist. Man denke an die völlig unkontrollierbaren Gerüchte, aus denen sich noch vor wenigen Jahren die öffentliche Meinung nährte. Man erinnere sich der einfach grotesken Vorstellungen über Staat und Regierung, wie sie etwa der preußische Landarbeiter der Vorkriegszeit hegte und vergleiche damit das zwar nicht immer völlig klare, aber doch im wesentlichen zutreffende Urteil des geschulten Industriearbeiters und man wird der aufklärenden Arbeit der Presse Anerkennung, ja Bewunderung nicht versagen können. Die Grundlage der Demokratie ist ein genügend großer Bildungsstandard und an seiner Erzeugung ist neben der Volksschule die Tagespresse in erster Linie beteiligt.

Eine dritte und nicht minder wichtige Aufgabe erfüllt die Presse dadurch, daß sie allein es ist, die dem Cliquenwesen der Regierenden mit Erfolg entgegenarbeiten kann. Sie ist nicht von den Führenden, sondern von der Masse abhängig. Das Abonnement ist die Grundlage ihrer Existenz und der Leser hat ein ständiges Mittel in der Hand, seine Unzufriedenheit auszudrücken: Er kann die Zeitung jederzeit abbestellen, das ist ein Mittel, was er seinem gewählten Vertreter gegenüber nur alle paar Jahre zur Anwendung bringen kann. Die Zeitung ist gezwungen, wenn sie Wert auf Verbreitung legt, den Strebungen und Meinungen des Lesers Rechnung zu tragen, eine ideale Wechselwirkung, die man wahrhaft demokratisch nennen kann, besteht zwischen Zeitung und Leser. Die Zeitung bildet durch ihre Führung eine feste Masse. Sie erfüllt den Leser mit einer bestimmten politischen Meinung und erzeugt in ihm einen politischen Willen. Wenn aber diese politische Meinung sich auf die Dauer als den Interessen und dem Willen des Lesers stark zuwiderlaufend erweist, so wird die Folge sein, daß die Masse dem Führer entgleitet, d. h., daß die Zeitung allgemeine Abbestellungen erlebt, und daß sich mit Erfolg eine Konkurrenzzeitung einrichten kann. Vielleicht läßt sich das Verhältnis auf folgende Formel bringen:

Die Zeitung bildet die politische Meinung, versorgt mit Nachrichten, gruppiert die Partei, aber bei alledem muß sie sich im Fluß der Massenströmungen und Wünsche halten.

Trotzdem die Zeitung ohne Zweifel eine außerordentliche Macht repräsentiert, wird sie aus dem obigen Grunde selten einen Mißbrauch mit dieser Macht treiben können. Die Vielgestaltigkeit der Presse und das freie Wahlrecht des Lesers verhindert ein Monopol der öffentlichen Meinung. Überragen allerdings wird die Macht der Presse, wenn einmal alle ihre Organe einmütig sind, dann gibt es allerdings kaum eine Gewalt, die ihr widerstehen könnte. Zeichen solcher Einmütigkeit haben wir im Welt-

kriege gesehen und haben an uns allen die gewaltige Wirkung dieser einmütigen Bearbeitung der öffentlichen Meinung erlebt.

Mit Absicht haben wir bis jetzt die der Presse heute allgemein gemachten Vorwürfe verschwiegen. Es ist bekannt, daß man behauptet, sie wecke die Sensationslust, erzeuge Oberflächlichkeit, Vielwisserei, lasse sich durch privatwirtschaftliche Gesichtspunkte beeinflussen und was dergleichen Vorwürfe mehr sind. Wir wissen, daß die Hauptaufgabe der Presse, aktuell und interessant zu sein, leicht in bezug auf die Gewissenhaftigkeit ihrer Ausführungen Gefahren in sich birgt. Wir wissen auch, daß manche Blätter Sensationsnachrichten einen breiten Raum einräumen, es ist uns schließlich nicht unbekannt, daß auch in manchen Fällen privatwirtschaftliche Rücksichten eine Rolle spielen. Alle diese Dinge sind weder schön noch verteidigungswürdig. Wir behaupten aber, daß es sich bei alledem schließlich nur um Nebensächlichkeiten oder Ausnahmen handelt und daß dies alles kaum ins Gewicht fällt gegenüber der Tatsache, daß kein modernes Staatsleben sein könnte ohne Presse und daß die Presse direkt das Rückgrat des Staates ist. Wir stellen auch mit Genugtuung fest, daß der Vorwurf der Korruption der deutschen Presse bisher von keinem ernsten Beurteiler gemacht wurde, daß man also getrost die Unbestechlichkeit der deutschen Zeitungen für bewiesen erklären darf.

Wir fassen noch einmal kurz zusammen. In der Demokratie sind drei Dinge unerläßlich. Organisierung der Massen, Belehrung und Aufklärung und schließlich die Möglichkeit der Kritik. Diese drei Dinge werden durch die Presse erfüllt und, so dürfen wir sagen, sie werden, wenn man die Unvollkommenheit alles Irdischen als Maßstab nimmt, sogar sehr gut erfüllt. Weil nun die Presse diese wichtigen Aufgaben hat, ist ihre Stellung in der Demokratie eine grundsätzlich andere als im Obrigkeitsstaat. Aus einer mit scheelen Augen angesehenen möglichst unterdrückten Kritikerin wird sie zu einer von allen verhätschelten unentbehrlichen Volksführerin. Damit ist natürlich über Wert oder Unwert der Demokratie selbst nichts gesagt. Wir behaupten lediglich, daß, wenn Demokratie ist, dann auch die Presse eine Notwendigkeit wird.

In Deutschland haben wir seit kaum einem Jahrzehnt die Volksherrschaft und damit die große Ansehenssteigerung der Zeitungen. Jede Macht birgt in sich große Verführungen und Gefahren des Mißbrauchs. Möge die deutsche Presse niemals diesen Gefahren anheimfallen und möge sie sich stets bewußt sein, daß sie ihre Aufgabe zu erfüllen hat, nicht um privater Vorteile willen, nicht zur Stillung persönlichen Ehrgeizes, sondern als eine öffentliche Magistratur, als eine Dienerin der öffentlichen Meinung.

DIE ZEITSCHRIFTEN PESTALOZZIS

HANS WOELBING

Die Zeitschriften Pestalozzis nehmen in der Geschichte der deutschen, wie auch der schweizerischen Presse eine beachtliche Stellung ein. Sie fallen in eine sehr bewegte Zeit, die von neuen Ideen und von mehr oder weniger gewaltsamen Erschütterungen angefüllt ist. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind es die Taten Friedrich des Großen und die französische Revolution, die das Volk wachrütteln; im Anfang des 19. Jahrhunderts stehen Napoleon und die Befreiungskriege im Mittelpunkt der politisch-geschichtlichen Ereignisse. Auf sozial-politischem Gebiete werden durch die Ideen der französischen Revolution neue Bahnen und Wege geschaffen. Bedeutende Dichter reißen das Volk zu höherem Denken empor und geben dem Menschen dauernde Werte. Das ganze Geistesleben im 18. Jahrhundert wird neu belebt durch die Ideen des Engländers John Loke und des Franzosen Rousseau. Der Orthodoxismus mit seinen dogmatischen Fragen und toten Formeln ist überwunden. Auf seinen Trümmern baut der Philosoph Leibniz eine neue Weltanschauung auf. Das neue Bildungsideal war ein brauchbarer, vollkommener und glückseliger Mensch, dessen Handeln durch die Vernunft und vom irdischen Nutzen bestimmt werden soll. Zur Erreichung dieses Zieles, so erkannten die Männer der Aufklärung, ist aber eine durchgreifende Reform der Erziehungsmethoden notwendig, die schon bei der Erziehung des Kindes einzusetzen hat. So tritt gerade in dieser Zeit das pägagogische Ziel in den Vordergrund.

In einer solchen Zeit hätte den Zeitungen die Führung im geistigen Leben zufallen müssen. Aber sie bleiben auf einer niedrigen Stufe stehen, sind nur Nachrichtenblätter mit einfacher Berichterstattung unter der strengen Aufsicht der Regierungen und können sich infolge des Despotismus, der in den meisten Staaten herrschte, nicht entwickeln. Allerdings scheint sich auch für die Presse eine neue Epoche vorzubereiten.

Vorläufig sind es nur die Zeitschriften, die einen gewissen Aufschwung nehmen und zu einer Blüte gelangen. Das starke Hervortreten des erzieherischen Momentes in diesem Zeitalter ist mit die Veranlassung, daß jetzt die ersten Erziehungs-Zeitschriften, die sogenannten moralischen Wochenschriften, entstehen, die schließlich vom Ende des Jahrhunderts ab schon durch rein pädagogische Zeitschriften abgelöst werden. Das rege geistige Leben, die literarischen Fehden und Auseinandersetzungen, die literarischen Gesellschaften veranlassen die Herausgabe von zahlreichen literarischen Zeitschriften.[1])

1) Vergl. die literarische Fehde zwischen Gottsched und den Schweizern Bodmer und Breitinger. Schwabe und Gottsched gaben die Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" heraus, Bodmer die Zeitschrift „Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urteils und des Witzes".

Schließlich war es bei der politisch reich bewegten Zeit nicht zu verwundern, daß einige Zeitschriften trotz der drohenden Zensur den politischen Gedanken in den Vordergrund stellten.[2])

Doch führen diese Zeitschriften keine revolutionäre Sprache in der Art, wie die in anderen Staaten, sondern sie wollen auf erzieherischem, friedlichem Wege Reformen im Geiste der neuen Zeit durchgeführt wissen und das Volk zur Pflege nationalen Sinnes und deutschen Geistes anspornen. Eine Revolution wurde durch die Verdienste der Herrscher (Friedrich II., Joseph II. und Karl August von Weimar), zu denen das Bürgertum Vertrauen besaß, durch die sozialer bestimmtere Struktur des Staates, durch den „aufgeklärten Absolutismus", verhütet und bis ins 19. Jahrhundert verschoben.[3])

Anders in der Schweiz. Hier entstand eine Emanzipationsbewegung des mittleren Bürgertums, das schließlich der Träger der Revolution wurde. Das Geistesleben war erfüllt von einem hitzigen Kampfe zwischen Aufklärung und Orthodoxie. In Zürich brachten Bodmer und Breitinger und andere die Aufklärung zur Blüte, und in der pädagogischen Bewegung fanden z. B. die Ideen eines Basedow in der Schweiz früher Anklang als in Deutschland. Männer, wie Lavater und Iselin, traten für die Interessen des Bürgertums ein und trieben in Wort und Schrift Propaganda für die Ideen der Physiokraten. Man kämpfte gegen die Herrschaft des grundbesitzenden Adels und des städtischen Patriziertums.

Die schweizerische Presse stand natürlich unter strenger Bewachung und obrigkeitlicher Bevormundung, so daß sie in ihrer freien Entwicklung gehemmt wurde. Auch hier spielten zunächst nur die Zeitschriften, die teilweise literarisch, teilweise pädagogisch oder nationalökonomisch eingestellt waren, eine Rolle. Die Wochenblätter brachten zwar im ausgehenden 18. Jahrhundert Nachrichten über die gewaltigen Ereignisse des revolutionären Nachbarlandes; jedoch mußte in diesen Darstellungen jede subjektive Beleuchtung und Kritik fallen gelassen und jede Beziehung der heimischen Verhältnisse zu denen im Auslande vermieden werden. Erst die Schweizer Revolution, die Helvetik genannt, führte einen Umschwung in diesen Verhältnissen herbei.[4])

In dieser geistigen und politischen Gärungs- und Revolutionszeit erscheinen auch die ersten Zeitschriften Pestalozzis, das „Schweizerblatt" und das „Helvetische Volksblatt", während seine „Wochenschrift für Menschenbildung" und sein „Journal für Erziehung" zu einer Zeit (Anfang des 19. Jahrhunderts) herauskommen, in der er auf dem Höhepunkt seines Schaffens, und zwar vornehmlich auf pädagogischem Gebiete, steht. Somit lassen uns diese Zeitschriften, die in die verschiedenen Entwicklungs-

[2]) Damals gründete Wieland den „Teutschen Merkur" (1773), Schubert die „Deutsche Chronik" (1774), Weckherlin die „Chronologen" u. a., Schlözer die „Staatsanzeigen".
[3]) Vergl. Salomon: Geschichte des deutschen Zeitungswesens, 2. Aufl., Leipzig 1906, Bd. 1, S. 178 f.
[4]) Vergl. Das Buch der Schweizerischen Zeitungsverleger, Zürich 1925, Tl. II, S. 346 f

stufen seines Lebens fallen, seine Ideenwelt, sein Streben und Ringen erkennen und decken uns seine journalistische Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten auf. Pestalozzi, der uns in seinen Werken als Wirtschaftspolitiker, Pädagoge, Psychologe, Historiker und Philosoph entgegentritt, zeigt uns als Herausgeber von Zeitschriften und als Journalist eine neue Seite seiner vielseitigen Persönlichkeit. Bei diesen verschiedenartigen Interessen, denen wir bei Pestalozzi, besonders in seinen Zeitschriften-Aufsätzen begegnen, scheint es fast, er gerate dabei ins Uferlose und irre planlos hin und her. Doch läßt sich bei genauer Betrachtung in all seinem Schaffen und Wirken stets das eine Ziel seines Lebens erkennen, dem Volke, besonders den Armen, durch Neuordnung, Reform und Erziehung zu helfen. Und hierbei offenbart sich das Edle in der Persönlichkeit Pestalozzis, daß all sein Handeln von einer großen und tiefen Liebe zu den Menschen getragen und bestimmt wird. Diese Liebe meistert in ihm Temperament und Gefühl, sie durchzieht und belebt seine ganze schriftstellerische Arbeit und zeigt ihn uns als Menschenfreund von Herz und Gemüt.[5])

Diese charakteristische Eigenart seiner Persönlichkeit müssen wir bei der Betrachtung seiner Zeitschriften berücksichtigen. Nicht unvorbereitet und nicht ohne Erfahrung trat Pestalozzi an die Herausgabe seiner ersten Zeitschrift des „ Schweizerblattes" heran. Schon in früher Jugend hat er sich an Zeitschriften als Journalist und Mitarbeiter betätigt. Als 20jähriger Jüngling schrieb er einen Aufsatz, „Agis" betitelt, der im Lindauer Journal[6]) anonym veröffentlicht wurde. Er gibt darin eine Schilderung des sittlichen und politischen Verfalls von Athen und fordert die Nutzanwendung auf sein Vaterland sichtlich heraus.[7]) Als Mitarbeiter ist er an der Zeitschrift „Der Erinnerer"[8]) tätig.

Diese Zeitschrift wurde von der „Helvetischen Gesellschaft zur Gerwe" oder wie sie sich noch nannten „Gesellschaft der Patrioten"[9]) Neujahr 1765 herausgegeben. Unter Bodmers Führung suchte diese Gesellschaft in vaterländischem Geiste Politik zu treiben, die sittlichen Gebrechen der Zeit zu geißeln und sich für Rousseausche Natürlichkeit einzusetzen. Die Zeitschrift allerdings, deren Redakteur Lavater war, erörterte vorzugsweise sittliche Fragen, da politische Darstellungen durch die Zensur verboten waren. Man kann sie vielmehr zu den moralischen Wochenschriften

---

5) Henning, ein Schüler von ihm, sagt: „Pestalozzi schreibt und spricht und handelt nur aus seiner geistigen Anschauung und darum mit Freiheit, Kraft und Notwendigkeit . . . er ist ein starker Seher . . . ja, ich scheue mich nicht es auszusprechen, wenngleich tausend über mich lachen mögen . . . er ist ein Prophet im wahren Sinne des Wortes". (F. Delekat: Pestalozzi, Leizpig 1926, S. 52.)

6) Der genaue Titel der Zeitschrift lautet „Vollständige und kritische Nachrichten von den besten und merkwürdigsten Schriften unserer Zeit nebst anderen zur Gelehrsamkeit gehörigen Sachen". Lindau und Leipzig: Jacob Otto 1766, vergl. hierzu Stck. 12, S. 376 ff.

7) Näheres darüber bei Natorp: Johann Heinrich Pestalozzi. Langensalza 1905 (Greßlers Klassiker der Pädagogik, Bd. XXIII, Tl. 1). Abgedruckt in Pestalozzis Sämtliche Werke, hrsg. von Buchenau, Bd. 1 (fernerhin zitiert mit P. S. W.).

8) „Der Erinnerer", eine Wochenschrift, kam in Zürich bei Füßli u. Co. heraus. Pestalozzis Aufsätze erschienen im 2., 7. und 15. Stück des Jahrganges 1766.

9) Außer Pestalozzi, einem der regsten Mitglieder, gehörten dem Verein seine nächsten Freunde Lavater, Füßli, Bluntschli, Kaspar Schultheß u. a. an.

zählen. Pestalozzi veröffentlichte darin eine Reihe von Aphorismen unter dem Titel „Wünsche".[10]) Sie verfolgen meist maßvolle, moralische und zum Teil pädagogische Absichten. Doch schon 1767 wurde das Erscheinen der Zeitschrift eingestellt, da die Gesellschaft als staatsgefährlich aufgelöst und ihre Mitglieder verfolgt wurden.

Bedeutender für die Veröffentlichung von Pestalozzis schriftstellerischen Arbeiten war die Zeitschrift „Ephemeriden der Menschheit",[11]) die 1776 von Isaak Iselin, dem Ratsschreiber von Basel und Gönner Pestalozzis, gegründet wurde und in der Schweiz und in Deutschland große Verbreitung fand. Diese Zeitschrift gehörte damals mit zu den neuen Erscheinungen in der Zeitungsliteratur; denn sie war nicht mehr eine moralische Wochenschrift, sondern handelte vielmehr von Erziehung, Armenwesen, Nationalökonomie und Gesetzgebung. Iselin stellte Pestalozzi seine Zeitschrift zur Verfügung und förderte und unterstützte hierdurch Pestalozzi in seinen Bestrebungen,[12]) die er auf seinem Gut und Institut zu Neuhof durchzufechten suchte. Dazu mußte Pestalozzi ein Organ haben, in dem er seine Ziele und Ideen des landwirtschaftlich-pädagogischen Unternehmens an die Öffentlichkeit brachte, dafür werben und um Unterstützung bitten konnte. Von seinen Aufsätzen und Abhandlungen in den „Ephemeriden" mögen folgende erwähnt sein: „Eine Bitte an Menschenfreunde und Gönner zu gütiger Unterstützung einer Anstalt . . .",[13]) „Briefe an Herrn N. E. T.[14]) über die Erziehung der armen Landjugend",[15]) „Bruchstück aus der Geschichte der niedersten Menschheit",[16]) „Zuverlässige Nachricht von der Erziehungsanstalt armer Kinder".[17])

Ferner ist noch eine Abhandlung zu nennen, die in den Ephemeriden erschien, die „Abendstunde eines Einsiedlers",[18]) die um so bedeutsamer ist, da mit ihr ein Lebensabschnitt Pestalozzis vollendet ist und der Auftakt einer neuen Epoche anbricht. Die Zeit seiner Erstlingsarbeiten liegt hinter ihm, seine ersten praktischen Versuche auf dem Gebiete der Landwirtschaft und Erziehung sind gescheitert, es beginnt eine neue Periode, in die seine großen schriftstellerischen Arbeiten auf pädagogischem, vor allem aber nationalökonomischem Gebiete fallen, und in der er seine erste Zeitschrift, das „Schweizerblatt", herausgibt. Die Herausgabe einer Zeitschrift ging hauptsächlich von Iselin aus. Nachdem Pestalozzi besonders durch den

10) Abgedruckt in P. S. W., Bd. 1. Der Herausgeber Füßli bringt im 7. Stück eine Notiz, die sich auf die Aufsätze Pestalozzis bezieht, und in der es u. a. heißt: „Unter einer Menge von elendem Zeug aber sind mir vier Seiten voller vortrefflicher Wünsche zugesandt worden. Ich werde dieselben nach und nach meinen Lesern mitteilen". (Siehe P. S. W. Bd. 1, S. 343.)

11) Der Untertitel lautet: „Bibliothek der Sittenlehre, Politik und Gesetzgebung"; sie wurde in Basel bei Johann Schweighauser gedruckt.

12) Iselin fügt als Redakteur auch meist noch einige empfehlende Bemerkungen über Pestalozzi, seine Artikel oder seine Tätigkeit bei. (Vergl. P. S. W. Bd. 1, S. 342 ff.)

13) Erschienen im Märzheft 1777.

14) Sie sind an den Landvogt Niklaus Emanuel Tscharner gerichtet, der ungefähr dieselben Wege geht, wie sie Pestalozzi in Neuhof praktisch ausführt.

15) April- und Septemberheft 1777.

16) Maiheft 1778.

17) Juniheft 1778.

18) Erstdruck in den Ephemeriden v. Mai 1780.

ersten Teil von „Lienhard und Gertrud" seine Befähigung als Volksschriftsteller bewiesen hatte, weckte Iselin den Gedanken in ihm, durch eine periodisch erscheinende Schrift auf das Volk zu wirken.[19]) Durch eine Zeitschrift sollte Pestalozzi seine Ideen an die Öffentlichkeit bringen, seine Kenntnisse und Erfahrungen verbreiten und zu Verbesserungen und Reformen auf staatlichem und sozialem Gebiete anregen. Die Fülle des Stoffes und der Drang und Wunsch, seine Gedanken und Pläne zu veröffentlichen, ließen es angebracht erscheinen, sich von anderen Zeitschriften unabhängig zu machen und mit einer eigenen Zeitschrift auf den Plan zu treten. Schließlich zwang ihn auch die Not dazu, sich und seiner Familie durch schriftstellerische Tätigkeit und Herausgabe einer Zeitschrift Brot zu schaffen.[20])

So gab Pestalozzi am 3. Januar 1782 die erste Nummer einer Wochenschrift mit dem einfachen Titel „Ein Schweizerblatt" heraus, das von da ab regelmäßig Donnerstags erschien. In kleinem Oktavformat, wie die meisten der damaligen Zeitschriften, jede Nummer aus einem Bogen[21]) bestehend, macht das Blatt einen einfachen, schlichten Eindruck. Die Titelblätter der beiden Bändchen, in denen im ersten 25, im zweiten 27 Nummern zusammengefaßt sind, zieren kleine Vignetten.

Das Programm seiner Zeitschrift gibt Pestalozzi in der ersten Nummer in dem Dialog zwischen Autor und Leser bekannt.[22]) Er kündigt hier an, daß das Schweizerblatt weniger eine pädagogische, als vielmehr eine sozialpolitische Wochenschrift sein soll mit der Tendenz, für eine bessere Lage des Volkes zu wirken. Für eine bessere Volksbildung im allgemeinen will er sorgen. Seine Gedanken will er frei und offen darlegen, ohne damit jemanden zu beleidigen. Es soll alles erörtert werden, was zum Hausgebrauch gut ist, das gute Alte soll bewahrt, das brauchbare Neue erprobt werden. Da Volksbildung vornehmlich auf Erziehung beruht, so will er gelegentlich auch auf dieses Gebiet zu sprechen kommen.[23]) Diesem aufgestellten Programm ist er bis zum Schluß voll und ganz getreu geblieben.

Unterstützt wurde er bei seinem jungen Unternehmen hauptsächlich von Iselin und Füßli. Er selbst allerdings bringt als Herausgeber und Redakteur die meisten Aufsätze und Artikel, die entweder gar nicht oder mit einem „P" unterzeichnet sind. Mit der Zeit stellen sich eine ganze Reihe Mitarbeiter ein, die befreundet mit ihm in seinem Sinne zu wirken suchen. Doch sind die Namen der Mitarbeiter nicht genannt, und deren Artikel tragen nur Abkürzungen ihrer Namen.

19) Schweizerblatt Bd. 2, S. 128: „Auch mein Wochenblatt versuchte ich auf sein (Iselins) Anraten . . ."
20) Daß ein Wochenblatt damals genügende Einnahmen zum Lebensunterhalt einbrachte, geht aus dem Briefe Pestalozzis an Iselin hervor, in dem es heißt, daß „ein Wochenblatt sicher soviel abwerfen würde, als mir notwendig wäre, um mit Anstand allda leben und sehen zu können . . ." (Abgedruckt bei Walsemann: Heinrich Pestalozzi, Leipzig 1909, S. 153.)
21) Ein Bogen = 8 Blätter.
22) Vergl. Schweizerblatt Bd. 1, S. 1 ff.
23) Außer gelegentlichen Bemerkeungen bringt er nur einen ausführlichen Artikel „Von der Erziehung". (Vergl. Schweizerblatt Bd. 2, S. 177—192, S. 209—224, S. 226—240.)

H. Füßli bespricht und empfiehlt das „Rheinische Magazin" als eine der wichtigsten Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Arzneikunde, da darin gegen die „Charlatanerie" der Ärzte geeifert wird.[24]) Johann Caspar Hirzel, ein berühmter Arzt in Zürich, der sich besonders durch seine philanthropische und literarische Tätigkeit einen Namen gemacht hat, ist mit einem Nachruf an „Kleopha Ott" in antikem Versmaß vertreten.[25]) Von Tscharner findet sich ein Brief „an Herrn Dreyerherr Münch von Basel, bey Anlaß des Todes Herrn Rathschreiber Iselin" abgedruckt.[26]) Der Philanthrop Eberhard von Rochow veröffentlicht darin eine „Ode auf Iselins Tod".[27]) Noch verschiedene andere Aufsätze scheinen nicht von Pestalozzi herzurühren, vor allem sind mit Sicherheit eine Reihe von Fabeln und Parabeln in Versform einem anderen Autor zuzuschreiben. Auch finden sich einzelne Abdrucke aus anderen Zeitschriften, wie aus dem „Deutschen Merkur" (1782), der „Gazette de deux Pont" (1775) und dem „Journal Encyclopédique" (1775).[28])

Die Pestalozzischen Aufsätze und Abhandlungen handeln in der Hauptsache von der Gesetzgebung und dem Staat, von sozialpolitischen und ökonomischen Verhältnissen.

In dem Gutachten über Kriminalgesetzgebung,[29]) das er dem Junker Arner von Arnheim in den Mund legt, gibt Pestalozzi seine Gedanken über die rechte Behandlung der Verbrecher wieder. Er, der Menschenfreund, will auch den Verbrecher als Mensch behandelt wissen und hält es für eine Staatspflicht, ihn wieder zu einem nützlichen Glied der Gesellschaft zu erziehen. Seine Reformvorschläge zielen darauf hin, die lebenslängliche Gefängnisstrafe abzuschaffen, Arbeitsgelegenheit zu errichten, für die Familien der Gefangenen und für die Strafentlassenen zu sorgen, die Strafarten zu individualisieren.[30]) Diesen Anregungen und Forderungen, durch eine humane Gesetzgebung dem Verbrechen zu steuern und es möglichst durch eine sozialpädagogische Erziehung auszuschalten, schließen sich andere Betrachtungen über das Elend und die Not des Volkes an,[31]) deren Gründe er untersucht, und die er durch Reformen beheben will. Die physiokratischen Lehren haben dabei auf ihn einen großen Einfluß ausgeübt; das ersieht man aus seiner Forderung, daß jeder Mensch ein Recht auf Arbeit und auf die zu seinem Unterhalt nötigen Dinge habe. Die Umstellung des Wirtschaftslebens, die Ausbreitung der Fabrikarbeit, stellt den Staat und die Gesellschaft vor neue Aufgaben, die sich auf wirtschaftliche Hebung und sittlich-religiöse Bildung der niederen Stände beziehen. Wie

24) Schweizerblatt Bd. 2 Nr. 35.
25) Ebenda Bd. 2 Nr. 36.
26) Ebenda Bd. 2 Nr. 42.
27) Ebenda Bd. 2 Nr. 52.
28) Ebenda Bd. 2 Nr. 38, Nr. 43 und Nr. 44.
29) Schweizerblatt Bd. 1 Nr. 19, 20, 22 und 23.
30) Vergl. auch Delekat: a. a. O. S. 138 ff.
31) Schweizerblatt Bd. 1 Nr. 8, Bd. 2 Nr. 26 und Nr. 27.

notwendig hier baldige Hilfe ist, zeigt er durch erschütternde Bilder und Schilderungen von dem leidenden Bauerntum und Proletariat.[32])

Außer diesen Problemen hat er sich auch mit der Religion[33]) und Erziehung[34]) befaßt und fernerhin seinen verstorbenen Freunden, dem Pfarrer Frölich in Birr und Iselin, herzliche Worte des Gedenkens gewidmet.

Die Aufsätze, die die Zeitschrift enthält, sind in Form von Gesprächen, Dialogen, Erzählungen und Anekdoten abgefaßt und kennzeichnen den Stil und die Pestalozzische Eigenart. Es fehlt oft jeglicher Schmuck und klare Gedankenentwicklung, meist ist er breit und schwülstig, vielfach ergeht er sich in Wiederholungen, und seine Darstellungen sind mühsam zu lesen. Dagegen ist sein Ausdruck bildlich klar und anschaulich, und seine Liebe zu den Menschen spricht aus den Zeilen.[35])

Es ist erklärlich, daß die Wochenschrift einmal schon wegen des Inhaltes, dann aber auch wegen des Stiles beim Volke keine günstige Aufnahme fand. Die höheren Stände aber fühlten sich wohl von der scharfen Tonart, wie ihnen der Verfasser die Wahrheit sagte, verletzt und waren von dem antiaristokratischen Geiste, der das Blatt durchwehte, nicht gerade erbaut. Selbst Iselin war nicht zufrieden und fand an dem Ton etwas auszusetzen.[36]) So blieb also die erhoffte Wirkung des Blattes auf das Publikum aus. Der Leserkreis scheint gering und nicht zufrieden gewesen zu sein. Denn schon am Schlusse des ersten Bändchens[37]) schreibt Pestalozzi selbst: „Ich fühle, wie unbefriedigend einige meiner Blätter den meisten Lesern dieses Blattes haben sein müssen". Er beklagt auch die vielen Druckfehler und die Verständnislosigkeit mancher Mitarbeiter gegenüber der Gesellschaft, hofft aber, „das künftige werde das Gepräg mehrerer Sorgfalt tragen". Trotzdem hat aber auch das zweite Bändchen nicht mehr Anklang gefunden; denn mit Ende des Jahres 1782 mußte das Blatt sein Erscheinen einstellen. Trotz aller Mängel hat das Schweizerblatt eine gewisse Bedeutung gehabt.

Wir haben hier eine Wochenschrift vor uns, die sich als eine der ersten mit sozialpolitischen Ideen befaßt und die in dem Leben und Wirken Pestalozzis eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt hat. Pestalozzi zeigt sich hier besonders als der soziale Menschenfreund, dessen Anregungen und hoffnungsvolle Pläne aber erst in einer neuen Periode, der Revolutionszeit, einer Verwirklichung entgegenzugehen scheinen.

Von der Revolution, die er mit glückverheißenden Worten feiert, erhofft er den Anbruch einer neuen Zeit, in der dem Volk endlich sein Recht zuteil werden soll. Durch seine Parteinahme für das Volk, durch seine Verfechtung der republikanischen Staatsform, durch seinen sozialen Roman

32) Vergl. die Erzählungen „Szenen im Innern Frankreichs" (Schweizerblatt Bd. 1 Nr. 4) und „Bono und Nelli" (ebenda Bd. 2 Nr. 28 und 29).
33) Schweizerblatt Bd. 2 Nr. 35 und 36.
34) Ebenda Bd. 2 Nr. 37, 39 und 40.
35) Vergl. Delekat: a. a. O. S. 50 f.
36) Natorp: a. a. O. Bd. 1, S. 167.
37) S. Schweizerblatt Bd. 1 Nr. 25 unter der Überschrift: „Zum End des ersten Bändchens".

„Lienhard und Gertrud", sowie später (1793) durch seine Revolutionsschrift „Ja oder Nein", lenkt er die Augen der Revolutionsregierungen auf sich. Vom Pariser Nationalkonvent wird er zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt, von der neuen schweizerischen Revolutionsregierung wurde er 1798 nach Lausanne berufen und am 20. August 1798 mit der Redaktion eines offiziösen Regierungsblattes, des „Helvetischen Volksblattes", beauftragt.[38]) Auch diesmal war es wieder ein Freund und Verehrer Pestalozzis, der neue Minister der Künste und Wissenschaften Prof. Albert Stapfer, der sich für ihn einsetzte und ihm diese amtliche Stellung in der neuen Republik verschaffte.[38a]) Seine Wahl wurde noch dadurch begünstigt, daß man seine journalistischen Fähigkeiten, u. a. auch als ehemaliger Herausgeber des Schweizerblattes, erkannt hatte und schätzte. War auch das neue Blatt vornehmlich eine politische Zeitung in Diensten der Regierung, so nahm Pestalozzi doch das Angebot freudig an, da er dadurch außer des materiellen Vorteils einer festen besoldeten Stellung in der Richtung seines Lebenszieles weiter arbeiten und wirken konnte; denn die politische Umwälzung bedingte neue sittliche Aufgaben, und mit der Leitung des „Helvetischen Volksblattes" war zugleich eine erzieherische Aufgabe verbunden.[39])

Die Gründung eines Volksblattes war auch für die neue schweizerische Regierung eine Notwendigkeit. Sie brauchte ein Organ, das auf das Volk einwirkte, die neuen Ideen verbreitete und verteidigte und Gesetze und Verordnungen mit Erläuterungen veröffentlichte. Die wenigen konservativen Blätter, die seit der Revolution noch am Leben geblieben waren, traten mehr oder weniger gegen die Revolutionsregierung auf und mußten durch eine regierungsfreundliche Presse bekämpft werden.[40]) Von den Revolutionsblättern, von denen eine ganze Reihe erschienen waren, können nur wenige als gute Volksblätter bezeichnet werden.[41]) So hing bei der Gründung des Unternehmens von der Wahl des Redakteurs und der Gewinnung von Mitarbeitern viel ab, und die Regierung hat zuerst manche Bedenken gehabt, bis sie die Gründung zum Beschluß erhob.[42]) Vor allem hätte sie es lieber gesehen, wenn ein solches Blatt durch ein Privatunternehmen zustande gekommen wäre,[43]) und sie hat die Vorzüge einer freien, unabhängigen Zeitung gegenüber einem Regierungsorgan wohl erkannt. Denn abgesehen davon, daß ein staatlich unterstütztes Zeitungsunternehmen weniger Bewegungsfreiheit hat, erweckt es, wie auch heute noch, beim Volke zu leicht den Eindruck, als ob die Berichte

38) Medicus: a. a. O. S. 126, und Geißler: Der soziale Pestalozzi. Leipzig 1927, S. 55 f.
38a) Wüst: Heinrich Zschokke, Heinrich Pestalozzi und Heinrich v. Kleist. Diss. Bern 1910, S. 40 f. In der Vorrede im Helvetischen Volksblatt Nr. 1, S. 2 heißt es: „. . . . es wurde ein Herausgeber gewählt, der schon oft mit Glücke zu seinen ungelehrten Mitbürgern geredet und doch so zu ihnen gesprochen hatte, daß auch die gebildetesten ihn gern gehört hatten."
39) Medicus: a. a. O., S. 126 f.
40) Vergl. Das Buch der schweizerischen Zeitungsverleger, Tl. II, S. 345 f.
41) Vergl. die Vorrede im Helvetischen Volksblatt Nr. 1, S. 1.
42) Ebenda S. 2.
43) Ebenda S. 1 f.

und Abhandlungen gefärbt und nicht objektiv sind. Dieser Ansicht sucht allerdings die Regierung in bezug auf ihr Blatt entgegenzutreten und will als freie Volksregierung dem Volke gerecht und offen gegenüberstehen.[44]) Und im Vergleich zu den Blättern der früheren Zeit ist auch das „Helvetische Volksblatt" darin fortschrittlich, daß es die Sitzungsberichte des Rates sowie dessen Verhandlungen veröffentlicht, während die Presse früher sich darüber ausschweigt oder höchstens gefärbte Auszüge bringen durfte. Aber es ist immerhin nicht unabhängig und ist, um mit einem modernen Ausdruck zu reden, parteimäßig eingestellt.

Dieser Einstellung der Regierung zu der Presse entspricht auch die Aufgabe, die das Volksblatt erfüllen soll, „die unschätzbaren Vorteile der Staatsveränderung und die Zeitbegebenheiten im Lichte einer besseren Zukunft, ebenso die Verhandlungen der obersten Gewalten mit ihren Gründen und Absichten auf eine aller Volksklassen faßliche, aber doch für den Gebildeteren interessante Weise darzustellen, sowie die der Wirksamkeit der Regierung und der Gesetze schädlichen Irrtümer zu widerlegen."[45]) Der Zweck soll ferner, so geht aus der Vorrede hervor, Belehrung des Volkes, „Bildung und Veredlung des Volkscharakters, Erweckung der Vaterlandsliebe, Erschaffung des Gemeingeistes" sein.[46])

Zu Mitarbeitern hatte die Regierung bekannte und angesehene Bürger Helvetiens aufgefordert, darunter befanden sich Zschokke, Salis Seewis, der Gesandte Sprecher aus Paris und Tscharner. Zschokke hat jedoch nach anfänglicher Zusage jede Mitarbeit abgelehnt und versucht, Pestalozzis Stellung und das Gedeihen seines Blattes durch Herausgabe eines Konkurrenzblattes, des „Schweizerboten", zu erschüttern.[47]) Ob die andern wirklich mitgearbeitet haben, läßt sich nicht genau feststellen, bekannt sind jedoch folgende Mitarbeiter: der schon früher erwähnte Füßli, der schweizerische Staatsmann und Senator Alphons Pfyffer von Heidegg, Johann Jakob Römer, der Arzt und Rat des Sanitätswesens in Zürich war, und der Dichter und Lehrer Franz Xaver Bronner, der z. B. sein „Schweizerlied" veröffentlichen ließ.[48])

Pestalozzi wendet sich in dem Volksblatt besonders an die Bauern, um die zurückhaltenden Bauernmassen zu gewinnen und ihre Voreingenommenheit gegen die Städter zu beseitigen. An die Urkantone, in denen ein reaktionärer Aufstand ausgebrochen war, richtet er mahnende Worte.[49]) Leidenschaftlich tritt er gegen reaktionäre und politische Gegner auf, während er sonst die neue Regierung immer zur Mäßigkeit mahnt. In

44) Vergl. die Vorrede S. 4 f.
45) Ebenda S. 1.
46) Ebenda S. 3.
47) Vergl. Wuest: a. a. O., S. 40.
48) Helvetisches Volksblatt Nr. 16.
49) Vergl. den Artikel „Revolutionsskizzen", Helvetisches Volksblatt Nr. 1, 2, 3.

dem Artikel „Von Zeitungsblättern, welche gefährlich werden“,[50]) verurteilt er das Vorgehen Hallers, des späteren Göttinger Universitätsprofessors, der in seinen Zeitschriften dem „Berner Tagebuch“ und den „Helvetischen Annalen“ die neue Regierung lächerlich mache und herabziehe. Er rechtfertigt das Verbot dieser beiden Blätter von seiten der Regierung, die damit nicht die Pressefreiheit einschränken, sondern nur der zersetzenden Agitation eines Haller ein Ende bereiten will.

In anderen Artikeln tritt er für die revolutionäre Nachbarrepublik Frankreich ein, deren Heereswerbungen Mißtrauen und Unwillen erregen.[51]) Recht zahlreich sind die Betrachtungen über die erlassenen Gesetze und Handlungen der Regierung, hier und da ist auch von Erziehung und Schule die Rede.

So sehr Pestalozzi sich in seinem Blatte für die neue Regierung und ihre Pläne aus idealer Gesinnung und Hoffnung und mit redlichem Eifer einsetzte, so entsprach es doch nicht den Absichten und Wünschen der regierenden Herren, denn das Blatt wurde Ende Februar 1799 abgeschafft.[52]) Pestalozzi aber hatte schon im November 1798 die Redaktion aufgegeben, als er von dem Beschluß gehört hatte, daß die Regierung ein „Allgemeines Helvetisches Tageblatt“ unter Zschokkes Leitung herausgeben wolle.[53]) Ihn selbst trifft aber weniger eine Schuld; denn auch unter der neuen Redaktion hat sich das Blatt nicht gebessert. Wohl mag das Urteil Zschokkes vielleicht zutreffen: „Pestalozzis Volksblatt wurde nicht gelesen. Es war nicht im kindlich-einfachen Ton und Geist des gemeinen Mannes geschrieben, der damals kaum imstande war, Kalenderhistorien zu lesen und zu verstehen. Es fehlte dem Blatt außerdem Glaube und Zutrauen; denn es erschien auf Kosten der Regierung und ward von ihr unentgeltlich den Beamten zugesandt.[54]) Zschokkes neues Blatt aber hatte ebenso wenig Erfolg wie das Pestalozzis. Der Mißerfolg lag vielmehr an dem Mißtrauen des Volkes gegen alles, was von der neuen Regierung kam. Anerkannt muß werden, daß das Blatt von einem frischen und begeisterten Ton durchweht war und für die Geschichte der Zeit sowie für Pestalozzis Stellung zur Revolution wichtige Dokumente enthält.

Mit dem Niedergang des „Helvetischen Volksblattes“ tritt Pestalozzi allmählich vom politischen Schauplatz zurück und widmet sich jetzt der ihn ganz in Anspruch nehmenden Aufgabe der Volks- und Menschenbildung. Er sucht diese Aufgabe auf praktisch-pädagogischem und methodischem Wege zu lösen. Stanz, Burgdorf, Münchenbuchsee und Iferten sind die Erziehungsstätten seiner Arbeit, die seinen Ruhm weit über die Grenzen der Schweiz hinaustragen. In Iferten begann die Zeit

50) Vergl. Helvetisches Volksblatt Nr. 8.
51) Vergl. ebenda Nr. 9 (Beilage), z. B. den Artikel „Ein Wort über die angetragene französische Werbung“ und Nr. 11 „Vom Bündnis der Franken und der Schweizer“.
52) Wuest: a. a. O. S. 41.
53) Ebenda S. 41.
54) Ebenda S. 41.

seiner großen Erfolge und der Ausbau seiner Methode. Hier reift auch der Gedanke heran, seine Erziehungsprobleme und Methoden in einer Zeitschrift niederzulegen und an die Öffentlichkeit zu bringen. Die Ausbreitung der Pestalozzischen Ideen, die Gründung von im Pestalozzischen Geiste geleiteten Erziehungsanstalten, sowie die allenthalben veranstalteten Erziehungsversuche mußten es angebracht und notwendig erscheinen lassen, eine pädagogische Zeitschrift zu gründen, die von den Ergebnissen, Erfolgen und dem Fortschreiten der praktischen und theoretischen Methodenforschung Pestalozzis unterrichtete. Die Zeit, in der man in den verschiedensten Ländern, vor allem aber in der Schweiz und in Preußen für die Erziehung und Bildung des Volkes das größte Interesse zeigte, war ja besonders dazu angetan, die Entwicklung der pädagogischen Presse zu fördern und derartige Zeitschriften entstehen zu lassen.

So war es sehr bedeutungsvoll, daß Pestalozzi und seine Anhänger ein pädagogisches Organ gründeten.[55]) Und zwar traten sie im Jahre 1807 gleich mit zwei Zeitschriften an die Öffentlichkeit, dem „Journal für Erziehung" und der „Wochenschrift für Menschenbildung".

Das „Journal für Erziehung",[56]) das mehr die wissenschaftlichen Ansprüche befriedigen sollte, erschien bei H. Gräff in Leipzig mit dem Untertitel „H. Pestalozzis Ansichten, Erfahrungen und Mittel zur Beförderung einer der Menschennatur angemessenen Erziehungsweise." Das einzige erschienene Heft enthält nur Aufsätze aus Pestalozzis Feder. Die Aufgabe der Zeitschrift ist, die pädagogischen Ideen und Methoden Pestalozzis zu fördern, wissenschaftlich zu begründen und zu verbreiten. Sie soll deshalb Darstellungen und Abhandlungen über diese Methode enthalten, über praktische Versuche und Erfahrungen mit dieser Methode berichten und Kritik und Verbesserungsvorschläge bringen. Diese vielversprechende Aufgabe hat aber die Zeitschrift nicht erfüllen können, da sie nur einmal in einem Heft von 172 Seiten erschienen ist. Der Inhalt dieses Heftes zeigt aber, daß Pestalozzi dem aufgestellten Plan seiner Zeitschrift nachzukommen versucht. In klarer und bestimmterer Form als früher spricht hier der gereifte und erfahrungsreiche Pestalozzi zu seinen gebildeten Lesern, erörtert seine Erziehungsversuche,[57]) bringt die Fortsetzung seiner gehaltvollen Arbeit „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt"[58]) und gibt eine praktisch-methodische Anleitung für den Rechenunterricht.[59])

Daß die Zeitschrift sobald wieder einging, hat wohl seinen Grund darin, daß zwei Zeitschriften nebeneinander mit nur wenig voneinander abweichenden Tendenzen nicht bestehen konnten. Da nun das „Journal

55) Der Plan zur Gründung einer Zeitschrift bestand schon seit dem Jahre 1804. (Vergl. die Einleitung zum „Journal für Erziehung".)

56) S. die Ankündigung in der „Wochenschrift für Menschenbildung Bd. 1, Stück 1, S. 15 f.

57) Vergl. den Aufsatz: „Ein Blick auf meine Erziehungszwecke und Erziehungsversuche". (Journal für Erziehung, S. 1 ff.)

58) Enthält den 3.—8. Brief. (Journal für Erziehung, S. 58 ff.)

59) „Bericht über meinen Versuch, einer Abteilung von Schülern der zweiten Klasse Anleitung zur schriftlichen Darstellung der Zahl und ihrer Verhältnisse zu geben". (Journal für Erziehung, S. 117 ff.)

für Erziehung" nur für gewisse gebildete Kreise bestimmt war, die „Wochenschrift für Menschenbildung" sich aber an alle Kreise wandte, so war es erklärlich, daß die volkstümlichere Zeitschrift das „Journal" um mehrere Jahre überdauerte.

Die Aufgabe des eingegangenen „Journals für Erziehung" mußte nun auch die „Wochenschrift für Menschenbildung" übernehmen. Ihre Aufgabe ist umfassender, und sie will, wie der Name schon sagt, im allgemeinen und speziellen die Bildungsprobleme und Erziehungsmethoden erörtern. Das Bedürfnis und die Notwendigkeit einer solchen Zeitschrift begründet Pestalozzi in dem Einführungsaufsatz „Aber wozu ein Blatt für Menschenbildung?"[60]) In packenden und mahnenden Worten wendet er sich an die Eltern und Erzieher, sich der Sache der Menschenbildung anzunehmen. Die Bildung und „Erziehung ist das Höchste und Größte, das die Unschuld des menschlichen Geistes und des menschlichen Herzens zu erfüllen vermag". An der Aufgabe der Menschenbildung mitzuarbeiten muß Pflicht eines jeden Menschen und soll der Zweck der Wochenschrift sein.

Diese Zeitschrift versprach viel, und die Herausgeber, unter denen außer Pestalozzi Johannes Niederer[61]) und Josef Schmid[62]) zu nennen sind, hatten weit und breit als Erzieher und Wissenschaftler einen guten Ruf. Besonders Niederer war es, der sich voll und ganz der Redaktion der Zeitschrift widmete; ihm vertraute ja Pestalozzi die literarische Durcharbeitung seiner eigenen Veröffentlichungen an. Auch namhafte Mitarbeiter lassen sich feststellen, wie Johann Gottlieb Fichte, der die Ideen Pestalozzis besonders schätzte,[63]) der Prof. der Philosophie in Tübingen Erschenmeyer[64]) und die beiden Musikmethodiker Pfeiffer und Nägeli.[65])

Der Inhalt weist bedeutende Stücke zur Beleuchtung des Schul- und Erziehungswesens, sowie der Methode Pestalozzis und seiner Anhänger auf. Wir erhalten Kenntnis von dem Schweizerischen Schulwesen, von der Einführung der Pestalozzischen Methode im Schulwesen Preußens, von den Erziehungsanstalten in Stanz und Iferten, wir hören von „Vorschlägen zu Unterrichts- und Erziehungsverbesserungen" und werden eingeführt in die Pestalozzische Methode und in seine Ideen über die Elementarbildung. Insbesondere wird die Methodik des Religions-, Rechen- und Gesangsunterrichts behandelt und die Pflege der Körperbildung und Gymnastik empfohlen. Aufsätze über die Landschulen, über Armen und

60) Vergl. Bd. 1, Stück 1 und 2.
61) Er war reformierter Pfarrer, philosophisch geschult und Mitarbeiter Pestalozzis am Institut zu Iferten. (Medicus: a. a. O. S. 150.)
62) Auch einer der Lehrer und Mitarbeiter am Institut zu Iferten war besonders auf dem Gebiete der Didaktik eifrig tätig. (Medicus: a. a. O. S. 159.)
63) Vergl. den Artikel „Urteil über die Pestalozzische Methode". (Wochenschrift Bd. II, Stck. 11.)
64) „Prolegomena zu jeder künftigen Pädagogik". (Wochenschrift Bd. IV, H. 2.)
65) „Die Pestalozzische Gesangbildungs-Lehre nach Pfeiffers Erfindung kunstwissenschaftlich dargestellt im Namen Pestalozzis, Pfeiffers und ihrer Freunde von Hans Georg Nägeli". (Wochenschrift Bd. III, H. 1.)

Industriebildung schließen sich an. Bücherbesprechungen finden sich hier und da verstreut.

Obwohl der Inhalt der Wochenschrift bedeutungsvoll und anziehend ist, blieb der Erfolg auch bei dieser Zeitschrift aus. Niederer hatte zudem infolge seiner Entfremdung mit Pestalozzi zuletzt seine Tätigkeit an dem Blatte mehr und mehr eingestellt. Scharf kritisiert wurde die Tonart des Blattes, die vielfach zu hoch und schwierig zu verstehen gewesen sei. Die Herausgeber sprechen einmal selbst die Vermutung aus, daß manchen „der Geist und die bestimmte Richtung der Schrift aus den einzelnen Blättern nicht klar und der Sinn in vielen Punkten nicht deutlich geworden ist".[66]) Vor allem aber wird das unregelmäßige Erscheinen des Blattes bemängelt; trotz der Versprechungen der Redaktion ist dieser Mangel nicht behoben worden.[67])

So ging diese Wochenschrift, nachdem in den Jahren 1807—1811 vier Bände erschienen waren,[68]) ein. Es war Pestalozzis letzte Zeitschrift, die er herausgegeben hat, und in der er sich vor allem als Pädagoge und verständnisvoller Leiter gezeigt hat. Ihre Bedeutung liegt vornehmlich auf pädagogischem Gebiete; sie ist kein „flüchtiges Zeitungsblatt, das so bald vergessen wird", sondern ist, wie es in der Vorrede heißt,[69]) „der Anfang und die einige Hauptgesichtspunkte bestimmende Einleitung eines fortlaufenden Kommentars der Pestalozzischen Erziehungsunternehmung in ihrem weiteren Umfange". Sie nahm in der damaligen pädagogischen Presse infolge ihres berühmten Herausgebers und ihres wertvollen Inhalts eine führende Stellung ein.

66) Vergl. die „Wochenschrift für Menschenbildung" Bd. 1, Vorrede.
67) Natorp: a. a. O. S. 286.
68) Im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer in Aarau.
69) Wochenschrift für Menschenbildung, Bd. 1.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122884742